Die
ſchöne Literatur
in
Oeſterreich.

Hiſtoriſche Skizze

von

Bauernfeld.

Aus der Oeſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde.

Wien 1835.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erben.

Die
ſchöne Literatur
in
Oeſterreich.

Hiſtoriſche Skizze

von

Bauernfeld.

Aus der Oeſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde.

Wien 1835.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'ſchen Erb...

K.K. HOFBIBLIOTHEK WIEN

Die Zeiten sind vorüber, wo Ein Volk auf das andere mit Stolz herab sah, und im Gefühl eigenen Werthes den Charakter und die Erzeugnisse des Fremden höchstens nebenbei gelten ließ. Wenn der Deutsche mit französischer Waare und Literatur hierin eine Ausnahme machte, so war es doch meistens nur die vornehme Welt, die dem Auslande unbedingte Verehrung zollte; das große Publikum nahm die Pariser-Gaben niemals ohne einigen Spott und Widerspruch hin, ja, zur glänzendsten Zeit unserer Literatur that sich jeder Knabe etwas darauf zu Gute, daß er sich, auf die besten Muster gestützt, ungestört über Racine und Voltaire lustig machen durfte.

»Des thät'gen Mann's Behagen sei Parteilichkeit!«

war damals das Losungswort. Und wirklich mußte der Deutsche, wenn er anders seiner Kräfte bewußt werden und selbst schaffen sollte, den fremden Einfluß rücksichtslos zurückweisen, und sich seines innersten, eigentlichsten Lebens und Wesens auf einige Zeit mit Vorliebe erfreuen. So entstand denn, durch politischen Einfluß aufs höchste angeregt, jene Deutschthümelei, die nun so gänzlich verschollen ist. Eine allgemeine, durchgreifende Bildung hat seitdem jenes rohe Wesen gänzlich abgestreift. Wir erkennen das Vortreffliche und Gute in den Werken der Franzosen und Engländer ohne alles Vorurtheil; und da wir den ersten Schritt gethan, so fühlen wir uns geschmeichelt,

daß diese geistreichen Nationen sich beeilen, uns entgegen zu kommen, und sich unsere Literatur mit Liebe und Eifer anzueignen. Eine ausführliche Darstellung, wie die deutsche Poesie insbesondere auf die neueste französische Literatur eingewirkt, würde in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Aufschlüsse gewähren, und die wichtigsten Betrachtungen veranlassen.

Die Deutschen machten in der allgemeinen Bildung noch einen weiteren Fortschritt: sie lassen sich gegenwärtig auch unter einander gelten. Die literarischen Fehden werden immer seltener. Wenn selbst Goethe und Schiller mit ihren ersten Werken dem heftigsten Widerspruch begegneten, so kann heutigen Tages ein junger Autor, wenn er anders etwas Gutes liefert, überzeugt seyn, in Kurzem ehrende Anerkennung zu finden. Ein Recensent, der an einem wirklichen Talent sein Müthchen kühlen wollte, würde in dem Publikum kaum einigen Anklang finden. So frägt man auch bei einem neuen Buche nicht mehr: ward es in Berlin, Leipzig oder Wien geschrieben? Man läßt das Gute ohne engherzige Rivalität gelten.

So wünschenswerth die unabläßige Fortbildung dieser Humanität, zumeist im Reiche der Geister, erscheint, so kann und soll sie uns doch niemals so sehr verallgemeinen, daß sich nicht jede Nation als ein Ganzes, und in diesem der Einzelne als selbstständiges Individuum fühlen dürfte. Der Ausdruck der Nationalität und der eigenthümlichen Sinnesweise macht ja eben den interessanten Menschen und Schriftsteller. Diese Eigenheiten mit einem gewissen erlaubten Selbstbehagen zu erhalten und zu veredeln, aber ja nicht zu verwischen, sei das Bestreben eines Jeden. Sein Vaterland liebt Jedermann, selbst der Lappe und Samojede; und im Vaterland liebt er vorzugsweise seine Familie, seine Angehörigen,

seine Freunde. Wird Jemand, der einen Herder oder Schiller kennen lernt, deßhalb aufhören, seinen Vater oder seinen Freund zu lieben, weil jene Männer geistreicher oder gelehrter sind, als diese? Gewiß nicht! Er wird jene gewaltigen Geister verehren, bewundern, aber den Vater und Freund, in deren Herzen die Wurzeln seines Daseyns hasten, wird er fortfahren zu lieben bis zum letzten Hauche seines Lebens.

So kann uns auch eine Nation geistreicher, tapferer, kunstempfänglicher erscheinen als die eigene, aber jenes fremde Land hat uns nicht erzeugt, genährt, gelehrt, hat uns nicht Aeltern und Freunde gegeben; den eigenen Boden kennen wir besser, inniger, wir sind mit manchem seiner Vorzüge vertraut, die dem Fremden ewig fremd bleiben; wir sind ein Theil, ein Produkt dieses Bodens; mit einem Wort: wir sind im Vaterlande, in der Heimath.

»Wer nicht die Welt in seinen Freunden liebt,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.«

Wie der einzelne Private sich seines Vaterlandes freuen darf, so auch der Schriftsteller; und in diesem Sinne lassen wir den oft mißbrauchten Ausdruck „vaterländischer Schriftsteller" gelten.

Oesterreich hat unstreitig fast in allen Fächern der Wissenschaft bedeutende Männer aufzuweisen; doch machte man ihm von jeher den Vorwurf, daß es in der sogenannten „schönen Literatur" zurückgeblieben. Den Gang und die Fortbildung, so wie den gegenwärtigen Zustand dieser Literatur in allgemeinen Umrissen auf historischem Wege darzustellen, so wie die Hoffnungen für die Zukunft auszusprechen, sei der Zweck und Inhalt dieser Skizze.

Ich maße mir darin keineswegs an, über sämmtliche literarische Erscheinungen unseres Vaterlandes ein streng

kritisches Urtheil zu fällen; ich bemühe mich vielmehr, die allgemeine Ansicht auszusprechen, welche sich über ältere Werke seit einer Reihe von Jahren festgestellt hat, und welche meistens die richtige ist. Gebe ich über neuere Autoren meine eigene Meinung, so suche ich durch kurze Darstellung des Wesens ihrer Werke meine Ansicht zu erläutern und zu begründen. Ich nenne ferner jeden, besonders jeden lebenden Schriftsteller, der mir einen Stein zu dem Gebäude unserer Literatur beigetragen zu haben scheint; ich konnte aber, wenn ich kein Buch schreiben wollte, nicht jedes einzelne Talent genauer bezeichnen, sondern mußte mich beschränken, auf diejenigen Werke näher einzugehen, welche im Inlande, und hauptsächlich auch im Auslande größeres Aufsehen erregt hatten, wobei ich mir nur erlaubte, bisweilen auf solche Produkte aufmerksam zu machen, welche mir minder beachtet schienen, als sie es verdienten. So viel im Allgemeinen, um nicht mißverstanden zu werden.

Unmittelbar vor und während der goldenen Zeit der deutschen Literatur regte der poetische Genius in Oesterreich nur selten seine Flügel. Der würdige Denis ist beiläufig der einzige Dichter, der sich aus der frühesten Periode nennen läßt. Seit M. Theresia den Thron bestieg, nahmen häufige Kriege nach Außen und mannigfache Bildungsprozesse nach Innen die Gesammtkraft der Nation in Anspruch, und ließen die heiteren Spiele der Musen nicht gedeihen. Ein großer Mann sprach das Wort der freien Vernunftentwicklung und der milden Duldung aus; tausend kleinere Leute schwatzten es nach, und die Idee wie die Ausführung verunreinigte sich in ihrem Munde und unter ihren Händen. So entwickelte sich jene leidige Aufklärungs- und Toleranz-Epoche, die denn auch mehrere Dichter erzeugte und sie an-

regte, ihre Gesänge zu Ehren der klaren und prosaischen »Vernunft« ertönen zu lassen. Niemand wird Blumauer's Talent, und vor Allem seinen glänzenden Witz verkennen; aber die polemische Richtung seiner Muse, welche durchgehends die Farbe seines Jahrhunderts trägt, wird ihn in den Augen der Nachwelt nicht so hoch stellen, als seine Naturgaben sie zwingen konnten, ihn zu stellen, wenn er diese minder einseitig anwenden wollte. Die wahre Poesie, von Homer bis Goethe, war niemals bloß polemisch. — Nennen wir noch Mastallier, Alxinger und Ratschky, so sind die berühmteren Namen aus jener Periode so ziemlich beieinander. Die tausend und aber tausend Aufklärungs-Broschuren und Gedichte sind verschwunden; als höchst bezeichnend hat sich ein Werk erhalten, welches den Titel seiner Zeit an der Stirne trägt: Faustin oder das philosophische Jahrhundert, eine Art von philosophischem Roman durch Voltaire's Art und Weise angeregt, worin sich die Tendenz der Zeit vollkommen ausspricht, und welches nicht ohne Verdienste ist. — Wie der Zustand der Kritik damals in unserm Vaterlande beschaffen war, erhellt aus den Stimmen der Tonangeber. Von Ayrenhof und Freiherr von Retzer brachten dem tölpischen und ungeschlachten Riesen Shakespeare verschiedene Stiche mit ihren Galanteriedegen bei, und glaubten ihm den Todesstoß versetzt zu haben, weil er sich nicht rührte; er aber schlief sanft fort im Gefühle seines ewigen Ruhms, bis der Eine jener Herren einen Shakespeare'schen Stoff nach seiner Weise bearbeitete, worauf sich denn der Riese im Grabe umkehrte, und seinen Bundesgenossen Goethe ersuchte, den kritischen Bearbeiter durch Götzen's eiserne Faust ein bischen zurechtzuweisen. —

So wenig Ausbeute an Poesie unser Vaterland auch

in jener Zeit darbiethet, so wurde doch damals eine Anstalt gegründet und befestigt, welche mit der Poesie in inniger Verbindung steht, und wenigstens ihrer Natur nach geeignet ist, poetische Talente zu erwecken, wenn auch heutigen Tages und in der Wirklichkeit häufig das Gegentheil vorkommt. Der große Kaiser Joseph brachte das deutsche Theater in Wien auf die Stufe hoher Vollkommenheit. Man hatte schon längst das Bedürfniß gefühlt, auf den Geschmack und die Bildung der mittleren Klassen der Gesellschaft zu wirken, und fand die Bühne hierzu als das tauglichste Mittel. Sonnenfels war der Mann, der durch Wort und That dazu am meisten beitrug. Der Hanswurst im Kärntnerthortheater wurde vertrieben; französisches Schauspiel und italienische Oper beschränkt; deutsche Schauspiele und Uebersetzungen der Meisterwerke der Franzosen sollten vorherrschen. Auch die Volksbühne veredelte sich von selbst, indem das improvisirte Theater nach und nach aufhörte, und Hafner seine Stücke schrieb. Schade, daß dieses eigentliche Talent, dem es durchaus nicht an Erfindungsgabe, noch an Witz gebrach, zu viel Rohheit und zu wenig Geschmack besaß, um andere als Lokal-Stücke zu schreiben. Staatsrath Gebler, selbst Theaterdichter, Henfeld an der Seite, dessen Lessing in der Dramaturgie erwähnt, leitete die Hofbühne mit Eifer und im edelsten Sinn. Durch Kaiser Joseph kam neues Leben in die Sache. Bedeutende Schauspielertalente wurden gewonnen; dem Dichter ward die dritte Vorstellung seines Werkes als Einnahme gesichert; das Theater hieß National-Theater. Wie sehr sich der große Mann selbst in die Details der Bühnenleitung einließ, erfährt man aus der Biographie des Schauspielers Müller, welchen der Kaiser reisen ließ, um Verbindungen mit Dichtern und Schauspielern anzuknüpfen.

Die schönste Frucht dieser Reise war, daß Schröder in der Folge für Wien gewonnen wurde. Sein Doppel-Talent belebte und erweiterte das Theater. Er brachte zuerst Shakespeare auf die Bühne, nebst vielen seiner eigenen Werke und Umarbeitungen; die vortrefflichsten entstanden zum Theil erst in Wien. An Schröder schlossen sich manche andere, wie Jünger, Stephanie an, und förderten in seinem Sinne, wenn auch eben keine poetischen Werke, doch brauchbare Theaterstücke zu Tage. Und so war schon damals gleichsam die Form bezeichnet, in welcher in Oesterreich die Poesie zuerst auftreten und allgemeine Anerkennung finden sollte.

Nach der Zeit dieser Uebergangs-Epoche, wurde ein höchst achtungswürdiger Mann durch das Beyspiel des (im edlen Sinne) populärsten deutschen Dramatikers angeregt, einen Theil seiner Kräfte der vaterländischen Bühne zu widmen.

Joh. Heinrich v. Collin's Trauerspiele sind Werke eines Mannes von Bildung und Geschmack, der zugleich mit den Forderungen der Bühne höchst vertraut war. In einer Geschichte des Oesterreichischen Theaters würden sie jeden Falls eine genaue Würdigung und Auseinandersetzung verdienen. Der rhetorische Prunk jener Stücke verschaffte ihnen in Deutschland zu einer Zeit wenig Eingang, wo durch das Beyspiel der ausgezeichnetsten Talente und durch das Studium und den Genuß von Shakespeare's Werken, die Forderung an Poesie bereits höher gestellt war. Indessen kamen Collin's Trauerspiele den damaligen Bedürfnissen der Wiener-Bühne höchst erwünscht entgegen, und man ward durch eine Reihe von Jahren nicht müde, würdige und männliche Gesinnungen in wohlklingenden Versen aus Korn's Munde zu vernehmen, der eben durch diese Stücke

der Liebling des Publikums wurde. Einem minder gebildeten Theil der Zuschauer waren zugleich Ziegler's Schauspiele eine willkommene Gabe, welche auch die übrigen Bühnen Deutschlands nicht verschmähten.

Das Theater besaß die vorzüglichsten Talente, und hatte sich längst zu dem ersten in Deutschland emporgeschwungen, nur mußte es seinen poetischen Bedarf meistens aus dem Auslande beziehen. Zu erwähnen wäre hier nur, daß Kotzebue während der kurzen Zeit seiner Leitung des Hoftheaters, einige seiner besten Stücke in Wien schrieb, und daß Theodor Körner's Dramen (der freylich als lyrischer Dichter bedeutender ist) ihre Entstehung nur seinem Aufenthalte in Wien und seinen Verhältnissen zu der Hofbühne verdanken, so wie auch Ludwig Zacharias Werner zu mehreren seiner wunderlichen, aber zum Theil höchst poetischen dramatischen Schöpfungen hier angeregt wurde.

Der Zustand der Kritik wurde zu Anfang unsers Jahrhunderts durch einen Mann verbessert, dessen bereits mehrmals in diesen Blättern erwähnt worden. Joseph Schreyvogel (genannt West) setzte sich in seinem „Sonntagsblatt" das Ziel, die neuen Erscheinungen der Literatur und der Bühne gründlich und ausführlich zu besprechen, und auf den Geschmack und die Einsicht des großen Publikums durch überwiegenden Verstand und wahrhaft kritischen Geist zu wirken. Auf Aristoteles und Lessing, wie auch auf die ersten Dichterwerke aller Zeiten gestützt, stellte er sich insbesondere der neuen romantischen Schule, namentlich den bilderstürmerischen Bestrebungen der Gebrüder Schlegel entgegen. Wenn er hierin in seinem Eifer bisweilen zu weit ging, und mitunter sogar die wahrhaft poetischen Erfindungen seiner Gegner verkannte, so muß man bedenken, daß

zur Zeit einer Gährung der Widerspruch sich immer rücksichtslos auszudrücken pflegt, und daß derjenige, der ein Princip bekämpft, sich nicht darauf einlassen kann, das einzelne Gute, was seine Gegner etwa hervorbringen, besonders gelten zu lassen. Hat doch sogar Lessing, indem er seinem Shakespeare in Deutschland Eingang zu verschaffen suchte, nöthig befunden, die französische Bühne vorher mit Stumpf und Stiel auszurotten, deren Verdienst ihm gewiß nicht entgangen war. Unsere Zeit biethet, besonders in politischer Hinsicht, merkwürdige ähnliche Belege dar.

Wie man übrigens auch Schreyvogel's allzu heftigen Eifer gegen die modern-romantische Poesie, deren Anhänger bedeutende Talente unter sich zählten, tadeln mag, so viel bleibt gewiß: die Forderungen und Zwecke des Theaters, dem er sich in der letzten Hälfte seines Lebens mit ausschließender Vorliebe widmete, kannte er weit besser als die Romantiker. Seine Verdienste um die Leitung der Wiener Hofbühne, die so glücklich war, ihn beynahe durch zwanzig Jahre als Dramaturgen und Theater-Secretär zu besitzen, sind noch frisch in Jedermanns Andenken. Was er durch Rath und Beystand dem Schriftsteller geleistet, weiß Jeder, der ihm näher stand. So manches beliebte und belobte Stück, welches hier entstand, verdankt seiner kritischen Feile den günstigen Erfolg, wie es denn auch Müllner und Raupach nicht verschmähten, sich seines Rathes und seiner Prüfung bey ihren bedeutenden Arbeiten zu bedienen. Und wirklich war ein Mann, wie Schreyvogel, der von Natur mehr auf Reflexion und Analyse hinstrebte, als auf lebendiges Schaffen, und der doch zugleich des praktischen Blickes und der nöthigen Technik nicht entbehrte, für den eigentlichen Schriftsteller und Dichter ein unschätzbares

Kleinod, indem ihm dieser Kunstrichter, bei seiner gereiften Ansicht und Erfahrung, gewisser Maßen für ein ganzes Vor-Publikum dienen konnte. Rechnet man hinzu, daß er, bei einem durchaus streng rechtlichen Charakter und bei einer immer gleichen Wärme für alles Gute und Schöne seine Rathschläge ohne alle Nebenabsichten ertheilte, so läßt sich begreifen, daß der Verlust dieses Mannes dem Schriftsteller, so wie der Schauspielergesellschaft gleich unersetzlich erscheinen muß.

Wir besitzen von Schreyvogel eine Sammlung Novellen, die, nebst den geistreichen Erzählungen des Freyherrn v. Steigentesch, das Beste sind, was die Oesterreichische schöne Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Noch bedeutender sind seine Bearbeitungen der spanischen Meisterwerke: „Das Leben ein Traum" und „Donna Diana." Man kann kühn behaupten, daß weder die Deutsche, noch eine andere Nation eine ähnliche, in eigenes Fleisch und Blut übergegangene Umarbeitung eines fremden Werkes besitze. Selbst A. v. Schlegel's berühmte Uebersetzungen Shakespeare's lassen sich hiermit nicht vergleichen, da sie eigentlich darauf hinzielten, den fremden Autor wie er war, und somit freylich auf die wirksamste Weise, dem Vaterlande vorzuführen.

Im Jahre 1816 ward Schreyvogel mit Grillparzer bekannt, der ihm den Plan zu seiner „Ahnfrau" und in der Folge den ersten Akt dieses Stückes mittheilte. Schreyvogel kam dem jungen Autor mit aller Wärme entgegen. Der heitere Gang des Trauerspiels wurde besprochen, mit vielem Hin- und Widerstreiten, wobei der Kunstrichter dem Dichter manche seiner eigenen Ansichten unterschob. In wenig Wochen war das Stück vollendet, mit welchem die Poesie in Oesterreich eigentlich erst geboren wurde. Die Wir-

kung bei der ersten Aufführung der „Ahnfrau“ im Theater an der Wien (Heurteur als Jaromir, die Schröder als Bertha) war außerordentlich. Die frischt Lebensquelle der Poesie drang mit Macht in die trockenen Gemüther der Theaterbesucher. Bald war die Ahnfrau heimisch auf allen Bühnen Deutschlands. Die Wirkung, die Anerkennung war allgemein. Natürlich fehlte es nicht an einzelnen Stimmen der Kritiker, welche dagegen auftraten. Das Stück schien sich einer Schule anzuschließen, deren Bekämpfung zur literarischen Mode gehörte. Welch ein Unterschied übrigens zwischen der „Schuld“ und der „Ahnfrau“! Müllner's Trauerspiel erscheint als das Werk eines höchst verständigen Mannes, der in der Composition seiner Fabel die größte Kunstfertigkeit, ja Meisterschaft entwickelte. Die Schicksals-Idee liegt zum Grunde; darnach ist alles wohl berechnet, alle Häkchen passen in einander, wie bei einer kunstreichen Maschine; der tragische Prozeß mit seinem pro und contra schreitet unaufhaltsam vor, man sieht den Helden sich verstricken, wanken, fallen. Aber der Held selbst, so wie die übrigen Personen, sind keine lebendigen Wesen, sondern vielmehr personificirte Begriffe; eben so ist ihr Verhältniß zu einander kein wahres, natürliches; sie sind nur da, um ein poetisches Rechenexempel lösen zu helfen. Was sie sprechen, ist geistreiche Reflexion, philosophische Zergliederung der Leidenschaft, aber nicht ihre dichterische Darstellung.

»Die Ahnfrau« wird gewiß von der „Schuld« an technischer Kunst übertroffen; dagegen ist sie das Werk eines wahren Dichters. Nicht der kalte, berechnende Verstand hat die Personen und ihre Verhältnisse nach Begriffen ersonnen, und mit einem poetischen Scheinleben bekleidet, nein, hier ist Alles empfunden, erlebt, verkörpert.

»Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend«
hat die Gestalten wirklich erschaut, und der Zauber der schaffenden Phantasie theilt ihre Lebenswärme der schwächeren Einbildungskraft des Zuschauers mit. Diese geheimnißvolle Operation, wodurch das Wort zum Körper wird, geht im Reiche der Kunst seltener vor, als man denkt.

Wie viel an der Wirkung der „Ahnfrau" auf das große Publikum, um einen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen, „stoffartig" war, lassen wir dahin gestellt; so viel ist übrigens gewiß, daß man Grillparzer's Talent noch immer nach seinem ersten Werke ermißt, und das Romantische für die eigentliche Sphäre seiner Kunst hält. Um so überraschender war sein zweytes Auftreten mit einem antiken Stoff. »Sappho« machte darum keine geringere Wirkung.

»Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor«
konnte man dem Stücke zurufen. Der Dichter schien nunmehr zur Anerkennung der gesetzlichen Schranken und Regeln gelangt zu seyn; es gefiel ihm, sich von seiner früheren romantischen Welt mehr zu den Verhältnissen des Lebens zu wenden. Die neuen Elemente, in denen sich die »Sappho« bewegt, kehren ausgebildeter in den späteren Werken wieder.

»Das goldene Vließ«, die Frucht mehrjähriger Arbeit, ist vielleicht in der Art, wie er hier behandelt wurde, einer der größten Stoffe, deren sich jemahls ein dramatischer Dichter bemächtigte. Es war bereits früher häufig versucht worden, uns die antike Welt wieder ins Leben hervorzurufen. Die Franzosen modernisirten sie, und tauchten sie in Sentimentalität; die deutschen Verskünstler der vorigen Jahrzehente glaubten die Auffassung der Antike in der Nachbildung der classischen Form zu finden. Klinger, der die großen Stoffe des Alterthums in der damals üblichen

Theater-Prosa behandelte, brachte sie wohl um Vieles dem Leben und der Natur näher, aber der Verfasser der »Zwillinge« verlieh ihnen eine zu bürgerliche Gestalt. Goethe hatte in der „Iphigenia« das rein Menschliche des antiken Stoffes ergriffen, und ihm den Gehalt und die Form verliehen, welche neue Zeit und Bildung, neue und ganz andere poetische Bedürfnisse erheischten. Die Poesie hatte durch die »Iphigenia« eine neue Eroberung gemacht; aber »Iphigenia« ist kein Trauerspiel. Die tragische Auffassung und Belebung jener gewaltigen Stoffe blieb noch immer eine Aufgabe der Neueren. In »Pandora's Wiederkehr" erscheint die Blüthe des antiken und modernen Lebens vermählt, jedoch gestaltet sich das kleine Meisterwerk vielmehr zur Allegorie, so wie im zweiten Theil des »Faust« die Griechenwelt symbolisch eingeführt, und halb ernsthaft, halb in literarischem Scherz behandelt wird.

»Das goldene Vließ« biethet in der ganzen neuen Literatur das einzige Beispiel einer echten tragischen Wiederbelebung der Antike dar. Die Art, wie hier das Verhältniß des Jason zur Medea aufgefaßt wurde, gewährt uns einen der tiefsten Blicke in das menschliche Herz. Ein edler jugendlicher Griechenheld, kräftig und ruhmdürstig versammelt andere edle Genossen zum Kriegszug nach den Kolcher-Land. Seine Kraft, seine edle Kühnheit gewinnt ihm das Herz eines wilden jungen Barbaren-Mädchens der Königstochter. Sie verläßt ihm zu Liebe Vater und Vaterland; durch ihre Beihülfe, durch ihre Kenntniß geheimen Zaubers gewinnt er das ersehnte goldene Vließ. Sie wird sein Weib, und er kehrt mit ihr als Sieger in das heitere Griechenland zurück. Aber die Liebe, die unter Kampf und Streit begonnen, und der des Vaters Fluch in die Fremde folgte, war keine glückliche. Mit Grauen

dachte Jason an Medeens Zauberkünste; ihre wilde Leidenschaft genügte seinem Herzen nicht, welches nach der stillen innigen Neigung des Weibes verlangte. Zwei ungleiche Naturen waren an einander gerathen; ein wunderbares Verhängniß hatte sie verbunden, sie, die sich aus Liebe haßten, und im Hasse liebten. Der Zwiespalt im Innern der beiden Gatten wuchs langsam, ward durch Schweigen genährt, und wurde unvertilgbar.

»Auf Kampf gestellt, rang ich mit ihr, und wie
Ein Abentheuer trieb ich meine Liebe.«

»Durch sie ward mir das räthselhafte Vließ,
Sie führte mich in jene Schauerhöhle,
Wo ich's gewann, dem Drachen abgewann.
So oft ich ihr seitdem ins Auge blicke,
Schaut mir die Schlange blinkend d'raus entgegen,
Und nur mit Schaudern nenn' ich sie mein Weib.«

»Vier Jahr verschob die Rückkehr uns ein Gott,
Durch Meer und Land uns in der Irre treibend.
In Schiffes Enge, stündlich ihr genüber,
Brach sich der Stachel ab des ersten Schauders;
Geschehn war, was geschehn — sie ward mein Weib.«

In dieser finstern Stimmung des Gemüths landet Jason mit Medea in Griechenland. Aber seine Vaterstadt verachtet das mitgebrachte Barbarenweib; das trotzige Herz der Fremdlingin verschmäht es, sich die Zuneigung der neuen Freunde zu gewinnen. Auch hier schrecken ihre geheimen Künste; man gibt ihnen Schuld an König Pelias Tod. Jason wird aus seiner Vaterstadt verbannt, und kommt mit Medea als Flüchtling nach Korinth, dessen König ihn aufnimmt, und selbst vor dem Gericht der Amphiktyonen schützt, und nur die geächtete Medea dem Banne Preis gibt. Jason fand in des Königs Hause und in Kreusens Nähe die

holde, entschwundene Jugendzeit wieder, er gab sich auf einen Augenblick der seligen Erinnerung hin — da tritt die düstere Gefährtin seines Lebens drohend und heischend vor ihn: er sieht in ihr nur mehr die Unheil spendende Zauberin, vielleicht die Mörderin seines Oheims, wofür sie ganz Griechenland hält. Wer soll Dir glauben, ruft er ihr zu, daß Du den König nicht getödtet? Medea antwortet: Du! Dieses »Du« ist weit tiefer, weit poetischer, als das berühmte m o i der Französischen Medea. — Der Bruch ist unheilbar geworden. Die Gatten trennen sich. Jason verliert seinen Muth, seine Kraft; Medea gewinnt sie. Verachtet, ausgestoßen aus der Gesellschaft, von ihrem Gatten verlassen, ihrer Kinder beraubt, im innersten Leben verletzt, ruft sie die alten Zauberkräfte wieder auf, denen sie freywillig entsagt hatte. Sie erfüllen sie mit neuem, dämonischem Leben; sie stacheln sie auf, des Königs Haus, die verhaßte Kreusa zu vernichten; sie spornen sie an, zur entsetzlichsten That: zum Morde der eigenen Kinder. — Man kann die furchtbare Katastrophe nicht tragischer und zugleich natürlicher herbeiführen. Jedes Motiv dazu ist aus der innersten Natur des Weibes entnommen; die That selbst ist nicht die Folge gewöhnlicher Leidenschaft, alltäglicher Eifersucht; sie geht aus dem unseligen Verhältniß der beiden Gatten, das sich vor unsern Augen entfaltete, beinahe mit unabweisbarer Nothwendigkeit hervor. Das schwere Problem ist gelöst: daß wir Medea nicht gänzlich verabscheuen, weil sie die Gränze der Menschheit überschritten, sondern sie, diesem Jason gegenüber, mehr bemitleiden. Das goldene Vließ, woran sich in der Erinnerung der Tempelraub und der Mord des Gastfreundes knüpft, schreitet als Verhängniß im antiken Sinne durch die Trilogie.

Die Ausführung des großen Werkes zeigt sich ungleich.

Eine tief eingreifende Störung seines innern Lebens scheint den Dichter gehemmt zu haben, das Werk wie aus Einem Guße zu gestalten, und vollendet abzuschließen. Die vier ersten Akte der »Medea« dürften sich übrigens dem Vollkommensten anschließen, was die tragische Poesie der Deutschen jemahls erstrebte. Die Wirkung der Trilogie war nicht durchgreifend. Es war im Ganzen »Kaviar für's Volk.« Freilich ist das wild Leidenschaftliche der „Ahnfrau« und die ruhige Klarheit der »Sappho« leichter aufzufassen. Es bedurfte des Spieles einer Schröder, um wenigstens den letzten Theil der Trilogie für das Repertoire unserer Theater zu gewinnen.

Indessen war das einmal gestörte Gemüth unsers Dichters nicht so leicht wieder beruhigt. Aeußere und innere Lebensverhältnisse wirkten nachtheilig auf seinen Genius. Lyrische Mittheilungen aus jener Zeit machten uns zum Theil mit seinem Zustande bekannt. Ich erinnere hier vor Allem an »Incubus.« So viel scheint gewiß, daß Grillparzer, vielleicht schon während der Ausarbeitung der Trilogie, die ursprüngliche reine Freude am Produziren verlor. Uebrigens folgten sich dennoch größere Werke, wenn auch in bedeutenden Zwischenräumen: »König Ottokars Glück und Ende,« »Ein treuer Diener seines Herrn«, »Des Meeres und der Liebe Wellen.« Die Auseinandersetzung der Ursachen, welche, außer einer krankhaften körperlichen Reitzbarkeit, das Gleichgewicht seiner Seele störten, bleiben dem Biographen des Dichters überlassen.

Grillparzer's letztes Werk ist „der Traum ein Leben,“ eigentlich die Wiederaufnahme einer Jugendarbeit. Er hat sich ausschließlich dem Theater zugewendet, und leider zu einer Zeit, wo dieses bereits seinem Verfalle nahe und das edlere Interesse dafür, besonders für die Tragödie, fast

erloschen ist. Grillparzer steht gegenwärtig im kräftigen Mannesalter. Es läßt sich daher erwarten, daß er nunmehr, als mächtiger Beherrscher seiner Verhältnisse und Stimmungen, den goldenen Faden der Poesie wieder aufnehmen wird.

Man muß übrigens nicht vergessen, daß die zarte Organisation, welche geistiges Produziren möglich macht, auch empfindlicher ist gegen die rauhe Einwirkung der Außenwelt. Eine Laute ist bald verstimmt. Auch die Blume des Geistes verschließt sich vor unsanfter Berührung. —

Gleichzeitig mit Grillparzer trat in der literarischen Welt auf Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz. Er versuchte sich in verschiedenen Formen des Drama, und bewährte in allen den Poeten, am meisten in seinem letzten Werk: »Tasso's Tod.« Uebrigens scheint seiner lyrisch-epischen Natur die bewegliche dramatische Form noch minder gemäß als dem großen Dichter des »Don Juan.« Seine Gedichte, vor Allem seine »Todtenkränze,« haben ihm die Anerkennung und den Beifall von ganz Deutschland erworben. Seiner Uebersetzung des »Child Harald« sieht man mit Verlangen entgegen. Uebrigens wäre zu wünschen, daß sich Zedlitz eines großen epischen Stoffes bemächtigte, und darin die Resultate seiner poetischen Anschauungen niederlegte.

In neuerer Zeit machte sich Deinhardstein durch seinen »Hans Sachs« und »Garrik in Bristol« einen bedeutenden Namen in der theatralischen Welt. Diese beiden Stücke schließen sich dem poetischen Lustspiel in einer Art an, deren fernere Kultur höchst wünschenswerth wäre. Die Leistungen der Frau von Weissenthurn im Felde des bürgerlichen Schauspiels und Lustspiels sind seit einer Reihe von Jahren in Jedermanns Andenken.

Außer den genannten befinden sich in Oesterreich noch

folgende bekannte dramatische Schriftsteller: Braun v. Braunthal, Castelli (eigentlich mehr Bearbeiter und Uebersetzer), Eduard Duller, Karl Egon Ebert, Kuffner, Johann Graf Mailáth, Marsano, Panasch (Verfasser des „Alboin"), Frau v. Pichler, O. Ernst Pohl (Verf. der „Pest in Leon"), Treitschke, Weidmann, und der Verfasser dieses Aufsatzes.

Einer eigenthümlichen Erscheinung ist hier zu gedenken, die sich wohl nur aus dem bewegten und mannigfaltigen Treiben einer volkreichen, lebendigen und jede Art von Richtung pflegenden Residenzstadt entwickeln konnte. Ich meine Raimund's, des genialen Schauspielers, Theaterstücke. Schon längst hatte er durch sein vorzügliches Darstellungstalent die mehr oder minder gelungenen Lokalstücke und Zauberpossen der Volksdichter (Gleich, Meisl, Bäuerle) in's rechte Licht zu stellen und im Einzelnen zu veredeln gewußt, eh' er selbst als Autor auftrat, und mit Einem kühnen Aufschwung alle seine Vorgänger weit hinter sich zurück ließ. Er fühlte in sich ein poetisches Bedürfniß, welches er, bisweilen auf die wunderlichste Art, zu befriedigen suchte. Allein vielleicht ist es gerade die Mischung so mancher widerstrebenden Elemente, welche seine Dichtungen für das große Publikum und für den Kunstfreund gleich anziehend macht. Raimund hat, wenn er dichtet, einen doppelten Zweck vor Augen: Er muß zuerst demjenigen Publikum Genüge thun, dem er sich zu Anfang seiner Bahn weihte, und dessen Bedürfnisse er niemals außer Acht lassen darf. Dieses verlangt denn vor allen Dingen, außer einigem äußeren Glanz und Flitter, seinen Liebling in einer bedeutenden komischen Rolle zu sehen. Dann will aber der Dichter auch, wie billig, sich selbst befriedigen, und, nebst Spaß und Lachen, auch Einiges

aus seinem innern Leben darbringen. Es macht dem edlen Herzen Raimund's nur Ehre, und ist seiner Bildungsstufe ganz gemäß, daß er zu dem letzteren Zweck Poesie und Moral gleichsam verknüpft, und so in den Allegorien seiner Zauberwelt das Sittliche-Schöne wie verkörpert darstellt, das er im wirklichen Leben oft so schmerzlich vermißt. Zugleich mochten ihm, als Dichter, Shakespeare's und Calderon's Manier vorgeschwebt haben, wie sich ihm als Menschenbeobachter täglich Scenen des Wiener Volkslebens darbothen, und den Schauspieler und Theaterdirektor die Produktionen der Hoftheater anregten, auch seine Untergebenen auf eine höhere Kunststufe zu heben. Diese verschiedenartigen Anregungen sind es nun, die, wie ich oben bemerkte, nur in einer so lebenskräftigen und vielgestaltigen Residenz, wie Wien, möglich sind.

Sie erzeugten jene trefflichen Schöpfungen Raimund's: „der Diamant des Geisterkönigs," „das Mädchen aus der Feenwelt," „der Alpenkönig und Menschenfeind," welche, durch Raimund's Spiel belebt, auch das Ausland als Poesie aufnahm und pflegte. Stücke dieser Art werden immer willkommene Gabe, ja zeitgemäßes Bedürfniß seyn.

Diese Mischung von Ernst und Scherz nebst der genauesten Theaterkenntniß und einer eigentlich sittlichen Richtung macht eben Raimund's Eigenthümlichkeit aus; nur wäre zu wünschen, daß er sich nicht bisweilen allzu sehr einem Hang zur Grübelei, zu überhäuften Allegorien und nicht ganz klaren poetischen Bildern hingäbe. Damit wir aber von dem trefflichen Manne nicht mit einem Tadel scheiden, so sey hier noch erwähnt, daß sein letztes Stück „der Verschwender" sich fast durchgehends seiner bessern Art anschließt, und noch auf viele tüchtige und gesunde neue Er-

zeugnisse hoffen läßt. Das letztgenannte Stück kann Raimund kühn in die Fremde schicken, besonders wenn er es selbst begleitet, und unser Landsmann wird damit überall sich und uns Ehre machen. —

Die epische Dichtkunst scheint in neuerer Zeit weder Stoff, noch Form zu finden. Die Meisterwerke dieser Gattung entstanden in lebenskräftigen, ursprünglichen Zeiten, und gingen aus dem tiefsten Gefühle der Nationalität hervor. Zu den bedeutendsten Versuchen, jenen Gesängen Aehnliches hervorzubringen, gehören nach der Messiade immerhin Ladislaus Pyrker's Werke. Die „Tunisias" insbesondere enthält wahrhaft poetische Schönheiten in denjenigen Theilen, wo uns der Dichter seine eigenen Erlebnisse wiedergibt. Die Anwendung der Maschinen wird in der epischen Poesie der Neueren immer das Mißlichste bleiben. Was ersetzt uns die Götter des Homer? — Bei unserer Art der Bildung, unserer Betrachtungsweise scheint überhaupt der philosophische Roman (im weitesten Sinne) geeignet, die Stelle der epischen Gedichte einzunehmen. »Wilhelm Meister« ist vor der Hand unser Epos.

Die Romanen-Literatur Oesterreichs wird durch eine Dame repräsentirt. Der Name Caroline Pichler, geb. v. Greiner, ist durch eine Reihe von Jahren im In- und Auslande geachtet. Ihre Schriften erfreuen sich vielleicht vor allen inländischen der größten Popularität, indem sie der allgemeineren Bildungsstufe der Gesellschaft zusagen. Reiner Styl, mäßige und einfache Darstellungsweise, sittlicher Charakter sind Eigenschaften, welche eine ähnliche Wirkung hervorzubringen geeignet sind.

Unsere übrigen Novellisten, Eduard Duller ausgenommen (gegenwärtig in Frankfurt am Main als Redakteur des »Phönix«), sind nicht von solcher Bedeutung, daß

man sie mit den ausgezeichneten Schriftstellern dieses Faches in Deutschland vergleichen dürfte, oder daß diese historische Skizze ihre Arbeiten ausführlicher besprechen könnte.

Die bedeutendsten Talente zählt Oesterreich in neuester Zeit im Felde der lyrischen Poesie. Ich nenne hier nur diejenigen Dichter, von denen bereits Sammlungen erschienen, und die, mehr oder minder auch im Auslande Anerkennung gefunden: Braun v. Braunthal, Castelli, Deinhardstein, Drexler-Manfred, Karl Egon Ebert, Frankl (dessen episches Gedicht »Columbus« mit Nächstem erscheint), Anastasius Grün, Hermann v. Hermannsthal, Gottfried v. Leitner, Nikolaus Lenau, Johann Mayrhofer, Passy, Freiherr v. Schlechta, Schleifer, Johann Gabriel Seidl, J. N. Vogl, Freiherr v. Zedlitz.

Castelli's und Seidl's Gedichte sind so ziemlich allgemein verbreitet. Man ist gewohnt, im übrigen Deutschland, besonders den Ersteren für das Prototyp unserer vaterländischen Poesie zu halten, ja, Einer der Stimmführer nennt ihn sogar den österreichischen Anakreon. Viel mochte zu dieser Ansicht beitragen, daß Castelli »Gedichte in niederösterreichischer Mundart« schrieb, die mitunter zu seinen besten gehören. Der naiv gemüthliche und scherzhafte Ausdruck gelingt ihm ganz vorzüglich; im Ernsten und Elegischen wird er von seinem jüngeren Mitbewerber Seidl sowohl in den Gedichten als in den »Flinserln« übertroffen. Auch in der Präcision des Ausdrucks, so wie in der Behandlung des Verses ist ihm Seidl meistens überlegen; dafür bewirkt Castelli durch seine witzigen Wendungen und Pointen, daß man seine inkorrekten Verse und Reime gerne übersieht. Beide Dichter sprechen übrigens eine heitere, bisweilen etwas oberflächliche Lebensansicht aus. Zu verwundern ist

es, daß Seidl, bei seinem Talent und seiner Jugend, bereits seit Jahren verstummt.

Wenn Männer von Geschmack und sogenannter kritischer Einsicht über unsere Literatur sprechen und schreiben, so sollte man doch billig voraussetzen können, daß sie dem großen Haufen nicht nachschwatzen, und daß sie das eigentlich Bedeutende und Würdige heraus zu heben verstehen. In dieser Hinsicht ist der Sänger der »Wlasta« und des »Klosters«, der vortreffliche Balladen- und Romanzendichter Karl Egon Ebert im Auslande noch lange nicht gehörig gewürdigt worden.

Noch minder erkannt scheint der gemüthreiche Gottfried v. Leitner und der geistvolle Johann Mayrhofer. Den Gedichten des letzteren ließ Schubert am besten ihr Recht wiederfahren, indem er viele der bedeutendsten in Musik setzte. »Memnon«, »Antigone und Oedip«, »der zürnenden Diana« u. s. w. sind durch die Musik erst völlig abgeschlossen worden. Die Gedichte machen uns mit einem männlichen und kräftigen Geist bekannt, dem freilich der eigentlich lyrische Schmelz fehlt, und der mehr in resignirender Zurückgezogenheit, wie der Einsiedler aus seiner Zelle, die Erscheinungen der innern und äußern Welt dichterisch betrachtet.

Braun v. Braunthal ist im Auslande fast verbreiteter als im Inlande. Auch seine Poesie ist, wie meistens die der Neueren, Reflexions-Poesie, aber er reflektirt mit Geist, und auch das Gemüth geht dabei nicht leer aus. Schade, daß ihn ein unbezwinglicher Hang zum Bizarren bisweilen vom Wege der Natur ablenkt.

Grillparzer hat seine Gedichte noch nicht gesammelt herausgegeben. Einzelne, wie z. B. »der Abschied von Gastein«, sind in Jedermanns Munde. — An Ludwig Ha-

lirsch darf ich hier erinnern, der leider in jungen Jahren starb, und dem es versagt blieb, ein Talent, welches in heilsamer Gährung begriffen war, weiter auszubilden. — Hofrath v. Hammer, dessen vorzüglichstes Wirken mehr der Wissenschaft als der Kunst angehört, hat doch der Letzteren durch seine Uebersetzungen und Bearbeitungen der orientalischen Dichter keine geringen Dienste geleistet, und biethet das erfreulichste Beispiel dar, wie sich der eiserne Fleiß und die Gründlichkeit des Gelehrten mit den heiteren Spielen der Musen vereinigen läßt.

Die wichtigsten Erscheinungen unserer neuen Literatur sind unstreitig Anastasius Grün und Nikolaus Lenau.

A. Grün trat zuerst mit den »Blättern der Liebe« auf. Es waren die ersten Knospen eines Dichter-Lenzes, der uns bald mit vollen duftigen Blüthen und frischen schattigen Blättern erfreuen sollte. »Der letzte Ritter« folgte. Dieser Romanzenkranz schien nicht das Werk eines 22jährigen Jünglings, sondern eines gereisten Mannes, der seine eigene Zeit und die seines Helden tief und vollständig erkannte und eben so wiedergab. Da ist kein sehnsüchtiges Schwärmen für Mittelalter und Ritterschaft, keine sentimentale Liebschaft, kein Frömmeln und lehnpflichtiges Wohldienen, — sondern jene bedeutende Zeit, die Gränze alter und neuer Bildung, alter und neuer Ansichten, tritt uns klar und bestimmt vor das innere Auge; die wichtige Persönlichkeit des letzten Ritters verschmelzt die einzelnen Bilder zum wohlthätigen Ganzen. Das Lied ertönt ernst und männlich, jetzt tief und elegisch, jetzt ironisch und heiter. Der Sänger erhebt uns zu seinem Standpunkt; wir sehen, was verloren ging, und was aus seinem Schutte zu wecken nicht mehr an der Zeit ist; wir gewahren, wie durch einen ser-

nen Zauberschleier, was uns für das Verlorene entschädigen kann, welche Forderungen wir an die neue Zeit stellen dürfen, und welche sie zu befriedigen im Stande ist. Unser Blick ist erhöht und erweitert, wie nach dem Genusse jedes wahren Dichterwerkes.

„Der letzte Ritter" brachte eine bedeutende Wirkung in ganz Deutschland hervor; sein Verfasser gilt für einen Lieblingsschriftsteller, und er ward, wie bekannt, in der Folge dieser Ehre nicht verlustig. —

N. Lenau trat erst i. J. 1833 mit einem Band Gedichten auf. Ihre Wirkung war so groß, daß schon im nächsten Jahre eine neue Auflage erschien. An den Gedichten fällt uns zuerst die sichere Behandlung der Form auf, zu einer Zeit, wo die etwas liederliche Genialität eines Heine eine Menge Nachahmer weckte, und die unerläßliche Forderung an Schönheit und Klarheit des Ausdruckes herabzustimmen drohte. An Heine läßt man sich's am Ende gefallen, wenn er sich gehen läßt; diese Nachlässigkeit gehört zu seinem Wesen. Ihm ist diese Form ein vornehmes, elegantes Negligé; die Andern, denen sein Geist fehlt, glauben es ihm gleich zu thun, wenn sie im zerrissenen Unterkleide herumspringen.

Nicht nur in der Form, auch im Gehalt kann Lenau für den vollkommenen Antipoden Heine's gelten. Seinem männlich-ernsten Geist ist die Selbst-Ironie durchaus fremd; sein Schmerz äußert sich niemals durch Spott. Eine tiefe Melancholie ist der Grundton seiner Gedichte. Allein seine Trauer spricht sich so schön und so neu aus, sie weiß in der Natur mit scharfem Blick so viele Bilder und Gleichnisse ihrer tiefen Anschauungen zu finden, daß man sich gerne darein vertieft. Man wirft den Gedichten Monotonie vor. Man braucht sie ja nicht in einem Zuge zu lesen. Die Natur

iſt reich; es gibt Nachtigallen und Lerchen. Wähle ſich Jeder aus, und wechsle nach Belieben.

So eben erſchien der von Lenau redigirte „Frühlings-Almanach«, welcher ſeinen »Fauſt«, ein Fragment, enthält. — Ilias post Homerum! Fauſt nach Goethe! — Dagegen ſagt wieder ein wahrhafter Dichter, Achim von Arnim: Jeder Dichter ſollte einen Fauſt ſchreiben. — Fragt doch die Alten! die wußten's am beſten. Leſet Hygini fabulas ad tragoedias. Da ſtehen die Stoffe verzeichnet. Wie viele Iphigenien, Medeen u. ſ. w. wurden geſchrieben! Wurde doch auch Taſſo's Tod erſt in neueſter Zeit von mehreren Dichtern dramatiſch behandelt! Der Inhalt war voraus bekannt. Man lernt ihn ja doch kennen, und wehe dem Werk, das man nicht zweimal lieſt. Was liegt daran, einen bekannten Stoff zu wählen, wenn er anders brauchbar iſt! Die Form iſt der Stoff.

Uebrigens bleibt ein Vorgänger, wie Goethe, immer zu fürchten, und es war vielleicht dem neueren Dichter zu rathen, der dramatiſchen Geſtaltung gänzlich zu entſagen, wenn ihm die Fabel von Fauſt gemäß erſchien, die Bilder ſeiner innern Welt darin darzulegen. Ganz Europa kennt Goethe's Fauſt; die jetzige Generation hat dieſes wunderbare Werk gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen; es ſtand zu erwarten, daß man über Mangel an Pietät klagen würde, ſobald ein neuer Dichter es wagte, die Geſtalten des Fauſt und Mephiſtopheles auf's Neue herauf zu beſchwören. Hätte Lenau, was er nur theilweiſe that, und was offenbar ſeiner Auffaſſung der Fabel ſo wie ſeiner Dichtungsweiſe vollkommen zuſagte, den Fauſt im Ganzen epiſch behandelt, ſo wäre dem Werke gewiß ſchnellere und unbedingtere Anerkennung geworden, während er jetzt, bei der verſchiedenſten Auffaſſung des Stoffes,

bloß wegen der Einmischung dramatischer Szenen, erst die Vergleichung mit Goethe zu bekämpfen hat. Ein weiterer Uebelstand der gewählten äußern Form (dramatisch-episch) ist es noch, daß sie den Leser zerstreut, und es ihm erschwert, das so Gegebene als ein Ganzes aufzufassen. Die Erzählung, welche die dramatischen Szenen unterbricht, hemmt und hindert die Einbildungskraft; die Gespräche hingegen, die sich in ein episches Gedicht einflechten lassen, unterstützen sie. Doch dem Dichter hat es einmal gefallen, diese Form zu wählen; er hat uns vor der Hand nur die erste Hälfte des Gedichtes mitgetheilt; seine Zwecke lassen sich bis jetzt nur errathen und ahnen; das Ganze wird vielleicht ein Fragment bleiben — gleichviel! Wir müssen ihm dankbar seyn für das einzelne Große und Schöne, was er uns gegeben. Mag das Gedicht durch Goethe angeregt seyn oder nicht: es erschließt uns ein höchst merkwürdiges inneres Leben, es spricht in den gediegensten und männlichsten Versen eine Fülle von Gedanken und Empfindungen aus, wie man sie nicht oft zu hören bekommt, und es zeigt uns seinen Verfasser auf einer weit höheren Stufe, als in seinen lyrischen Gedichten.

Die Kritiker in Deutschland werden mir schwerlich einen neueren Dichter nennen können (wenn ich Immermann ausnehme), der im Stande wäre, eine solche Szene zu schreiben, wie die »in der Schmiede« oder die Mahlerszene. Der nächste Jahrgang des Frühlingsalmanachs wird uns übrigens die zweite Hälfte des »Faust« mittheilen, und die Kritik wird dann im Stande seyn, über das Werk als ein Ganzes oder wenigstens Abgeschlossenes zu urtheilen.

Das Besprechen literarischer Erscheinungen ist uns in neuerer Zeit zu einem solchen Bedürfniß geworden, daß wir

oft vor lauter Reden über das Machen gar nicht zum Machen selbst kommen. Das Recensiren nahm so sehr überhand, daß es gegenwärtig in Deutschland bereits weit mehr Kritiker als Schriftsteller gibt. Das Bedürfniß für Kritik läßt sich durchaus nicht abweisen. Das Publikum wünscht seine Ansichten zu berichtigen und zu befestigen; auch dem Dichter und Literaten ist es höchst willkommen, die Wirkung zu erfahren, welche sein Werk auf gebildete und wohlmeinende Männer von Fach oder Fachkenntniß hervorbrachte; ihr Lob oder Tadel regt ihn an, macht ihn auf Fehler oder Nachlässigkeiten aufmerksam, die man bei dem besten Willen in der einseitigen Einsamkeit des Schaffens übersieht; eine lebendige Kritik kann oft gute Winke für die Zukunft und Stoffe für neue Arbeit geben. In so weit wäre Alles gut. Aber die Kritiker sind mit ihrem Amt nicht zufrieden; sie wollen nicht nur forschen und analysiren, sie wollen herrschen und zerstören. Und in welchem Ton! mit welcher Anmaßung! Die Kritik setzt sich auf den Richterstuhl, und bildet sich ein, die Poesie sitze vor ihr auf dem Armensünderstühlchen. Gewiß, einen solchen Ton hätte Aristoteles gegen Clauren nicht angenommen, wie jetzt gegen Goethe und Schiller so Mancher, der noch lange kein Clauren ist. Besorgen denn die Herren nicht, daß das Publikum am Ende ihren Aussprüchen völlig mißtraut? Ist es ihnen denn Ernst damit? Ich glaube kaum. Oder was soll man denken, wenn ein Mann von Kenntniß und Bildung sich's zum Geschäfte macht, den größten Dichter der Nation von dem ihm gebührenden Thron, und in den Staub zu stürzen? Es gelingt ihm freilich nicht, ihn auch nur um einen Finger zu rücken, aber das ist nur um so schlimmer für die Sache der Kritik. Mehrere solche verunglückte Versuche, und das Publikum wird einsehen lernen, daß es doch keine so un-

fehlbare Sache um die Meinung des Einzelnen seyn muß; die Leute werden sich erinnern, daß schon Goethe und Schiller irrten, und Lessing, und wer nicht Alles! Sie werden damit aufhören, an kein Urtheil, an keine Autorität mehr zu glauben, und wer kann es der Menge verdenken, wenn sie sich nicht die Mühe geben mag, über Ein und dasselbe Werk zwanzig verschiedene Ansichten aufzunehmen, um vielleicht durch mühsame Vergleichung die Wahrheit herauszufinden? Das hieße, die Leser müßten selbst Kritiker werden; ehe sie sich dazu verstehen, lesen sie lieber, was ihnen eben zusagt, was ihnen die Mode darreicht, und lassen die Gelehrten sich untereinander zanken. Dabei wird sich die Kritik ihres schönen Rechtes begeben müssen: gleichmäßig mit den guten Schriftstellern auf die Einsicht und den Geschmack des größeren Publikums zu wirken. — Was gibt es nun für einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Ich wüßte nur Einen. Es müßten allgemeine Grundsätze der Kritik festgestellt, die Kritik des Schönen müßte zur Wissenschaft erhoben werden.

Die Auffindung, noch mehr die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf Werke der schönen Literatur unterliegt ohne Zweifel großen Schwierigkeiten, um so mehr, als das Entstehen eines neuen originellen Werkes jedesmal neue Bestimmungen erfordern würde, aber dieß ist und bleibt doch der einzige Weg, die Kritik wieder zu Ehren zu bringen. Wenigstens müßte der Kritiker die Leser in so weit mit seinen allgemeinen Ansichten bekannt machen, daß sie in der Folge selbst beobachten könnten, ob seine Beurtheilung einzelner Werke, wobei keine Art von Parteilichkeit vorwalten dürfte, mit den früher aufgestellten Grundsätzen im Widerspruch stehe, oder nicht. Doch das sind und bleiben pia vota.

Die Blätter, welche diesen Aufsatz mittheilen, haben,

ſo weit es ihre andern Zwecke und der beſchränkte Raum geſtatten, ſchon manches Dankenswerthe im Fache der Kritik, beſonders über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, geliefert. Mögen nur wackere Männer, wie Michael Enk, Ernſt Fr. v. Feuchtersleben u. A. nicht ermüden, ihre Kräfte fernerhin für echte und lebendige Kritik, namentlich auch über Gegenſtände der ſchönen Literatur, zu verwenden! Das Publikum wird, wenn es ein ernſtes, würdiges und anhaltendes Streben ſieht, Vertrauen faſſen, und das Geſchwätz der Tagesblätter, die um's liebe Brod ſchreiben, loben und tadeln, wird aus Mangel an Theilnahme nach und nach von ſelbſt verſtummen.

Wenn wir überblicken, was in Oeſterreich, ſeit Grillparzer zum erſten Mal auftrat, im Felde der ſchönen Literatur geleiſtet ward, wie viele, zum Theil bedeutende Talente ſich entwickelten, die ihrer ſchönſten Reife erſt entgegen gehen: ſo dringt ſich uns die freudige Ueberzeugung auf, daß die öſterreichiſche Poeſie, der noch »kein auguſtiſch Alter blühte,« im lebendigen Fortſchreiten begriffen ſei. Gleichmäßig wuchs auch die Theilnahme des Publikums für geiſtiges Leben, wie es denn eine bekannte Thatſache iſt, daß der Buchhandel, beſonders was franzöſiſche und engliſche Literatur betrifft, faſt von allen großen Städten Deutſchlands, in Wien ſeine beſten Geſchäfte macht. Insbeſondere iſt die Bildung des Mittelſtandes der Geſellſchaft in Oeſterreich höchſt beachtenswerth. Schiller's Xenien, an deren Wiederhohlung manche unſerer Nachbarn Jahrelang ſich gefielen, ſind längſt zum Mährchen geworden, was auch neueſte Reiſende, wie Dr. Wolfgang Menzel u. A. willig anerkannten. Fortſchreitende Bildung und liberale Anſicht wird auch den Talenten unſeres Vaterlandes Raum gewähren, ſich frei zu entwickeln; und eine Hem-

mung erscheint um so unnöthiger, als ein redlicher und mäßiger Sinn, der sich in unserer Literatur ausspricht, sich ohnehin immer von der trüben Zerrissenheit und Verworrenheit einer gewissen neuesten Mode-Literatur ferne hält. Auch wir wünschen die Poesie frei zu sehen von den Fesseln der Schule und des Pedantismus, so wie die Gesellschaft von denen der Gewohnheit und des geistigen Zwangs; aber wir glauben die Mittel oder die Bedingungen zur Erreichung dieses schönen Zieles darin zu finden, daß wir auf fortschreitende innere Bildung bei allen Klassen der Gesellschaft dringen. Vor den milden Sonnenstrahlen der Humanität und Intelligenz verschwinden die Nebel der Vorurtheile und der Rohheit langsam, aber sicher, während das stets verneinende und aufregende Treiben, welches uns für den getadelten Zustand keinen besseren gibt, dem Blitze gleicht, der zwar auf Augenblicke die Nacht erhellt, aber nur ein ungewisses und zweifelhaftes Licht gewährt, das häufig nach einem falschen Ziele lenket.

Wir wollen daher schaffen und nicht zerstören; wir wollen uns frei halten von gleißnerischer Lüge und allem übertünchten Wesen; wir wollen reden und singen, wie es uns ums Herz ist, oder — schweigen, wo uns das Wort nicht an der Zeit scheint. Wer in diesem Sinne wirkt und schafft, sei uns willkommen, er gehöre unserm Vaterlande oder andern befreundeten Ländern derselben Zunge an; denn gerne und freundlich nehmen wir alles Gute auf, das in der Fremde entstand, so wie wir hingegen von den Andern hoffen, daß sie unser aufrichtiges Streben mit Wohlwollen betrachten und beurtheilen. Und so sei es mir denn erlaubt, mit einigen Versen zu schließen, die ich einem literarischen Freunde aus Deutschland, bei seinem Aufenthalt in Wien, in das Stammbuch schrieb:

Strebt und wirket um die Wette,
Gebt euch brüderlich die Hand,
Kunst und Wissen, mag'sche Kette
Leite durch das deutsche Land.

BIBLIOTHEK WIEN

Die Freigelaſſenen.

Erſter Band.

Die Freigelassenen.

Bildungsgeschichte aus Oesterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangnen
und gehen am Vergangnen zu Grunde.
Goethe.

Cf 3452

Zweite Auflage.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin, 1875.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

		Seite
1. Capitel.	Spielt im österreichischen Ausland . . .	3
2. „	Eine Familie aus der wiener Aristokratie .	19
3. „	Die Jugendgespielen	39
4. „	Erste Katastrophe	63
5. „	Eine Verschwörung gegen Thron und Altar	79
6. „	Das Käthchen von Heilbronn	101
7. „	Angebrochen	119
8. „	Puppe und Schmetterling	137
9. „	Faschingsspäße	163
10. „	Ein passend Paar	187
11. „	Ein guter Oesterreicher	207
12. „	Der Abschied	233
13. „	Die Schweigenden	259
14. „	Die Reise ins Blaue	277
15. „	Politik und Liebe	293
16. „	Der letzte Censurstrich	311

Erster Band.

Friedliche Zeiten.

— medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angit.
Lucrez.

Erstes Capitel.

Spielt im österreichischen Ausland.

Sie haben es dort in der Ignoranz
am weitesten gebracht.
Frei nach Heine.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre. Ein trüber Novembertag, Wind, Regen, auch Schneeflocken. Ein Bauernwagen mit den vier kleinen ungarischen Pferdchen war auf der endlosen Pußta in Schlamm und Morast wiederholt stecken geblieben. Der alte Günter, der Oberverwalter der Gräflich Weißenstein'schen Patrimonial- und Avitikalherrschaften machte seine beschwerliche Inspectionsreise; sein Sohn Carl und vermuthlicher Amtsnachfolger, dermalen ein junger Student zwischen achtzehn und neunzehn, war sein Begleiter.

Halb erstarrt vor Kälte, von der langen und holperichten Fahrt an allen Gliedern wie zerschlagen, waren die Reisenden endlich zu später Abendstunde in dem gräflichen Amts- zugleich Wirthschaftsgebäude angelangt, welches dem so übel berüchtigten Bakonyerwalde ziemlich

nahe lag. Das große und plumpe Haus enthielt eine Unmasse unwirscher und schlecht möblirter, zum Theil fensterloser Zimmer. Der ungarische Unterverwalter und Oekonom, der auch des Deutschen ziemlich mächtig war, stellte seinem Vorgesetzten sogleich die eigene erträgliche Wohnung dienstfertig zur Verfügung, ließ Holzklötze in die rauchenden Oefen werfen und den einzig vorhandenen Riesentisch mit Schinken, Eiern, Speck, Paprika-Gulyas und verschiedenen feurigwilden Weinen herrschaftlicher Fechsung beladen. Tags darauf wurden dem alter Ego des Herrn Grafen die übrigen Wirthschaftsbeamten, auch die Knechte und Mägde vorgestellt, sämmtlich von ächt magyarischer Race. Die kräftigen Männer mit ihren edlen Zügen, den ernstmelancholischen Mienen und der stolzen Haltung sagten dem jungen Günter besonders zu.

Der Beamte führte die Herren im Laufe des Tages auf die Mais-, Reps-, Safran- und Kartoffelfelder; der schwache Ertrag der Herrschaft wurde besprochen, der nöthigen Zubauten erwähnt, der Aufnahme von Hilfsarbeitern und dergleichen. Man erging sich ein paar Tage in lästigen Rechnungen und Bilanzen. Eine Jagd im Bakonyerwalde und eine gelegentliche Zigeunermusik waren die Glanzpunkte des Aufenthaltes. Die

Knechte und Mägde rührten sich in abgemessener Weise bei den im Eingang melancholischen Klängen des Czardas mit den ernsthaft feierlichsten Mienen und den steifsten Bewegungen von der Welt. Es war wie eine Art gemüthlicher Todtentanz, welcher aber zum Schluß, bei dem rascheren Tempo der Musik, in ein rastloses und beinahe erschreckendes Zucken und Zappeln der Tanzenden auslief, in eine wilde Tarantella ohne südliche Grazie.

Am Morgen des Tages, welcher zur Weiterreise bestimmt war, wurde im Amtszimmer noch immer gerechnet und berechnet, als zwei Männer eintraten. Es waren kräftige Gestalten, gesund-braunen Antlitzes, mit glänzend gewichstem Schnurrbart, in die schützende Bunda gehüllt, nicht ohne die gewohnten Waffen darunter.

Der Beamte runzelte die Stirn. „Ihr seid's?" brummte er verdrießlich in ungarischer Sprache. „Hat Euch der Teufel schon wieder da? Ihr kommt mir zu oft!" —

„Wie's ausgemacht ist," — versetzte phlegmatisch der Eine der Söhne Arpads.

„In jedem Monat Einmal," — ergänzte der Andere mit volltönender Stimme.

„Nun ja!" nergelte der Beamte, — „Ihr ver-

ſäumt keinen Termin, man kennt das! Aber nehmt Euch in Acht! Die Comitatsheiducken ſind Euch auf der Ferſe, Euch Allen. Man will dem Unweſen hier ein Ende machen, daß Ihr's wißt!" fügte der Mann mit einem faſt drohenden Blick hinzu und ſteckte die Schreibfeder hinter's Ohr.

Die Beiden ſahen einander an und verzogen die ernſten Mienen zu einem höhniſchen Lächeln.

„Wie ſteht's mit unſerm Deputat?" fragte der Phlegmatiſche, die kurze Tabakspfeife im Munde und den Schnurrbart ſtreichelnd.

„Da draußen liegt Alles bereit" — erwiderte der Verwalter barſch — „Wildpret, Speck, Brod und Wein — mehr als Ihr verlangtet — und diesmal ſogar ein Stück Geld" — ergänzte er mit Bedeutung. „Der János wird Euch Alles einhändigen."

Die Männer nickten ſtumm mit dem Kopfe, warfen ſich einen ſcharfen Blick zu, der wohl eine Art Bedenken über die ungewohnte Freigebigkeit ausdrücken mochte und wendeten ſich langſam nach der Thür, ohne die fremden Gäſte zu beachten.

„Halt, noch Eins!" rief ihnen der Beamte nach. — „Mit den freiwilligen Gaben iſt's von heute an zu

Ende," erklärte er den Leuten mit Bestimmtheit. „Darum laßt Euch hier ja nicht wieder blicken, wenn Euch Eure Köpfe lieb sind!"

Die Männer machten einen Schritt vorwärts und betrachteten sich den lebhaft gestikulirenden Landbüreaukraten mit ihren großen erstaunten Augen, beiläufig wie ein paar Naturforscher, denen sich ein merkwürdiges Insekt mit seinen zappelnden Bewegungen durch das Mikoskrop besehen darbietet.

„Heut über vier Wochen kommen wir wieder!" erklärte der Phlegmatische, indem er mit gleichgültiger Miene die letzten Wolken aus seinem Pfeifchen, mit den Fingern nachstopfend, lässig herausblies. Der Andere nickte stumm und stolz mit dem mächtigen, dichtbehaarten Haupte und so schritten Beide gravitätisch zur Zimmerthür hinaus.

Der kleine Verwaltungsbeamte stampfte zornig mit dem Fuß und stieß einen echt magyarischen Lieblingsfluch aus der Tiefe seines Herzens hervor.

Der alte Günter hatte die Scene beiläufig begriffen. Seinem wißbegierigen Sohn wurde die Aufklärung ertheilt, daß sich in verschiedenen Comitaten des gesegneten Ungarlandes eine nicht unbeträchtliche Anzahl friedlicher

Räuber („arme Burſche") herumtreibe, im Grunde gutmüthige Naturen, nur etwas arbeitsſcheu und von einem gewiſſen ſchrankenloſen Freiheitstriebe übermäßig beherrſcht, wie er den Söhnen der aſiatiſchen Steppe angeboren und kaum aus den Gliedern zu bringen iſt. Abgehärtet, immer in friſcher Luft, in den Wäldern herumſtreifend, regte ſich bei ihnen ſtets ein geſunder Appetit, im Winter ein wahrer Wolfshunger, was ſie auch, nach Art dieſer Raubthiere zuletzt veranlaßte, einzeln oder gelegentlich wohl auch in Banden auf Raub auszugehen. So überfielen ſie irgend ein einzelnes Gehöfte auf der menſchenleeren Pußta, verjagten die Bewohner, wenn ſie die Stärkeren waren, ſetzten ſich an ihre Stelle, verzehrten die Vorräthe und blieben oft wochenlang im Beſitz, bis etwa die Vertriebenen die weit entlegenen Nachbarn um Hilfe anriefen, die nicht immer zu dieſem Liebesdienſte bereit waren, oder bis — wenn der Angriff etwa einem Edelſitze gegolten hatte — ein militäriſches Piket langſam herbei kam, den Räubern Zeit ließ zu entkommen, im ſchlimmeren Falle aber die auf fremdem Eigenthum arglos Schlemmenden überrumpelte und das freiheitsliebende Häuflein nach verzweifelter Gegenwehr, ſo viele ihrer noch übrig waren, ohne Federleſens auf-

knüpfte — ein Lebensende, welches ein Jeder der zu Executirenden beiläufig in der Perſpective hatte und auch mit völlig ſtoiſchem Gleichmuth über ſich ergehen ließ. Hatte er ſich doch durch ein paar Wochen, oder auch nur durch ein paar Tage, ſatt gegeſſen, ſatt getrunken!

In dieſer Weiſe hatte ſich das gemüthliche Stillleben des Karpathenlandes ſchon zu den Zeiten der Türkeneinfälle organiſirt und eine geraume Weile fort geſponnen, bis endlich zwiſchen den Beſitzenden und den Raubenden eine Art Compromiß zu Stande kam. Die notoriſch bekannten Raubgeſellen entſendeten nämlich zu gewiſſen Terminen ihre plenipotentiären Botſchafter an die Edelſitze und ſonſtigen Gehöfte, welche ihnen Nahrungsmittel nach Kräften des Beſitzers, und wär's nur Brod und Speck, ablieferten, ſich damit die Befreiung von einem ſonſt ſicher in Ausſicht geſtellten Raubanfall erkaufend; weigerte man ſich aber des mäßigen Tributes, ſo konnte man gewiß ſein, das retinente Schloß oder Gehöfte binnen der nächſten vierundzwanzig Stunden in Flammen aufgehen zu ſehen. Die Räuber ſelbſt waren allgemein bekannte und durchaus nicht unbeliebte Perſönlichkeiten, die mitten in friedlich-ſchmutzigen Dörfern hauſten, ohne zu beſorgen, daß man ſie etwa den von

Zeit zu Zeit streifenden Panduren oder Polizeisoldaten verrathen würde. Auch die Dorfrichter wie die Comitats-Autoritäten drückten ein Auge zu über die von beiden Parteien genehmigte gemüthlich-räuberische Organisation. So hatten auch jene beiden wackern Gesellen ihr Deputat friedlich eingeheimst, das ihnen der herrschaftliche Beamte, so sehr sie ihn in Harnisch brachten, nicht verweigern durfte. — „So wird's wohl auch in Zukunft gehen," — seufzte er, — „wenn die hohe Regierung nicht endlich ein Einsehens bekommt und gehörig Ernst macht." — So mancher, auch in Ungarn begüterte reiche Wiener Banquier, berichtete er schließlich dem aufmerksam zuhorchenden Carl Günter, habe aus Scheu vor den ungebetenen Gästen bisher noch nicht den heroischen Entschluß fassen können, auf seinem längst angekauften Gute in persona zu erscheinen.*)

Günter und Sohn setzten ihre Aufsichtsreise fort. Allenthalben beiläufig dieselben verrotteten Zustände. Das gräfliche Stammschloß zeigte sich besonders verwahrlost. Der Oberverwalter ordnete das Nöthige an, um den uralten Edelsitz ohne große Kosten möglichst in

*) Die hier geschilderten Zustände werden nur dem außerösterreichischen Leser unglaublich erscheinen.

einem erträglichen Stande zu erhalten. „Mehr können und dürfen wir nicht thun!“ erklärte er seinem Carl. Seit Decennien schwebe ein unendlicher Prozeß über das bedeutende Allod, dessen Eigenthum zweifelhaft sei, folglich der Besitz vielleicht nur ein vorübergehender. Wer wagt da sein Geld auf's Ungewisse? Die letzte Entscheidung liege übrigens seit Jahren bei der Septemviraltafel.

„Darum muß ich nach Buda-Pest,“ — sagte der Alte mit einem leisen Seufzer, — „um die Sache zu betreiben, die dem armen Grafen genug Aerger macht und mir noch das Leben abfressen wird!“ — Der stets leidende Mann langte dabei nach der Herzseite.

Carl Günter hatte den Vater nicht ungern auf der Geschäftsreise begleitet, obwohl ihm ganz andere Dinge in Kopf und Herzen staken als Landwirthschaft und Eigenthumsprozesse. Der junge Mensch war von vornherein begierig, Land und Leute in Ungarn kennen zu lernen. „Das Land der Freiheit!“ Also ward es von ihm und seinen gleichgesinnten Studiengenossen bezeichnet, im Gegensatz zu Deutsch-Oesterreich, welches sie als den altersgrauen Boden des Servilismus, der Knechtschaft und der polizeilichen Willkür längst verfehmt hatten.

Unſere Reiſenden geriethen in Peſt mit Einigen der Hauptſtimmführer der Oppoſition in Verkehr. Der patriotiſche Fanatismus tobte in der magyariſchen Hauptſtadt bereits ſo gewaltig, daß die begeiſterten Anhänger des „ungariſchen Schutzvereins“ die Leute auf der Straße anfielen, welche ausländiſche (nämlich öſterreichiſche) Tuch- oder Kattunſtoffe trugen; einige ungariſche Hitzköpfe machten beinahe Miene, den „Schwaben“ die Nicht-„Hony“-Kleider vom Leibe zu reißen. Auch einen „Cylinder“ in Peſt zu tragen, war nicht ohne Gefahr. Dagegen hatte der magyariſche Triptolem, Graf Stephan Szechenyi, engliſchen Comfort eingeführt (außerhalb der Pußta natürlich), ferner den Bau einer koloſſalen Brücke zwiſchen Peſt und Ofen in Angriff genommen, auf welcher der große wie auch der zahlloſe Kleinadel den Brückenzoll ſtolz verweigerte. Auch eine Akademie der Wiſſenſchaften ohne Wiſſenſchaft wurde errichtet und die Gründung eines Nationaltheaters durchgeſetzt, welchem vorher und nachher nichts fehlte, als die Dramatiker. In den Landtagen ſchlugen ſich Regierung und Stände hartnäckig um ihre propositiones und gravamina herum; da aber kein Theil nachgeben wollte, auch nicht in Fragen der Nationalökonomie oder der praktiſchen Vernunft

überhaupt, so blieben Straßen und Eisenbahnen ungebaut, die reichen Bodenprodukte verdarben und verschimmelten im Inland, welches keine Möglichkeit darbot, den aufgehäuften Weizen oder die Gerste, den Hafer, den Reps oder selbst die allgemein begehrten, freilich wenig kultivirten ungarischen Weine in den gehörigen Massen auszuführen. An Schulen wurde nicht gedacht, die Justiz ward von den Stuhlrichtern in vaterländischer, nämlich Prügel- und Bestechungsweise ausgeübt; die Comitate, jedes ein kleines republikanisches „Für-sich-sein," thaten, was ihnen beliebte, um Gesetze, höhere Behörden und deren Aufträge völlig unbekümmert; bei den Landtagswahlen wurden kleine Schlachten zum Besten gegeben, die Deutschen und die Juden in den weiten Landen mißhandelt und nichts war organisirt als ein gemüthliches, weitverzweigtes und, wie wir bereits erfahren haben, von der Bevölkerung im Stillen unterstütztes, von den Behörden kaum ernsthaft verfolgtes Räuberwesen.

Es war die Zeit, in welcher Fürst Metternich im Wiener Staatsrath wiederholt das Dictum vernehmen ließ: „Man ordne die ungarischen Verhältnisse oder der Untergang der Monarchie steht vor der Thür." *) —

*) Historisch.

Dixi et animam salvavi. Es geschah aber weiter nichts. — Es gab nun freilich zwei Arten, diese „Ordnung" herbei zu führen. Entweder galt es, den gesammten Kaiserstaat, das polyglotte Völkergemisch, in Verbindung mit Ungarn im Freiheitswege umzugestalten oder man fühlte in sich den Muth und die Kraft, das aristokratisch-konstitutionelle Ungarn in dem allgemeinen Erbabsolutismus auf- und untergehen zu lassen. — Welchen dieser beiden Wege etwa der Fürst-Staatskanzler im Sinne haben mochte, darüber will der Autor dem Urtheil des verständigen Lesers nicht vorgreifen.

Der Oberverwalter der Weißenstein's, welcher sämmtliche Ober- und Unterbeamte der königlichen Septemviraltafel aus ihrer königlichen Ruhe aufscheuchte und sie durch volle acht Tage mit lästigen Fragen um Auskunft über den Stand des gräflichen Prozesses behelligte, konnte nichts weiter aus ihnen herausbringen, als die Versicherung, daß die Sache den „ordentlichen Amtsweg" gehen und daß man die Erledigung „nach Thunlichkeit" beschleunigen werde.

„Das heißt: ich kann in Jahr und Tag wieder anfragen und jedem Schreiber und Kanzlisten abermals die „Zwanziger" in die Hand drücken, auf die er von

vornherein wartet, bevor er nur den Mund aufthut!“ äußerte der alte Günter unmuthig zu seinem Sohne.

Sie traten die Heimreise nach Wien über Preßburg an, wo der Vater gleichfalls Geschäfte hatte.

Die freundliche Krönungsstadt konnte damals noch als eine Art von halbdeutscher Wiener Vorstadt gelten. Magyarische Volksklänge ließen sich dort noch selten vernehmen, man schimpfte dafür auf die österreichische Regierung im deutschen Idiom und mit ungarischer Accentuation. Tönende Freiheitsreden erschallten im Preßburger Wäldchen, dergleichen sich auf Graben und Kohlmarkt durchaus nicht vernehmen lassen durfte, falls der kühne Sprecher sich nicht einen zeitweiligen Aufenthalt in Kufstein oder auf dem Spielberg gefallen lassen wollte.

Dem jungen Günter ging Alles, was er gesehen, gehört, erlebt, im Kopf herum. Von seinem ungarischen Enthusiasmus schien er ein wenig zurückgekommen. — „Ein kräftiges Volk,“ schrieb er in sein Notizbuch. „Auch an Tapferkeit fehlt's ihnen nicht und ihr Patriotismus ist zu loben. Und ihr Deutschenhaß ist begreiflich. Siehe Metternich und Kaiser Franz. — Zuletzt sind's doch Halbwilde, Barbaren, und sie brauchen uns.“

„Wann kehren wir nach Europa zurück, Vater?“ fragte er ungeduldig.

Der alte Günter mußte lächeln. „Biſt Du ein ſo eingefleiſchter Wiener?“

„Du weißt, Gräfin Helene erwartet uns zum Thee,“ — verſetzte Carl, ohne zu antworten, — „und es geht auf Abend.“

„Im gräflich Weißenſtein'ſchen Hauſe währt der Abend hübſch lang,“ — meinte der Vater, — „und ich habe noch zu thun. Gegen Mitternacht ſind wir daheim.“

„So ſpät? Dann iſt das Concert vorüber!“ —

„Was für ein Concert?“

„Die après-soirée des berühmten Liszt. Comteſſe Bella hat mir eine Karte aufbewahrt.“

„Die ſchöne Arabella? So?“

Der Alte blickte dem Söhnlein feſt in die Augen. Carl war jung genug, um zu erröthen.

„Du wirſt in der gräflichen Familie wie ein Angehöriger behandelt,“ — ſagte der Vater nach einer Pauſe, — „aber vergiß nicht, daß Du zuletzt doch nur der Sohn eines gräflichen Beamten biſt.“

Zweites Capitel.

Eine Familie aus der wiener Ariſtokratie.

Wien, Du Capua der Geiſter.
Grillparzer.

Die prächtige Rococouhr auf dem Kaminſims v
weißem Marmor wies auf eine halbe Stunde vor Mitt
nacht. In dem echt ruſſiſchen Samovär auf dem e
gant hergerichteten Theetiſch fing es einladend zu ziſch
und zu brodeln an.

Graf Weißenſtein, Oberſt in der Armee, ein n
friſcher Fünfziger, war mit ſeinen beiden Söhnen erſ
Ehe bereits eine geraume Zeit in dem hell erleuchte
Salon unter bisweilend ſtockenden Geſprächen auf u
ab geſchritten. Der künftige Majoratserbe, Graf Lothe
ſtand in der Staatskanzlei in Verwendung und trug
ſeinen noch jungen Jahren ſchon das unverkennb
hippokratiſch-diplomatiſche Antlitz des Geſandten in
zur Schau. Sein jüngerer Bruder, Graf Heinrich,
rüſtiger und ſonſt munterer Dragon-rlieutenant, ſch

heute ein wenig verstimmt und hatte dem Vater über das neuerdings eingestellte Avancement zu klagen.

„Dieser ewige Frieden!“ rief er unmuthig aus.— „wann wird's einmal wieder losgehen? Mir zuckt's in der Faust!“

„Wer denkt an Krieg?“ belehrte ihn der diplomatische und etwas doktrinäre Bruder. — „Mein weiser und hochverehrter Chef, der „Nestor der europäischen Diplomatie,“ im Einvernehmen mit einem klugen und mäßigen König, wie Louis Philippe, werden die Ruhe in unserm Welttheil zu erhalten wissen —“ versicherte er den raufluftigen Lieutenant, indem er ihm des Weitern auseinander zu setzen suchte, daß Kriege, nun gar ein Weltkrieg, in dem Zeitalter der Industrie, des Völkerverkehrs, der Kultur und der Wissenschaften, bei den consolidirten Interessen sämmtlicher Fürsten und ihrer Länder, wie deren nicht völlig consolidirten Finanzen geradezu unter die Unmöglichkeiten gehörten.

So dachte man damals beiläufig in Wien.

Der Dragoner schüttelte aber sein kriegerisches Haupt. „Ich bin kein Philosoph und kein Politiker und Du mußt das freilich besser verstehen, lieber Bruder,“ — äußerte er sich bescheiden. „Ich weiß nur

Eins: daß Menschen immer Menschen bleiben und Soldaten Soldaten, und daß sie folglich von Zeit zu Zeit mit einander raufen müssen. Wann und worüber, das verschlägt hier nichts — basta, sie werden raufen. Bleib Du also bei Deinem Frieden, ich glaube fest an meinen Krieg und so auch an ein baldiges Vorrücken, in oder äußer der Tour. Wir werden sehen, wer zuletzt Recht behält."

Der Vater lachte, wollte etwas bemerken, hielt aber inne und horchte auf. Eine Equipage kam rasch in den Hof des gräflichen Hotels gerollt. — „Sie kommen!" sagte er lebhaft.

„Endlich!" rief der Lieutenant, wie erfreut. „Mein Magen hat sie längst herbei gewünscht."

Gräfin Helene, des Obersten Gemahlin in zweiter Ehe, eine zarte, noch immer hübsche, nur etwas nervöse Dame, war am Arme des Hausfreundes, des polnischen Fürsten Alexander Sulkowski, in den Salon getreten. Der Fürst, ein eleganter und galanter junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, zog mit seinem Freunde, dem Grafen Lothar, an demselben Joche der Staatskanzlei; das heißt, sie hatten, als die jüngsten Attaché's, Pakete und Depeschen zu versiegeln, mußten auch Noten

abschreiben, die nicht gar zu geheim waren; das etwas Geheimere kopirten die Staatskanzleiräthe und Hofräthe, das Allergeheimste kam wohl nie aus der Hand des Fürsten Staatskanzlers.

Die ältere Tochter aus zweiter Ehe (die Jüngere befand sich noch unter der Obhut der Gouvernante) folgte den Eintretenden mit ihrem Bruder. Comteſſe Arabella war eine reizende und lebhafte Blondine von kaum siebzehn Jahen; ihr neunzehnjähriger Bruder, Graf Guido, von auffallender Schönheit und Körperkraft wie Fülle, kam hinter der Schweſter, langſam einherſchlurfend, wie Einer, der des zu Fuße Gehens nicht recht gewohnt iſt. Der Sportman und kühne Reiter warf ſich auch ſogleich des Breiteſten in den erſten beſten Armſtuhl.

„Nun, liebe Helene, wart Ihr zufrieden mit Eurer après-soirée?“ fragte der Oberſt, indem er ſeiner Gemahlin entgegen eilte.

„Die Leiſtung des Meiſters war ausgezeichnet, wie immer,“ — verſetzte die Gräfin. „Daß Du aber den Genuß verſäumen mußteſt, cher Antoine!“ wurde mit Zärtlichkeit in Ton und Blick beigefügt.

„Ich war bis zum späten Abend im ständischen Ausschuß beschäftigt, Du weißt, mein Herz.“

Beide Gatten küßten sich hierauf gegenseitig die Hände.

Die Familie sammt dem Habitué des Hauses saß bald um den Theetisch, an welchem die Gräfin präsidirte; Comtesse Arabella überhob die jeder Anstrengung ungewohnte Mama von dem Geschäfte des Thee-Einschenkens und Servirens, welches sie mit aller Grazie vollbrachte.

„Der arme Liszt war völlig erschöpft, Papa, darum kam er leider nicht mit uns,“ — sagte sie, rechts und links die Tassen austheilend, während reich galonirte Bediente Wein und kalte Speisen darreichten.

„Unser Liszt ist aber doch ein wahrer Gott! Nicht wahr, Alexander?“ bemerkte die lebhafte junge Dame, zum Fürsten gewendet.

„Einverstanden, Comtesse! Wenn Sie mir dafür meine Jenny Lind als Göttin passiren lassen,“ — antwortete dieser.

„Diese gar so jungfräuliche Norma?“ wurde etwas spitz erwidert.

„Bella!“ winkte die Mama, mit leisem Tadel über die etwas unweibliche Kritik aus dem Munde des vorlauten Töchterleins.

Guido im Armſeſſel rührte ſich.

„Nun ja!“ ſagte er in halbſchläfrigem Ton — „der Liszt Ferencz ſpielt ſeine ungariſchen Melodien ganz erträglich, die Lind ſingt Paſſabel — oder auch himmliſch — wie Ihr wollt — was weiter? Was hat man davon? Was bleibt Einem? Da lob' ich mir meinen Neſtroy und ſeine prächtigen Poſſen mit ihren Leib- und Kernſprüchen! „Nur Böſes!“ — Da bringt man doch was nach Haus — wie auch von den Artikeln im Humoriſt! Gelt, Mama?“

„Er iſt nun einmal nur für den Humor, der närriſche Junge!“ bemerkte die Gräfin, mit einem zärtlichen Blick auf ihren Liebling, wie entſchuldigend. „Auch ich ſchätze Sapphir und ſeinen Witz,“ — verſicherte ſie. „Aber er hat dabei auch Gemüth und Poeſie. Seine „wilden Roſen“ zum Beiſpiel! Sind's nicht wahre Meiſterſtücke?“

„In Knittelverſen“ — flüſterte die Comteſſe halblaut für ſich und der Fürſt, der das gehört hatte, ihr in's Ohr: „Nach der Meinung Ihres jungen Carl Günter vermuthlich?“

Bella fuhr auf. „Warum nennen Sie ihn mein?“

„War's nicht Ihr Jugendgespiele? Macht selber Verse, die er Ihnen vorliest! So bürgerliche Verse!"

„Und wenn ich sie der fürstlichen Prosa vorziehe?" — sagte die schöne Comtesse, etwas pikirt und rückte von dem Tischnachbar fort, der ziemlich gleichgiltig die Achsel zuckte.

Gräfin Helene hatte sich inzwischen bei ihrem Gatten über die „Wiener Censur" beschwert. Der Buchhändler Gerold sei durchaus nicht im Stande, ihr ein gewisses, sehnlich gewünschtes und strenge verbotenes Buch zu verschaffen. „Für die besseren Stände könnte man doch eine Ausnahme machen," — meinte die Dame. „Sage das dem Pepi Sedlnitzky. Sollen wir denn ewig bevormundet werden? Sollen überhaupt die Leute beständig Kinder bleiben?"

Darauf erlaubte sich der diplomatische Stiefsohn zu bemerken:" „Noch sind's Kinder, liebe Mama! Und Gott gebe, daß sie sich in dieser Kindlichkeit und „Gemüthlichkeit," die man dem Oesterreicher nachrühmt, noch recht lange erhalten mögen!"

„Damit scheint es aber beinahe zu Ende," — nahm Fürst Alexander das Wort, der bei seinem leichten Wesen nicht ohne Geist und gesunden Blick war.

„Eure guten Wiener verspeisen ihre „Backhändel“ und hopsen beim Sperl, jubeln im „Lumpacivagabundus;“ dagegen lesen sie aber auch die „Grenzboten“ und die poetischen „Spaziergänge,“ machen Opposition, sogar im Gewerbeverein und schimpfen in Gast- und Cafehäusern weidlich über Alles, was Regierung oder Gesetz heißt. „Es muß anders, es muß besser werden!“ ruft Einer dem Andern zu. Um das wie fragt freilich Niemand. — Und es rührt sich auch in den Provinzen,“ — fuhr der Redner fort, — „so in unserm Galizien, wo die geheimen Verschwörungen an der Tagesordnung sind. Nicht minder in Venedig und Mailand. In Böhmen wußten die unzufriedenen Stände in der Sprachenfrage und sonst der Regierung ein gehöriges Paroli zu bieten. Zuletzt wächst den Herren in Niederösterreich nicht minder der Kamm. Wo will das Alles hinaus? Mich däucht, das Durcheinander steht bereits vor der Thür.“

„Nur Böses!“ murmelte Graf Guido im Armstuhl und streckte sich mit halb geschlossenen Augen. —

Der Oberst hatte dem jungen Fürsten mit merklicher Unruhe zugehört. Der Seitenhieb auf die niederösterreichischen Landstände, denen die Weißenstein's angehörten, mußte pariert werden.

„Ich weiß wohl," sagte er, — „daß man gewohnt ist, sich über uns Herren im rothen Frack lustig zu machen, die wir von Zeit zu Zeit in Pomp angefahren kommen, um die Steuern zu bewilligen, die wir leider nicht verweigern dürfen. Allein wir sind dieser Statistenrolle längst überdrüssig" — versicherte er mit Bewußtsein. „Der Ausschuß, dem ich heute als Obmann vorsaß, hat neuerdings eine Adresse und zwar unmittelbar an Seine Majestät beschlossen, worin wir alle die Uebelstände auseinander setzen, an denen „unser schönes Vaterland" zu leiden hat und auf die Nothwendigkeit der Grundsteuer-Regulirung und aller der unverschieblichen Reformen allerunterthänigst antragen werden, die bei dem unbegreiflichen und so hartnäckigen „Abwarten" der hohen Regierung bisher keine Miene machen wollten, in's Leben zu treten."

Der treffliche und in seiner Weise liberal gesinnte Mann hatte sich in eine nicht ganz ungerechtfertigte Hitze gesprochen. Seit Jahren waren nämlich von Seite der niederösterreichischen Landstände über Steuern, Zehnte, Grundablösungen und andere öffentliche Angelegenheiten ellenlange Bandwurmadressen an die „hohe Regierung" ergangen, auch immer mehr und mehr stilistisch gebrech-

selte und durch Ergebenheitsversicherungen verzuckerte Bitterkeiten beigemischt worden. Alles ohne Erfolg. Die Regierung blieb taub und stumm. Höchstens daß sie ihre Mißstimmung gegen die „Allerunterthänigsten und Treugehorsamsten" durch Schließung des ständischen Lesezimmers pantomimisch zu erkennen gab. — Ein „brutaler Akt," nach der Meinung der Herren, durch welchen das Lokale der niederösterreichischen Fronde seiner ihm angeschmeichelten Vorbestimmung: dereinst die Rolle des Saales im Pariser Ballhause zu spielen, bereits im Embryo verlustig gehen sollte. Glücklicher Weise öffneten sich in der Folge, um die Mitte der vierziger Jahre, die Salons des Baron Doblhoff-Dier (des Ministers der Zukunft), der als Verordneter eine geräumige Wohnung im Ständehaus bezogen und darin seinen Freund Schmerling zum nächsten Nachbar hatte.

Im Salon Doblhoff traten nun der alte Baron Stifft, Graf Breuner, Baron Andrian, auch Graf Leo Thun und andere Agitatoren und kleine Oconnells auf und hielten bei Thee und Cigarren bedenklichere Reden, als man jemals vermuthen konnte, innerhalb der lokalen Mauern des adeligen Hauses in der Herrengasse erschallen zu hören. — In den Hofkreisen machte man

sich aber nur lustig über diesen „Pseudo-Jacobiner-Club," als welchen ihn eine hohe Dame zu bezeichnen beliebte.*) Die Regierung selbst beachtete den liberalen Windzug ganz und gar nicht, den politischen Staub, der da lustig kreiselte.

Das Greisen-Triumvirat, das uns damals beherrschte, der bureaukratische Cerberus ohne Zähne, war mehr gemüthlich als bissig. Den Vorsitz im geheimen Staatsrath führte der alte Erzherzog Ludwig, der gewisser Maßen als alter Ego des Kaisers Ferdinand fungirte. Der gute Prinz, im Privatleben nicht ohne einen gewissen trockenen Humor, lebte amtlich nur in herkömmlichen Ueberlieferungen und patriarchalischen Familientraditionen; dabei erledigte er gewissenhaft seine currenten Akten, ließ die wichtigeren wohl auch zu Jahresrückständen sich anhäufen. — Der Haushof- und Staatskanzler Fürst Metternich, der zweite Kopf, seiner Begabung nach der erste, mit der griechischen, spanischen, italienischen, belgischen Frage vollauf beschäftigt, schien der österreichischen durchaus kein besonderes Gewicht beilegen zu wollen. Er ruhte seit 1815 auf den Lorbeeren, welche ihm für

*) Erzherzogin Sophie.

seinen siegreichen Kampf gegen Napoleon zu Theil geworden; im übrigen suchte er in ganz Europa die „Legitimität" aufrecht und die so genannte „Umsturzpartei" in Schach zu halten, was ihm auch mittelst seiner, wohl auch kleiner diplomatischer Künste bis zum Morgen des dreizehnten März gelang und bis ihn der vierzehnte weg fegte.

Der dritte Kopf, dem Grafen Kolowrat angehörig, war ein geheimer Gegner des zweiten, schillerte bei Gelegenheit sogar in's ungefährlich Liberale, sprach gern von Reformen, empfing auch ab und zu Gelehrte und Schriftsteller „aus dem Reich," die ihn bald darauf in der „allgemeinen Zeitung" als einen ausgezeichneten und höchst freisinnigen Staatsmann anpriesen. Er war auch der Förderer der Schriftstellerpetition vom Jahre 1845, welche durch Errichtung eines „obersten Censur-Collegiums" beantwortet wurde, das aber zum Glück niemals in's Leben trat. — Sonst war der Graf, wie alle Böhmen, ein fleißiger Beamter und ging täglich in's Burgtheater, wie weiland Kaiser Franz.

Im Grunde ließ aber der Cerberus die Dinge gehen, wie sie wollten und schrieb die Ruhe und Ordnung, die in der weiten Monarchie noch immer schein-

bar herrſchten, ſeiner mehrköpfigen Staatsweisheit zu. Man hatte Unrecht, ſich damals über das Vielregieren zu beklagen — eigentlich wurde gar nicht regiert. —

Das ward auch beim Abendthee im Salon Weißenſtein, mit Ausnahme des diplomatiſchen Lothar, von allen Seiten anerkannt und bedauernd ausgeſprochen, dabei auch Ungarns erwähnt und ſeiner gefährdeten Conſtitution. Ueber dieſes, damals noch hoch verpönte Wort, wurde lebhaft hin und her geſtritten und als Fürſt Alexander ſchließlich bemerkte: ohne Kampf werde die Sache ſchwerlich abgehen, da nickte der Dragoner beifällig mit dem Kopf, ſchüttete eine tüchtige Doſis Rum in ſeinen Thee und ſagte bedächtig: „Da hörſt Du's, Bruder Lothar! Zuletzt wird doch gerauft!“

Alle lachten. Die Hausfrau, mit dem richtigen Tact, einer Unterhaltung, zumeiſt einer etwas heikligen, nicht zu viel Raum zu gönnen, wollte das Geſpräch raſch abbrechen. Mit einem Blick auf die Kaminuhr rief ſie aus: „Schon ſo ſpät! Bald Ein Uhr!“ und zu ihrem Gemahl gewendet: „Sind denn die Günters nicht zurück? Wir hatten ſie zum Thee erwartet.“

„Der Alte wollte schon zu Mittag eintreffen, wie er mir schrieb," — sagte der Oberst. „Sie müssen sich in Preßburg verspätet haben. Wenn mein guter Günter nur nicht wieder leidend geworden ist!"

„Oder der liebe Charles!" meinte die Gräfin.

„Der Student!" murmelte der Fürst. „Mais c'est un ours!"

„Vous en avez peur?" sagte die Comteſſe boshaft und rückte noch weiter. Der Fürst lachte laut, aber etwas gezwungen.

„Wecke doch Deinen Bruder, Bella!" mahnte die Mama.

Graf Guido lag noch immer bequem in ſeinem Fauteuil, inzwiſchen feſt eingedußelt, zuletzt laut ſchnarchend. Auf das: „Guten Morgen, Herr Bruder!" das ihm die Comteſſe in's Ohr rief, ſchlug er die Augen auf, betrachtete ſich die Geſellſchaft wie ein Traumwandler, dehnte und ſtreckte ſich: „Verzeih', Mama," — ſagte er gähnend, — „aber ich bin todesmüde. Drei Pferde eingeritten und meine neuen Rappen eingefahren. Das will was heißen! — Habt Ihr noch was zu eſſen?" —

Das Mutterſöhnchen wurde ſogleich von Mama

und Schwester mit allen beaux restes des Thee's reichlich versorgt.

Die Doppelthüren sprangen auf und Carl Günter im Reiseanzug stürzte herein.

„Ist's noch erlaubt?" fragte er.

„Carl!" rief die Comteſſe und sprang vom Sessel auf, ihm entgegen, reichte ihm die Hand.

„Unser lieber Charles!" nickte ihm die Gräfin freundlich zu. Er beeilte sich, ihr die Hand zu küssen.

„Und wo bleibt Dein Vater?" fragte der Oberst.

„Er meldet seinen Respekt, Herr Graf," — berichtete der junge Mensch — „hat sich aber auf's Ohr gelegt. Morgen wird er aufwarten. Die nächtliche Fahrt hat ihn ein wenig marode gemacht. Man hatte uns in Preßburg zurückgehalten und so komme ich, wie ich gehe und stehe."

„Du gehörst ja zum Haus!" meinte der Oberst. — „Nun, wie wart Ihr zufrieden? Wie stehts auf unsern Gütern?"

„Nicht zum Besten, Herr Oberst!" erwiderte Carl munter. „Wie mein Vater specificiren wird — sagt Lanzelot Gobbo."

Immer die Aeſthetik! dachte Fürſt Alexander, hielt aber die Aeußerung zurück.

„Sie werden kalt haben! Eine Taſſe Thee, lieber Günter!“ bot ihm Arabella freundlich an.

„Wenn ich bitten darf, Conteſſe —“

„Und nun ſetz' Dich und leg' los!“ drängte der Oberſt.

Der junge Menſch hatte die Schlauheit, nur über das Oekonomiſche zu berichten und über den Stand des Prozeſſes; ſeine politiſchen Gedankenſkizzen, die er in Preßburg niedergeſchrieben, behielt er einſtweilen für ſich.

Die Damen wurden ſchläfrig und wollten ſich zurückziehen. Auch der Fürſt nahm den Hut. Guido war auf's Neue eingedufelt.

„Man ſieht Sie doch morgen, lieber Charles?“ fragte Gräfin Helene im Fortgehen.

„Und Sie bringen etwas mit?“ flüſterte die Conteſſe dem Jugendfreunde zu, doch laut genug, daß der Fürſt es hören konnte — oder ſollte.

„Wieder ein Schock ſentimentaler Gedichte!“ brummte dieſer und empfahl ſich den Damen.

„Gute Nacht alſo!“ gähnte der Oberſt. — „Aber aufrichtig, mein Junge! In Ungarn hat's Dir nicht beſonders gefallen?“

„Ich habe dort eine Entdeckung gemacht, Herr Graf, und nun ist mir's klar geworden —“ er hielt inne.

„Was denn? Sag's nur heraus!“

„Daß Asien gleich hinter Schwechat*) anfängt.“

---

*) Ort in Niederösterreich, nahe an der ungarischen Grenze.

Drittes Capitel.

Die Jugendgespielen.

Amongst unequals no society!
Milton.

Carl Günter, der „liebe Charles," ist der Held oder Träger dieser höchst wahrheitsgetreuen Geschichten, da sich der Autor keinen bessern weiß. — Frühzeitig seiner Mutter beraubt, hatte der junge Oesterreicher seine ersten Knabenjahre auf dem Lande verlebt, auf einer der Weißenstein'schen Herrschaften in Steiermark. Er begleitete seinen Vater auf die Aecker, in die Wälder und in die Forste. Als einziger Sohn des gräflichen Güterverwalters sollte er sich der Oekonomie widmen, doch erst das Gymnasium absolviren. Die Ferien brachten ihn immer wieder nach Steiermark, wo der Student mit Landbeamten, Bauern und Jägern verkehrte, auch an ihren Arbeiten und Geschäften Theil nahm und auf den herrschaftlichen Schlössern wie in den Dörfern bald eine beliebte Persönlichkeit war. Dem Knaben mißfiel aber Mancherlei in dem einfachen Gebirgslande. In allen Häuschen und Hütten wurden Gebete geplappert

des Morgens, des Mittags, des Abends, in jedem Winkel hing eine schlechte Lithographie des damals so populären Erzherzog Johann oder ein Heiliger in Wasserfarben; auch auf den Straßen und Waldwegen prangten derlei steinerne oder hölzerne, bunt angestrichene Oelgötzen. Diese klerikalen Fratzen, sowie die Trägheit, die Bigotterie und die Kröpfe der ihre fetten Mehlklöße und den beliebten „Sterz“*) behaglich verschlingenden Eingebornen sagten dem Sinne des lebhaften Knaben nicht zu, der in Wien eine andere, etwas geistigere Lebensluft eingesogen hatte und schon als Junge von zehn Jahren alle Balladen von Bürger, Goethe und Schiller auswendig wußte. In Wien war er im gräflichen Hause im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren völlig heimisch und wurde so der Jugendgespiele der Comtesse Arabella. Die reizende und etwas frühreife Blondine war schon mit elf Jahren der französischen Gouvernante beiläufig entwachsen und besaß alle Allüren eines klugen und selbstbewußten Weltdämchens. Ihre Schwester, die kleine Justine, ein ernstes, sinniges Kind von sechs Jahren, mit dunkelm Haupthaar und großen, melancholischen

*) Speise aus Halbermehl.

Augen, war ſchweigſam, in ſich gekehrt und von einer gewiſſen, faſt an Trägheit ſtreifenden Lethargie. Der uns bereits bekannt gewordene Bruder, Graf Guido, in Carls Alter, ſchön und kräftig, wie ein junger Achill und damals noch nicht blaſirt, zeigte ſich übermüthig und unbändig, trotz einem Füllen oder jungen Aefflein. — Mit dieſer zweiten gräflichen Generation war nun unſer Carl Günter wie mit ſeines Gleichen aufgewachſen, da ſein Vater mehr als des Grafen Freund und Vertrauter galt und keineswegs wie ein Beamter und Dienſtmann behandelt wurde. Die kleinen Ariſtokraten duzten ſich ſogar mit dem bürgerlichen Genoſſen und bei den Kinderſpielen kam es nicht ſelten zwiſchen dem Cavalier und dem Roturier zu etwas derben Handgreiflichkeiten. Graf Guido war nämlich gewohnt, ſeine zarten Schweſtern weniger wie Perſonen zu behandeln, denen die Natur gebrechliche Glieder, Ohren, Naſen und Augen verliehen, ſondern mehr wie Sachen, etwa Polſter- oder Mantelſäcke, die man zu Boden werfen, ſie herum zerren, kneten, wälzen oder auch nach Belieben auf ihnen herum treten mag. Vergebens, daß die Mädchen kreiſchten, daß ſich die Gouvernante mit dem Ausruf: „Mais, comte Guido! Mais quelle grossièreté!“ dazwiſchen warf.

Mademoiselle Clementine mußte nun selber büßen, bekam die Püffe und Stöße statt ihrer Zöglinge. Der geschmeidige (böhmische) Hofmeister aber hatte sich inzwischen davon geschlichen, da er es nicht für gerathen hielt, dem übermüthigen Gräflein, dem Liebling der Mama, mit vielleicht übel belohnter Energie entgegen treten zu müssen. Carl Günter dagegen nahm sich der Mädchen an und bediente sich dem gräflichen Angreifer gegenüber seiner bürgerlichen Fäuste mit dem besten Erfolge. So bekamen die Mädchen Ruhe.

Ein paar Tage nach einer derlei Scene zog die kleine Justine ihren Vertheidiger geheimnißvoll bei Seite. Sie überreichte ihm ein gemaltes Heiligenbild.

„Was ist das?" fragte der Knabe.

„Das ist meine Patronin, die heilige Justine, eine Jungfrau und Märtyrin, auch eine vornehme Dame," — erklärte ihm das Kind mit einem gewissen kirchlich-aristokratischen Stolze. — „Du hast mich damals beschützt — die Heilige wird Dich beschützen." —

Carl sah etwas wunderlich drein, da er eben kein Verlangen trug, sich von gemalten Heiligen beschützen zu lassen — doch versprach er das Bild in Ehren zu halten, das Geschenk der frommen kleinen Katholikin. —

Der junge Günter und Graf Guido saßen auch im Gymnasium zusammen, doch mit ziemlich verschiedenen Resultaten.

„Mein Bruder studirt, aber er lernt nichts," — hatte sich die blonde Arabella zu dem Jugendgespielen ziemlich rücksichtslos geäußert.

Und so verhielt es sich auch. Das Muttersöhnchen plagte sich nicht übermäßig mit Latein und wurde vom Griechischen dispensirt; die edle Reit- und Kutschirkunst trug bei dem jungen Menschen bald den Sieg über Poesie und Rhetorik davon. Von seinen geschäftlich-energischen Wiener „Hü's" und „Hott's," mit dem herkömmlichen aristokratischen Nasenlautaplomb herausgequetscht, war sogar der vielerfahrene Leibkutscher des Grafen Papa entzückt. Auch in der Meisterschaft im Umkehren auf dem beschränktesten Raume suchte der österreichische junge Cavalier unter den bewährtesten Fiakern und Rosselenkern jener Zeit seines Gleichen. Er war ein Voglhuber*) und Sándor redivivus. Frei-

*) Ein damals höchst beliebter Wiener Fiaker. Er war von gutem Herkommen und anfangs wohlhabend. Seinen Stand hatte er aus Leidenschaft gewählt. Graf Sándor, der Schwiegersohn des Fürsten Metternich, ist hinlänglich bekannt.

lich, daß er in allen andern Wissenschaften zurück blieb. Die gräfliche Familie ließ das den Hofmeister nicht entgelten, der sich mit dem Gräflein genugsam geplagt und nebenbei seine Brodstudien vollendet hatte. Er hieß Wenzel Rucicka und war der Sohn böhmischer Eltern aus Czaslau. Ein blutarmer Student, hatte er sich nach Prag, später nach Wien völlig durchbetteln müssen, bis ihn ein glücklicher Zufall in das gräfliche Haus brachte. Das große Lebensziel: österreichischer Beamter zu werden, stand ihm seitdem unausgesetzt vor der Seele. — Es giebt Menschen, die mit ihrer Bestimmung vom Himmel fallen. Dem strebsamen jungen Czechen stand es auch bereits in seinen Jünglingsjahren auf der Stirn geschrieben: Du wirst, Du mußt es wenigstens bis zum Hofrath bringen! — Nach kurzer Praktikantendienstleistung bei der Wiener Polizeidirection hatte er sich durch Fleiß und Geschick, wohl auch durch die Patronanz der Weißenstein's, bald zum Unterkommissär empor geschwungen. Er war brauchbar, geschmeidig, voll Demuth gegen jeden Höherstehenden, rücksichtslos und brutal, wo er sich's erlauben durfte, dabei dienstbeflissen, ein rastloser Arbeiter — kurz, die „nothwendige Mittelmäßigkeit," deren man in unserm lieben Oesterreich

bedarf und die ſich in dem Worte des Kaiſers Franz ſo treffend ausdrückt: „Ich brauche keine Gelehrten, nur gute Beamte!“

Wir werden dem vielgewandten Manne im Laufe der nächſten Capitel in ſeiner Amtsthätigkeit und ſonſt mehrmals begegnen.

Das Gräflein hatte das Gymnaſium zur Roth abſolvirt. Es war ſein non plus ultra. Anders unſer Carl Günter. Mit den Jahren wuchs ſein Drang nach Wiſſen, nach höherer Ausbildung. Der Vater erfüllte den brennenden Wunſch des jungen Menſchen, ließ ihn in die Humanitätsſtudien eintreten, denen er ſich mit allem Eifer und Feuer ſeiner leidenſchaftlichen Natur hingab. Unſer Held hatte ſich auch bald in ſchwärmeriſcher Freundſchaft mit ein paar jungen Studiengenoſſen verbunden. Die Jünglinge hielten feſt und treu zuſammen, in Wiſſenſchaft und Kunſtbegeiſterung, wie die Liebhaber Plato's. Auch an Eiferſucht fehlte es nicht, wie unter wirklich Liebenden. Carl glaubte in ſeinen Genoſſen die ganze Menchheit zu umfaſſen. Holder Enthuſiasmus der Jugend!

Der alte Günter gewahrte mit väterlichem Stolze den Fleiß wie die Talente ſeines Sohnes; dieſer fand

jedoch an der zahmen Wiener Universität und den banalen Schulplanen der Studienhofkommission längst kein Behagen mehr. Es lockte ihn mächtig nach Heidelberg, wo sich ein Kreis von tüchtigen Professoren zusammen gefunden, von echten Männern der Wissenschaft. Dort müsse er hin! erklärte er seinem Vater.

Der gutherzige Alte brachte es nicht über's Herz, „Nein" zu sagen. Als praktischer Mann und Oekonom hegte er zwar billige Zweifel, ob denn auch dieser gelehrte Weg, welchen sein einziger Sprößling einschlagen wollte, der geeignetste sein dürfte zur Entwicklung eines künftigen gräflichen Güterverwalters.

„Der Feldbau ist doch eine schöne Sache," — meinte er.

„Wenn man eigenes Feld hat, Vater! - l'aterna rura!" citirte der Sohn.

„Du hast wohl ein Gigen — aber hübsch weit von hier!" versetzte der Vater. „In Amerika. In Texas."

„Du hast Dich dort angekauft?"

„Als junger Mensch, in Deinem Alter, machte ich die Reise, erwarb dort eine Länderstrecke. Hab' auch die Kämpfe gegen Mexiko und Santa Anna mitgemacht.

Nun, die kleine Republik ist längst unabhängig, wird aber wohl, wer weiß wie bald, der großen Union, dem Sternenbanner, anheimfallen. Dann hat unser Besitz eine Zukunft."

„Du hast die Länder verpachtet?"

„Zuletzt an einen wackern Mann, einen Engländer. Mr. Thompson ist thätig, unermüdlich für unsere deutschen Landsleute, die sich dort angesiedelt."

„Du hattest ja damals für immer auswandern wollen? Oder nicht?"

„Wenn man jung ist" — sagte der alte Günter zögernd.

„Aber da überkam Dich das Heimweh! Gelt?"

„Nun ja! Was sonst?"

„Soll ich Dir's sagen? — Die Liebe zu einem Mädchen war's, die Dich zurück trieb — zu dem Mädchen, das meine Mutter werden sollte!"

„Ueber die Weiber! — Die Muhme hat Dir die Geschichte erzählt?"

„Ich weiß Alles!" rief Carl lebhaft. „Deine Geliebte war vornehm und reich, man verweigerte Dir ihre Hand, darum liefst Du in die weite Welt —"

„Es war ein Narrenstreich!“ unterbrach ihn der Alte. „Doch ist's gut ausgefallen.“

„Nun freilich! Meine künftige Mama wurde plötzlich verwaist, verlor ihr Vermögen, da kehrte mein Papa zurück —“

„Und so weiter!“ unterbrach ihn der Alte kurz. „Genug von der Geschichte. — Der Familie Weißenstein verdanke ich mein Glück. Ihr zu dienen ist mein Stolz. Aber Du willst meine Wege nicht einschlagen, willst durchaus ein Gelehrter werden —“

„Ich will ein Mensch werden, Vater!“ rief Carl feurig aus — „ein wahrer, ein ganzer Mensch!“

„Wird man das nur in Heidelberg?“ erwiderte der Güterverwalter lächelnd. „Ueberlege Dir's noch. Im Uebrigen — ein tüchtiger Landwirth kann auch die Beihülfe der Wissenschaft brauchen und ohne praktischen Lebenszweck kann der Mensch leicht zerflattern, mein Sohn! Das bedenke.“

Der Alte ahnte nicht, wie wenig sein Carl an derlei Lebensprosa dachte, wie es in dem jungen Menschen gährte und welche innere Unruhe ihn neuen Anschauungen und Verhältnissen entgegen trieb. Der Goethe'sche „Individualismus“ erfüllte Carls ganze

Seele, dem patriotisch-politischen Börne und dem philisterhaften Wolfgang Menzel zum Trotz. Der Jüngling hatte sich den etwas nebelhaft strebenden „Wilhelm Meister“ gewissermaßen zum Vorbild aufgestellt, sogar gelegentlich daran gedacht, Schauspieler zu werden und bald fehlte es auch nicht an einer vornehmen „Natalie,“ deren köstlicher Besitz durch tausend Opfer zu erringen wärr. Die „Philinen“ blieben vor der Hand außer Spiele.

Ohne eigentliches poetisches Talent machte unser Freund doch Verse, wie fast jedes junge Menschenkind. Ein poetischer junger Mensch aber, wenn er zugleich hübsch ist (und Carl war das), verfehlt selten seinen Eindruck auf junge Damen, wären sie auch ziemlich weltlich gesinnt, wie Comtesse Arabella. Als sie etwa fünfzehn Jahre zählte, Carl siebzehn, da konnte man bereits gewahren, daß sich die Beiden nichts weniger als aus dem Wege gingen. Die zehnjährige magere und blasse Justine mit den melancholischen Augen machte sich ihnen dabei als Aufpasser bisweilen höchst unbequem. Doch wußte man sie zu beseitigen und der junge Mensch ersah seine Zeit, um der schönen Comtesse seine sentimentalen Gedichte unter vier Augen zu recitiren

oder ihr ſeine ſchwärmeriſchen Anſichten von Freundſchaft, wie über Welt und Literatur, auch Politik und Staat zu entwickeln. Die etwas nüchterne Comteſſe war zwar nicht im Stande, dem hohem Fluge völlig zu folgen, doch hörte ſie dem hübſchen Jugendgeſpielen aufmerkſam oder doch geduldig zu. Bald aber ſchien ſich der Antheil der jungen Dame an dieſen unſchuldigen Tête-à-tête's bedeutend zu mindern. Es war zur Zeit, als Fürſt Alexander Sulkowski von ſeinen Gütern in Galizien nach Wien kam, um ſich verſuchsweiſe dem Dienſte der Staatskanzlei zu widmen. Der fertige junge Mann, ritterlich, gewandt, weltmänniſch, brachte faſt jeden Abend im Weißenſtein'ſchen Hauſe zu, war immer munter, geſprächig, der angenehmſte Geſellſchafter. Die ſchöne Bella ließ ſich auch ſeine Unterhaltung nicht ungern gefallen, dagegen verſtummte Carl Günter anfangs in der Nähe des älteren, ihm in allen Weltformen ſo weit überlegenen Mannes. Im Stillen hegte er ſogar eine Art von Ingrimm gegen den galanten Fürſten. Daß er eigentlich den Nebenbuhler in ihm ſcheute, war ihm noch nicht klar zum Bewußtſein gekommen. Dem Fürſten war der naive Student ziemlich gleichgültig. Er mochte ihn wohl auch, der Schönen

gegenüber, für ganz ungefährlich halten. Ein Beweis, daß er stracks d n Salon verließ, wenn er die Beiden im Tête-à-tête betraf. — „Ihr schwärmt und poetisirt wieder, liebe Kinder?“ hieß es — „da will ich nicht stören.“ — Und der diskrete Mann begab sich zum Obersten oder zur Gräfin. Die schöne Bella aber wurde unruhig, kürzte das Zwiegespräch ab oder unterbrach den Freund mitten im Vorlesen des neuesten Gedichtes.

„Genug für heute, lieber Charles!“ sagte sie und stand auf. — „Der Spötter Alexander macht sich lustig über uns. Das mag ich nicht leiden. Auch ist bereits Theestunde. Kommen Sie zur Gesellschaft.“

Man hört, das trauliche „Du“ hatte sich unter den Jugendgespielen bereits verloren.

Dem jungen Günter schoß es durch's Gehirn.

„Ich kann den Menschen nicht ausstehen!“ sagte er aufbrausend.

„Wen?“ fragte die Comteſſe leicht erröthend. „Sind Sie klug?“

„Bella! Sie haben ihn lieb — lieber, weit lieber als mich! Sagen Sie's nur heraus!“ — Damit ergriff er mit Heftigkeit ihren Arm.

Die Comteſſe machte sich los. „Was soll der Un-

ſinn?“ ſagte ſie gelaſſen. „Wer ſpricht von Liebe? — Ihr Gedicht war übrigens recht hübſch,“ — fügte ſie mit milderem Tone hinzu. „Aber ſuchen Sie ſich abzukühlen, mein Freund, ſonſt dürfen Sie mir nie wieder vorleſen.“

Damit entfernte ſich das vorſichtige Mädchen mit dem Schritt einer Prinzeſſin.

Carl ſtürzte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, lief die halbe Nacht auf Baſtei und Glacis herum, fluchte dem Fürſten, ſich ſelbſt, der Comteſſe, dem ganzen weiblichen Geſchlechte. Er wollte nichts mehr von dem Mädchen wiſſen. Auch ſeine Eiferſucht war erwacht und hatte beſtimmte Geſtalt bekommen.

„Schenk ich künftig Dir Vertrauen?
Wirſt Du meine Treue lohnen?
Weh, die Krone aller Frauen
Dürſtet wohl nach Fürſtenkronen!“

Das war damals in ſeinem Tagebuche zu leſen. Und ſo blieb er auch durch mehrere Tage aus dem gräflichen Hauſe weg, brachte ſeine Abende mit ſeinen beiden Freunden und andern gleichgeſinnten Genoſſen zu. Da ging es bisweilen ziemlich hoch her. Das Feuer der ſchwarz-roth-goldenen Begeiſterung, welches

in den deutſchen Gauen dem Ausbruch nahe war, hatte auch bei der Wiener ſtudirenden Jugend bereits zu glimmen begonnen und manches „Hoch“ und „Evoë“ wurde mit erhobenen Gemüthern wie Bechern dem „künftigen einigen Deutſchland“ dargebracht. An ein einiges Oeſterreich dachte Keiner der jungen Oeſterreicher.

Liebe iſt ſtärker als Politik. Seit drei Tagen war der junge Menſch von der Geliebten getrennt. Wer hielte das noch länger aus? — Am vierten Abend trat er mit Herzklopfen zu ziemlich früher Stunde in den Salon, fand die Comteſſe allein, ein Buch in der Hand. Sie ſprang raſch auf, eilte ihm entgegen, reichte ihm die Hand wie ſonſt.

„Abſcheulicher Menſch! Ausreißer!“ ſchmollte ſie ſcherzhaft. „So lange weg zu bleiben! Die Mama fragt täglich zwanzigmal nach Ihnen. — Haben Sie etwas mitgebracht? Da guckt ein Manuſcript aus der Bruſttaſche! Geſchwind heraus damit! Wir ſind ungeſtört, vor einer Stunde kommt keine Seele.“ — Damit warf ſich das raſche Mädchen in die Cauſeuſe, wies auf den Armſtuhl daneben.

Zum Leſen kam's nicht, wohl aber zu traulichem Geſpräch, welches nur für einen Moment verſtummte,

wenn die ſtets lauernde Juſtine herbei ſchlich, jedoch von der ältern Schweſter augenblicklich zur Gouvernante gewieſen wurde.

Die Jugendfreundin war heute beſonders liebenswürdig und wußte es ſo fein anzuſtellen, daß der jugendliche Anbeter wieder mehr als je in ihren Banden lag. Dagegen behandelte ſie den Fürſten in der Folge mit großer Zurückhaltung, ja mit einer gewiſſen vornehmen Kälte. Der unerfahrene Carl Günter frohlockte, Fürſt Alexander lachte im Stillen darüber. Bisweilen gerieth er aber auch in Aerger, wenn ſich Arabella (freilich nur ihm zum Poſſen) gegen den Jugendgeſpielen gar zu freundlich erwies. Die Partie zwiſchen dem Fürſten und der Comteſſe war übrigens von beiden Familien längſt beſchloſſene Sache, doch war das Mädchen noch zu jung, darum ſollte die Erklärung erſt nach Jahr und Tag erfolgen oder noch ſpäter. Hatte das ſchlaue Mädchen dieſen Umſtand errathen und darnach ſein Benehmen eingerichtet? Vielleicht. Unſer Held aber ahnte lange nichts von dem Zuſammenhang der Dinge und ſetzte ſein Schmachten und Sehnen in Proſa wie in Verſen fort. Bei einem Idealiſten braucht's derben Ruck, bis ihm die Schuppen von den Augen fallen.

Auf dieſe Weiſe hatte ſich der Jugendroman beinahe durch zwei Jahre fort geſponnen. Bei der Harmloſigkeit des jungen Menſchen bedurfte es von Seite des Mädchens nur der geſchickt angewendeten kleinen Künſte, wie ſie dem Geſchlechte eigen ſind, um den Liebesfunken in der Seele des Jünglings nicht völlig ausgehen zu laſſen und doch dem Ausbruch zur hellen Flamme vorzubeugen. — Aber auch Carl war mit neunzehn Jahren etwas klüger als mit ſiebzehn. Seine Situation fing ihm an klar zu werden. — „Ich muß mich losreißen," — ſchrieb er in ſein Tagebuch. „Was ſoll ich länger unter den Grafen und Fürſten? Ich bin ihnen doch nur der Sohn meines Vaters, des gräflichen Dieners. Und ich ſoll ſelber dienen? Nichts da! Darum fort, fort, fort! — Aber Bella! Wie ſoll ich ſie miſſen? Ach, es muß! Aber ich werde ſie ewig lieben!"

Ein paar Tage ſpäter ſchrieb er:

„Nein, ich will kein winſelnder Werther ſein, der irgend einer Lotte wegen verzweifelt. Mein Herz war krank, aber es wird geſunden — es iſt geſund, ſobald ich's will! Bin ich nicht jung und kräftig? Steht nicht ein ganzes volles Leben vor mir? Ein Leben der

Wiſſenſchaft, will's Gott, auch der That! Vaterland und Freiheit! Iſt das nicht unſer Aller Loſung? Darum fort mit Gram und Reue und Liebesſchmerz — ſie höhlen den Menſchen aus, tödten Geiſt und Seele. Es lebe das Leben!"

Zuſatz Tags darauf:

„Es bleibt bei meinem Entſchluß. Doch ich liebe ſie noch immer. Auch ſie iſt mir gut, ich weiß. Warum bin ich kein Graf? Oder ſie eine Bürgerliche? — Was hilft's! Man muß ſich zuſammen faſſen. Oggi non si ama, ſagt Mazzini."

Carl Günters Liebeslehrjahre ſchienen ſonach auf eine Art Reſignation hinaus zu laufen und ſo trieb es ihn um ſo lebhafter, die Wanderjahre anzutreten. Nach Heidelberg alſo! — Die gänzliche Trennung von dem Weißenſtein'ſchen Hauſe ward dem jungen Manne nicht leicht. Wurde er doch wie ein Familienglied betrachtet! Auch die Gräfin Mama mißte den „lieben Charles" höchſt ungern und der Abſchied griff ihre Nerven an. Daß der junge Herr Günter ihrer Comteſſe Tochter [illegible]ls gefährlich werden könnte, das hätte die harmlos-adelige Seele garnicht faſſen können.

Am Vorabend der Abreiſe beſchenkte Arabella ihren

Jugendgespielen mit einem von ihren eigenen schönen Händen gestickten Cigarrenetui, das sie ihm mit feuchten Augen darreichte. „Vergessen Sie mich nicht!“ lispelte sie dabei und schmiegte sich so nahe an die Seite des Freundes, daß dieser nicht umhin konnte, ihr zärtlich in's Auge zu blicken und ihre weiße Stirn leicht mit den Lippen zu berühren. Das Mädchen aber schloß ihn fest in die Arme und küßte ihn herzhaft. Bevor er zu sich kam, war die Comtesse davon geschlüpft. Carl war wie außer sich, die halb bezwungene Leidenschaft schien auf's Neue erwacht.

Arabella war nichts weniger als eine warme oder liebende Natur. Doch auch bei Wesen ihrer Art kommt wohl ein Moment, wo sie über sich hinausgehen, wo eine Empfindung von Poesie und Leidenschaft auch die Nüchternste überschleicht. Bald aber ist die jugendliche Extase vorüber und man kehrt in sein Alltagsleben zurück. So taucht die kalte Undine aus ihrem Wasser- und Zauberreich empor, betrachtet sich den schlummernden jungen Rittersmann am Ufer. Er rührt sich — erwacht — sie zaudert. Da erinnert sie sich [illegible] Geistergesetze, die sie mit dem Tode bedrohen, wenn sie

ſich einem Sterblichen in Liebe ergiebt — und bevor der Schläfer die Augen aufſchlägt, iſt das vorſichtige Zaubermädchen im rauſchenden Schilf und in der kalten Welle verſchwunden. Dem Ritter aber hatte von himmliſcher Liebe geträumt.

So unſer Carl Günter.

Kaum hatte ſich die ältere Schweſter entfernt, als die jüngere herein ſchlich. Juſtine kam in die unangenehmen Jahre. Mit zwölf oder dreizehn Jahren will man kein Kind mehr ſein und iſt doch kein Mädchen. Die noch immer blaſſe und magere Comteſſe hatte etwas Spinnenartiges; ihr ganzes Weſen war ein Abklatſch der franzöſiſchen Gouvernante. Mademoiſelle Clementine de Montreul, von den frommen Schweſtern des sacré-coeur gebildet, brachte ihrem Zögling die dort eingeſogenen Anſchauungen, auch gelegentlichen Vorurtheile bei. Ihre Religioſität beſtand in Meſſe hören und beichten, ihr Reſpect vor dem Adel, dem ſie ſelber angehörte, war ungeheuer, der „peuple“ galt ihr als eine wilde Rotte Räuber und Mörder und der gottbegnadete, leider von dem „roi bourgeois“ vertriebene legitime König kam ihr unmittelbar nach Jeſus Chriſtus. —

Da nun die gräfliche Familie aus lauter erwachsenen Leuten beſtand, die ſich wenig mit dem ohnehin verſchloſſenen und in ſich gekehrten Kind abgaben, ſo kam es, daß Juſtine dem Einfluß der ſtarren und adelsſtolzen Frömmlerin völlig anheimgefallen war.

Das Kind zog unſern Freund bei Seite. — „Haben Sie mein Heiligenbild noch?“ fragte ihn Juſtine mit der Miene eines kleinen Inquiſitors.

„Nun freilich!“ erwiderte Carl unbefangen.

„Dann ſeien Sie ſo gut und ſtellen mir's zurück.“

„Warum?“

„Weil Sie an die Heiligen nicht glauben. Ich hätte Ihnen auch das, von dem heiligen Vater ſelbſt geweihte fromme Bild gar nicht geben ſollen — nun weiß ich's. Aber damals war ich klein und unerfahren.“

„Ihre Erfahrung iſt auch jetzt nicht gerade weit her!“ verſetzte Carl unmuthig.

So ſchieden ſie völlig in Unfrieden.

Am Morgen nach Carls Abreiſe erhielt das Kind ſein Heiligenbild unter Enveloppe und mit der Adreſſe: „An die fromme und ſtolze Comteſſe Juſtine Weißenſtein.“

„Der Wilde! Der Volksmann! Der Ketzer!“ rief das erzürnte junge Wesen und zerriß das Couvert in Stücke.

Man sieht, eine kleine Dame, welche bereits anfing, kein Kind mehr zu sein.

Viertes Capitel.

Erste Katastrophe.

Wie erzverbuhlt ist Alles doch,
was Weib sich nennt!

Aristophanes.

In Heidelberg war dem jungen Oesterreicher bald ein neues Leben aufgegangen. Wissenschaft und Burschenschaft gingen da Hand in Hand. Man hörte germanisches Recht, studirte die Pandekten, allein man zechte auch gehörig und sang die lustigen Commerslieder. Nicht minder wurde „gepaukt." — Unser Held trug gleich im ersten halben Jahr ein paar tüchtige Schrammen davon, auf die er nicht wenig stolz war; er theilte auch deren aus, was ihn mit noch weit höherem Behagen erfüllte. Der junge Mann (weit reifer als er selbst), mit dem er sich zuerst gemessen, wurde bald darauf sein bester Camerad und Freund. Der hochblonde Chalybeus, den Ufern der Eider entstammt, mit derben Gliedern, mehr als einen halben Schuh über Mannesgröße, erschien als ein echter Abkömmling des alten Germanenthums; dem mehr zartgebauten Günter gegen-

über nahm er ſich faſt wie eine Art Recke aus. Er trug den deutſchen Rock immer feſt zugeknöpft; auch die Schärpe mit den deutſchen Farben fehlte dem Genoſſen der Germania nicht. Unter der Studentenkappe wallte das lange ſtrohgelbe Haar wie Löwenmähnen über die tüchtigen Schultern. Aus den kleinen, ſcharf blitzenden, dabei gutmüthigen blaugrauen Augen leuchtete ein treues Gemüth und ein friſcher Humor. Dabei war's ein tüchtiger Grieche und Philologe, ein lebendiges gelehrtes Lexikon, in welchem man nur nachzuſchlagen brauchte. In jeder Richtung erkannte der Wiener in dem Holſteiner ſeinen Herrn und Meiſter. Die beiden jungen Leute wurden Zimmergenoſſen, hörten dieſelben Collegien, blieben unzertrennlich.

Der tüchtige Menſch war auch ein ſpekulativer Kopf und ſeinem jüngeren Freunde in der Kenntniß, Würdigung und Auslegung des großen Hegel und ſeiner Terminologien gleichfalls überlegen. An ihren philoſophiſchen Unterhaltungen nahm noch ein dritter Freund Antheil, der kleine, aber ſtämmige und immer enthuſiaſtiſche Sachſe Peterlein. Zur Hälfte war er blos Haar und Vollbart und ein ellenlanger Schläger ſchlug an ſeine kurzen Beinchen. Er war ein Rauſer mit

Paſſion, ein geſchworner Feind der „Philiſter," dabei aber das gutmüthigſte Kerlchen von der Welt. Seine Freunde durften auf ihn zählen, vor Allen Chalybeus und Günter, die er im Herzen ſeines Herzens trug.

Das philoſophiſche Kleeblatt fand ſich bei Tiſch zuſammen, in den Collegien wie auf den Spaziergängen, wo es dialektiſch und ſpekulativ hoch herging. Von Schelling's Idealismus oder der „zerquatſchten Realität" und ſeiner Natur, der „verſteinerten Intelligenz," war bald der Uebergang gefunden zu Hegel's abſtraktfreiem Ich und zu dem „ſich begreifenden Begriff."

Auch an Freiheitsbegeiſterung fehlte es unter den Heidelberger Genoſſen nicht. — Die deutſche Burſchenſchaft in ihren Verzweigungen der „Arminia" und „Germania" war früher uneins unter ſich, ſchon zur Zeit des Wartburgfeſtes. Nach den Verfolgungen und Einkerkerungen der „Demagogen" in den dreißiger Jahren war aber dieſer Zwieſpalt längſt erloſchen. Man hatte ſich auf's Neue im Geiſte geſammelt. Die Heidelberger Genoſſen ſtanden mit denen aller übrigen deutſchen Univerſitäten in geheimer Verbindung und zwar in rein germaniſcher Tendenz. Wien ſollte dem Bunde beitreten, und ſo wurde Günter beauftragt, ſich mit

ſeinen Wiener Freunden in's Einvernehmen zu ſetzen. Er ließ auch ohne Zögern eine begeiſterte Epiſtel an ſie ergehen, die wir nicht ſäumen werden, an geeigneter Stelle mitzutheilen.

Von einer andern Wiener Correſpondenz erfuhren die Freunde nichts. Comteſſe Arabella hatte den Studenten aufgefordert, ihr zu ſchreiben, was er auch nicht unterließ und gleich in den erſten Wochen ſeines Heidelberger Aufenthalts über ſeine Studien, Profeſſoren und Collegien gewiſſenhaft berichtete. Seinen Briefen an die Schöne war jedoch bald abzumerken, daß ihm der Abſchiedskuß noch immer auf den Lippen brannte. Wie ſehr er die holde Jugendfreundin vermiſſe, hieß es, wie ſie ihm auch aus der Ferne ſtets in lebendiger Gegenwart vor Augen ſchwebe und ſo weiter. Aus den freundlichen Antworten der Comteſſe las er ſich immer das Beſte heraus und ward in ſeinen Erwiderungen noch weit überſchwänglicher als bisher. Dieſe erhöhte Stimmung des Schreibenden ſchien die holde Bella ein wenig dämpfen zu wollen. In einem Poſtſcript ihrer letzten Antwort fragte ſie nämlich, wie unbefangen: „Sie ſind doch nicht krank, mein Freund? Ihre Zeilen zeugen von Aufregung. Sie ſtudiren zu viel. Sie müſſen ſich ſchonen.“ — „Wie ſie um mich beſorgt iſt!“ rief

der Liebende und küßte die beglückenden Zeilen, schrieb sogleich zurück. — Wochen vergingen — keine Antwort. Er schrieb auf's Neue. Wieder fruchtlos! — Carl wurde besorgt. Ist sie krank? Er schrieb abermals.

Die drei jungen Hegelianer machten bisweilen Ausflüge in die reizende Umgegend und so wurde auch das anmuthige Heilbronn in Vorschlag gebracht. Der kleine Sachse, der gelegentlich nicht ungern den Galanten spielte, hatte von einer weiblichen Bekanntschaft erzählt, die er dort vor Zeiten angeknüpft. In allen Ehren natürlich. „Aber ein „famoses Mädchen," versicherte er — „dieses Käthchen."

„Die Weiber sind das reine Sein, gleich nichts," — bemerkte kaltblütig Chalybeus, in dessen philosophischer Anschauung eigentlich nur die Männer als Menschen zählten. Das Weib galt ihm auf's Höchste für einen angenehmen Schnörkel der Natur.

Der nicht wortkarge Peterlein ward nicht müde, von den Reizen und der Liebenswürdigkeit des Schwabenmädchens zu erzählen.

„Kümmert Dich die unbekannte Schöne?" wendete sich Günter, dem nur seine Arabella am Herzen lag, zu dem Weiberverächter Chalybeus.

„Mich?“ versetzte dieser trocken — „ganz und gar nicht. Was ist mir Hekuba? Mein Caligula ist mir lieber.“ — So hieß nämlich sein Pudel.

Carl lachte. Der galante Sachse war empört über die Blasphemie.

Als die Pfingstferien eintraten, ließen sich die Beiden demungeachtet zu dem lange verschobenen Abstecher bewegen.

Das „Kätlchen von Heilbronn,“ wie man die Tochter des Chirurgus (eigentlich Barbiers) Schäffle zu nennen pflegte, hatte durchaus nichts von Heinrich von Kleist's Somnambule an sich. Es war ein schlankes Mädchen, frisch, lebhaft, mehr als hübsch, mit reichen, kastanienbraunen Locken, die über Stirn und Nacken wallten, den zierlich-kleinsten Ohren und einem feinen Näschen, das munter und ein wenig auffordernd in die Welt hinaus ragte. In ihren großen Augen, dunkel, feurig, sprühend-lustig, etwas hervorquellend, blitzte eine gesunde Sinnlichkeit. Wenn diese Augen nicht geradezu begehrlich blickten, so riefen sie jedenfalls das Begehren hervor. Kein Wunder, daß der kleine Sachse, dessen Galanterien sich das schöne Kind harmlos gefallen ließ, flugs in den Banden der Zauberin lag. Seine Feinde

und Neider sagten ihm wohl nach, daß er in Heilbronn immer nur auf den Zehen einher schreite, um seine winzige Gestalt mit der Größe der schlanken Schönen einigermaßen in das gleiche Niveau zu bringen. Er hatte zu seiner Verzweiflung eine Anzahl Nebenbuhler. Sämmtliche Heilbronner Jugend war von den Rosenketten der schwäbischen Armida umstrickt — allein kein glücklicher Rinaldo konnte sich ihrer besondern Gunst rühmen. Dabei ließ sie sich doch keinen ihrer Verehrer entgehen. Für einen Jeden, auch den unbedeutendsten, hatte sie ein freundliches Wort oder ein angenehmes Lächeln; auch eine gewisse Koketterie war nicht ausgeschlossen, zumeist neuen Erscheinungen gegenüber und wo es der Mühe werth schien, wie bei dem stattlich-störrigen Chalybeus. Der Philosoph wurde auch geschmeidig dem Herlein gegenüber und erklärte das Käthchen für ein ziemlich zweckmäßiges „Für-sich-sein."

Peterlein nach seiner Art tänzelte um die Schöne herum; unser Günter, an den das Mädchen ein paar freundliche Worte gerichtet hatte, schien sich auf der Reserve zu halten. Wem eine Arabella im Herzen sitzt, dem kann ein Käthchen nichts anhaben.

Aeußerst zuthulich benahm sich der Papa mit dem

ungen Oesterreicher, zu welchem er sich, wie er versicherte, gleich hingezogen fühlte. — Der kurze, dicke und kahlköpfige Chirurgus Schäffle war von Haus aus ein Bonvivant. Leben und leben lassen war seine Devise. Von Herzen gern hätte er das allergrößte Vermögen durch die Gurgel gejagt; leider konnte ihm das nur mit einem höchst bescheidenen Besitzthum gelingen — dagegen ziemlich vollständig. Er stak in Schulden bis über die Ohren und lebte vom Tage auf den Tag, was ihn jedoch durchaus nicht abhielt, nach wie vor in den Tag zu leben. Gäste zu bewirthen und sich selber mit ihnen, war seine Hauptleidenschaft. Ein Glas Neckarwein und etwas Braten und Backwerk mußte bei ihm jederzeit vorräthig sein. Zum Glück war das Käthchen eine gute Wirthin, die mit Wenigem Haus zu halten verstand, auch ging das „Geschäft" ziemlich gut. Sämmtliche Verehrer der Tochter ließen sich von dem Vater rasiren oder auch „schröpfen," mittelst kleiner, niemals zurückgezahlter Darlehen. Die gutmüthigen jungen Schwaben hatten in dem gastlichen Hause wie oft gegessen und getrunken, so daß sie es in der Ordnung fanden, auf dem angedeuteten Wege ihr Schärflein beizutragen, damit das flotte Leben nicht zu Ende ginge.

Der Beſuch der drei Freunde aus Heidelberg war eine Art Ereigniß für das Schäffle'ſche Haus und mußte natürlich, beſonders des Fremden, des „Wiener's" wegen, durch eine kleine Schmauſerei gefeiert werden. Dagegen ließen es ſich die Studenten nicht nehmen, ihre gaſtfreien Wirthe des Abends „im Jägerhauſe" frei zu halten, wo es Papa Schäffle nicht unterließ, ſich ſein ohnehin hochrothes Antlitz bis zur Zinnoberröthe hinauf zu trinken. — Später Abends wurde auch getanzt und Peterlein that das Möglichſte, um das ſchlanke Käthchen gehörig im Kreiſe herum zu ſchwenken. Auch andere Heilbronner Verehrer hatten ſich eingefunden und das tanzluſtige und flinke Mädchen ging von Hand zu Hand, flog zuletzt mit aufgelöſten Haaren wie eine Mänade dahin. Die Leichtigkeit und Grazie der Tänzerin erhielt ſogar den Beifall des ſtrengen Chalybeus, der natürlich nur als Zuſchauer fungirte. Auch Carl Günter, der gefeierte Vortänzer der Wiener Studentenbälle, hielt es unter ſeiner Würde, ſich hier im Kreiſe herum zu drehen — auch war er mit ganz andern Gedanken beſchäftigt. Wie aber die Tanzpaare an ihm vorüber hüpften, mußte er ſich als Kenner ſagen: jene leicht dahin ſchwe-

bende Tänzerin sei wohl eines besseren Partners werth, als eines Peterlein und Consorten.

Während einer Tanzpause saß er im Winkel. Käthchen hatte sich inzwischen die aufgegangenen Locken in bequeme Flechten geordnet, was ihrem anmuthigen Gesichtchen einen neuen, wie häuslichen Reiz verlieh.

„Sie tanzen nicht, Herr Günter?“ redete sie ihn unbefangen an und setzte sich an seine Seite.

„Nicht mehr, liebes Fräulein!“ erwiderte er freundlich.

„Sie haben das Vergnügen abgeschworen? Und für immer?“

„Das eben nicht“ — sagte er zögernd.

„In so jungen Jahren! Das läßt sich denken“ — meinte die Schöne. „Sie sind aber wohl Besseres gewohnt? Wir Heilbronner Mädchen sind dem verwöhnten Herrn Wiener zu schlecht?“ fügte sie schelmisch hinzu.

„Wie können Sie glauben —?“ betheuerte der junge Mann.

„Sie verachten uns nicht? So beweisen Sie's durch die That. Die Musik beginnt eben auf's Neue, da sucht mich auch schon mein Tänzer,“ — sagte Käthchen und

stand rasch auf. „Wählen Sie die Grethe dort oder das hübsche Lorchen, das neben ihr steht; die Beiden sind noch frei," — flüsterte sie ihm zu.

„Wenn Sie's wären!" platzte Carl heraus und war rasch auf den Beinen.

Käthchen besann sich einen Moment, dann trat sie ihrem Partner entgegen: „Die nächste Tour, lieber Berthold!" sagte sie mit süßem Blick und Ton. „Der Herr aus Wien wünscht ein Tänzchen. Gegen Fremde muß man artig sein. Nicht wahr?" — Dann zu Carl gewendet: „Treten wir an, Herr Günter?"

Carl schlang seinen Arm um das Mädchen und im raschen Fluge ging's dahin. Der junge Mann hatte das gelehrige Käthchen bald in die Wiener Tanzweise eingeweiht. Das schwebende hübsche Menschenpaar machte Aufsehen. — Mitternacht war vorüber, als man an's Nachhausegehen dachte. Man wandelte gruppenweise durch die schöne Mondnacht, Käthchen an Günters Arm. Chalybeus und Peterlein humpelten hinterdrein. An der Hausthür, an welcher das Barbierbecken prangte, hieß es scheiden — doch wurde die Wiederholung des Besuches, besonders von Seite Peterleins, feierlich versprochen.

Der enthusiastische Sachse schwärmte im Nachhausefahren von Käthchen, von der reizenden Erscheinung.

„Das ist: die Existenz gesetzt in ihren Widerspruch!“ erklärte ihm Chalybeus kaltblütig, „nach Meister Hegel.“

„Sie ist ein holdes Werden, ein schönes Dasein!“ rief Peterlein begeistert aus.

Günter sagte nichts. Das Mädchen hatte ihm durchaus nicht mißfallen, doch seine Gedanken waren schon wieder bei seiner Comtesse. — Zu Hause fand er einen Brief mit den so wohlbekannten feinen und zierlichen Schriftzügen. Hastig erbrach er das Antwortschreiben auf seine letzten Herzensergüsse. „Lieber Charles!“ überschrieb die Comtesse wie gewöhnlich; hierauf wurde dem Freunde ihre nahe Vermählung mit dem Fürsten Alexander Sulkowski in flüchtigen Worten mitgetheilt. Der Attaché hatte dem Staatskanzleidienste für immer und unschwer Valet gesagt, um seine reizende junge Gemahlin möglichst bald auf seine Güter in Galizien zu bringen.

Carl blickte wie erstarrt auf das Blatt und las mechanisch weiter. — Die Schöne sei stolz auf ihren treuen und so hochbegabten Freund, hieß es zum Schluß. Ein bedeutendes Lebensziel stehe ihm vor Augen — als

Dichter, Gelehrter, vielleicht Politiker und Staatsmann. Wer weiß, was die Zukunft bringe! Sie werde den Jugendfreund nie vergessen und hoffe auch, er werde ihrer stets eingedenk bleiben.

Carl zerknitterte das Blatt. — „Eingedenk?“ rief er aus. „So was vergißt sich auch!“ ergänzte er mit Bitterkeit. Er ging mit großen Schritten auf und ab, blickte wieder in den Brief, hielt dann inne. „Und sie liebt ihn garnicht, sie heirathet ihn nur!“ setzte er seinen Monolog fort. „Gewiß, ich bin ihr mehr als er! Aber er ist ein Cavalier, ein Fürst. — Und was bin ich? Ein bedeutender Mensch! Ein Dichter! wie sie mich angeschmeichelt. — Ein Dichter! Bin ich's? Nein, o nein! Nichts als ein thörichter, ein bethörter Versemacher, der sich eine herzlose Puppe zur Göttin auserkoren. Aber so sind sie wohl Alle! Nichts mit den Weibern! Chalybeus hat Recht. Ich will es für immer abschwören, das trügerische Geschlecht! Ich war ein Stümper als Mensch wie als Dichter — nun sehe ich's ein. — Fort mit dem Geschmiere!“ rief er wuthentbrannt und riß alle seine poetischen Versuche aus dem Schranke hervor, um sie nach dem Vorbilde seines Wilhelm Meister flugs zu verbrennen. Auch sämmtliche

Briefe Arabella's wurden den hellauf lodernden Manuſcripten zugeſellt. Da lag nun der Aſchenhaufen von Poeſie und Liebe. — „Da liegen meine Irrthümer!“ ſagte Carl wehmüthig. „Nun, ſie ſind todt und begraben!“

Geduld, mein junger Freund! Sie werden wieder auferſtehen.

Fünftes Capitel.

Eine Verschwörung gegen Thron und Altar.

Die Nacht ist Feindin aller Polizei,
Die Welt wird Chaos und der Mensch wird frei.

Achim von Arnim.

Die Correſpondenz mit der Comteſſe hatte unſern Helden Monate lang beſchäftigt und ihn ſo ausſchließlich in Anſpruch genommen, daß er ſeiner feurigen Epiſtel an die Wiener Studentenſchaft längſt nicht mehr dachte. Es war auch keine Antwort erfolgt.

Zur Zeit, als die Epiſtel in Wien einlangte, ſaß der Polizei-Untercommiſſär Wenzel Rucicka im Bureau und fertigte emſig Päſſe und Steckbriefe aus. Ein junger Menſch, ziemlich ſchmutzigen Ausſehens, mit einem Struwelpeterkopf, wartete geduldig in einer Ecke des Amtzimmers.

Der Beamte ſchrieb weiter. — „Was Neues, Steffani?“ fragte er nach einer Pauſe, zwiſchen den Zähnen murmelnd, ohne aufzublicken.

Der junge Menſch näherte ſich demüthig. „Der Stimmungsbericht vom verfloſſenen Monat, Herr Commiſſär“ — berichtete der Italiener in ziemlich fertigem Deutſch und überreichte demüthig das Blatt. — Man muß nämlich wiſſen, daß die Polizei in der „guten alten Zeit“ allüberall ihre Spione hatte, auch unter der Studentenſchaft. Steffani, ein armer Teufel aus Bergamo und Wiener Studioſus, war nun Einer dieſer geheimen Späher und Ausſchnüffler. Für monatlich fünf Gulden erſtattete er ſeinen Bericht über etwaige bedenkliche Vorfälle auf der Univerſität, ſo über „liberale“ Aeußerungen der Studenten, über Ausbrüche von Unzufriedenheit und dergleichen.

Rucicka las die wenigen Zeilen aufmerkſam durch.

„Man hat ſich kurz gefaßt,“ — bemerkte er mit einem ſchiefen Blick.

„Wenn nichts vorfällt, Herr Commiſſär,“ — wurde achſelzuckend erwidert. „Nissun' avenimento!“

„Man muß aber ſein Geld verdienen.“

„Das will ich auch. Und vielleicht noch ein kleines Superplus dazu, ein buona mano,“ verſetzte der im Grunde luſtige Schelm. „Ich konnte aber die Verſchwörung noch nicht zu Papier bringen, da ſie

mir eben erſt auf dem Wege hieher zur Kenntniß kam."

„Eine Verſchwörung!" rief der Polizeibeamte begierig aus, indem er ſich auf dem Stuhl-Eſel dem Berichterſtatter entgegen drehte und die Augengläſer zurecht ſchob.

Steffani trat näher. „Heute Abend kommen ſie zuſammen, meine Herren Collegen, die Studenten, ſind auch von meinen Landsleuten darunter; ſie halten geheimen Commers in der bekannten Kneipe außerhalb der Stadt," — flüſterte er mit Wichtigkeit. „Ich bin dazu eingeladen. Soll ich hingehen, Herr Commiſſär?"

„Verſteht ſich von ſelbſt! Und mir genau referiren über Alles und Jedes, was dort geſchieht oder geſprochen wird."

„Benissimo. Aber ſoll ich mich von den Cameraden frei halten laſſen?"

„Wozu? Warum?"

„Weil ich keinen Kreuzer Geld habe. Und man muß doch etwas zehren — ſchon des Wirthes wegen. Sonſt wird man über die Achſel angeſehen."

Dem Menſchen wurden ein paar Gulden von Amtswegen verabreicht.

Der welsche Spion schob sich dankend zur Thür hinaus, mit der angenehmen Aussicht auf ein ausgiebiges Nachtmahl für heute.

Der Beamte notirte die verausgabte Summe und schien über die Sache nachzudenken. „So wird's vielleicht am besten sein," murmelte er. Der versteckte Böhme hatte seinen Plan gefaßt.

In einer Bier-, Wein- und Branntweinspelunke vor einer der Linien Wiens ging es an jenem Abende ziemlich hoch her. In der Gaststube herrschte der gewöhnliche Lärm, auch gelegentlicher Zank. Handwerker und Fuhrleute trieben sich dort herum, lüderliche und halb verdorbene Kleinkrämer, anrüchige Winkelschreiber und andere dunkle Existenzen und problematische Naturen. Auch an einigen mehr als zweideutigen Weibspersonen fehlte es nicht. Die Dirnen gaben mit großem Erfolg ihre unverschämtesten Lieder zum Besten. Die Polizei hielt von Zeit zu Zeit ihre nächtlichen Razzias in dem verrufenen Lokale und das eingebrachte Wild lohnte häufig die Mühe; doch hatten die Hauptstrauchdiebe unter dem Gesindel gewöhnlich die Witterung von einem derlei projectirten Ueberfall und glänzten an solchen Abenden nur durch ihre Abwesenheit. Heute war aber

das Schankzimmer besonders gefüllt — man mochte sich völlig sicher fühlen.

Die Schankstube lag an der Straße. Nach rückwärts war eine Art Garten, wenn man ein Dutzend Bäume und Sträucher und einige schlecht gepflegte Blumenbeete so nennen will. Hier befand sich auch der Tanzsaal mit der Musikestrade, heute für die „Herren" beleuchtet und besonders hergerichtet. Die Herren waren die Studenten, ein Rudel junger Leute von sechzehn bis zwanzig Jahren, allen Nationalitäten angehörig, aus denen das polyglotte Oesterreich zusammen geschweißt ist. Die Mehrzahl Wiener und Deutsch-Oesterreicher, sonst auch Ungarn, Polen, Böhmen, Italiener, mit Mischlingen aus Triest und Dalmatien. Die Führer hatten nicht ohne Absicht diesen kleinen Völker-Congreß zusammen getrommelt, die besten Köpfe und beherztesten Jungen auserwählt, obwohl es auch an furchtsamen oder räudigen Schafen nicht fehlte, wie sie unter jeder Masse vorkommen.

Der Commers wurde mit Bierkrügen und langen Pfeifen, wie mit dem Absingen ziemlich harmloser Freiheitslieder eingeleitet. Der kluge Wirth hatte auch nicht versäumt, die Herren mit recht ausgiebigen Portionen

der beliebten „Schnitzel" zu bedenken, als Lockspeise, die er bei den folgenden Zusammenkünften gehörig zu schmälern gedachte.

Man war bald in gehobener Stimmung. Das benutzte der Senior und Hauptredner, ein der Medicin beflissener, stämmiger und stark bebarteter Ober-Oesterreicher von zwei und zwanzig Jahren, den man wohl für majorenn halten durfte. Er bestieg die Estrade, stieß das Musikresiduum, die etwas schadhaften und staubigen Pauken mit dem Fuß bei Seite und begann mit einer Baß- und Stentorstimme: „Meine Herren" —

„Silentium!" riefen die Studenten und schlugen mit den Messern auf Teller und Gläsern an.

„Ich fühle mich hoch erfreut und geehrt," — versicherte der Vorredner, — „daß Ihr meinem Rufe gefolgt seid und Euch so zahlreich eingefunden habt, in dieser feierlichen Stunde der Nacht, in welcher wir nichts Geringeres im Sinn haben, als das Wohl des Gesammt-Vaterlandes zu berathen, wie es tüchtigen Jünglingen und werdenden jungen Männern geziemt, die nach Freiheit dürsten und das Joch der Sklaverei abzuschütteln bereit sind, sobald die Stunde der Befreiung schlägt, zu

welcher ſich die ſo lange geknechteten Völker endlich erheben werden und müſſen."

Dieſe ſanguiniſche und von keinem der Anweſenden im Geringſten bezweifelte Verſicherung erregte einen allgemeinen ungeheuren Jubel und Beifallsſturm. Man ſtieß auch mit den Biergläſern auf den heran nahenden „Völkerfrühling" an. — Steffani benutzte die lärmende Begeiſterung, um ſich, die Hände unterm Tiſch, Einiges aus der Eingangsrede zu notiren. Ein paar furchtſame Schafe, die neben einander ſaßen, ſahen einander mit etwas bedenklichen Blicken an.

Der Redner fuhr fort:

„Bevor wir den eigentlichen Commers eröffnen, hab' ich Euch einen Gruß von einem unſerer ehemaligen Genoſſen zu überbringen, von der Beſten Einem, von unſerm Carl Günter, dermalen in Heidelberg."

„Vivat!" rief der Chorus.

„Mehr als Gruß," — fuhr der Redner fort. „Der Treffliche ſchreibt Euch hier im Namen der geſammten deutſchen Burſchenſchaft und ladet auch uns Wiener ein, mit ihr gemeinſchaftliche Sache zu machen."

„Angenommen!" erſcholl es von allen Seiten.

Der Redner las den Schluß der Epiſtel: „Wenn

ich Euch verlaſſen habe, meine Brüder, ſo iſt's, um der Wiſſenſchaft, die die wahre Freiheit iſt, an einem Orte zu dienen, wo ihr eine beſſere Stätte bewahrt bleibt als in unſerm polizeilich-geknechteten Wien." (Applaus.) „Ich und meine deutſchen Genoſſen grüßen die treuen Wiener Brüder, auch die nicht deutſchen — denn das Herz macht die Brüderſchaft, nicht die Zunge." (Laute Zuſtimmung. Händeklatſchen.) „Was Ihr immer beſchließen mögt, dem ſtimme ich im Vorhinein bei und nennt nur getroſt meinen Namen, wenn Euch Verfolgung bedrohen ſollte. Mit Euch befreit oder mit Euch verurtheilt. Zu Schutz und Trutz! Freiheit, Einheit und Brüderlichkeit! Euer Carl Günter."

Der enthuſiaſtiſche Brief rief die allgemeinſte Befriedigung hervor. Hierauf wurde zum eigentlichen Commers geſchritten. Daß Oeſterreich frei werden müſſe, eigentlich ganz Europa, Rußland und die Türkei mit einbegriffen, darüber waren Alle einig. Nur über die Mittel, wie das zu bewerkſtelligen ſei, herrſchten die verſchiedenſten Meinungsſchattirungen. Man kam dabei vom Hundertſten in's Tauſendſte. Daß ſich die diſparaten öſterreichiſchen Nationalen bei dem Anſtreben des gemeinſamen Freiheitszweckes als Brüder anſehen und

darnach behandeln sollten, darüber war im Princip und in thesi kein Zweifel; doch meinte ein Pole, daß die Ruhe und der Frieden Europa's ewig schwankend bleiben würden, so lange nicht ein Königreich Polen hergestellt sei. Oesterreich möge zwar sein Galizien einstweilen „provisorisch" beibehalten, seiner Zeit aber nicht hindern, daß es sich friedlich loslöse. Als Entschädigung wurden ihm dafür die untern Donau-Länder in Aussicht gestellt, wogegen aber ein Ungar protestirte und diesen Schweine erzeugenden Zuwachs als ein der magyarischen Machtvollkommenheit schlechterdings gebührendes Alluvium für sich und seine Landsleute in Anspruch nahm. — Ein Italiener suchte zu beweisen, daß Mailand und Venedig, nicht minder als Galizien, von dem österreichischen Staatskörper loszutrennen seien, sollte die Idee der italienischen Einheit, wofür seit Jahren so viele Edle geblutet, nicht in das Fabelreich verwiesen werden. Junge Leute aus Triest und Dalmatien stimmten dieser Ansicht vollkommen bei und wurden von der deutsch-österreichischen Partei nur matt bekämpft. Das besondere Königreich und die „corona czeska", welche ein Böhme beanspruchte, blieb einstweilen in der Minorität. Zuletzt ließ man die Schwierigkeiten der Nationalitäten-

Frage fallen und einſtweilen auf ſich beruhen, um ausſchließlich die der Freiheit auf's Tapet zu bringen. Dabei kamen die ungeheuerlichſten Anſchauungen und Behauptungen zum ungeſchminkteſten Ausdruck. Für's Erſte wurde allen Gegnern der freiheitlichen Entwicklung ein laut donnerndes Pereat gebracht: den Ariſtokraten, den Pfaffen und Geldleuten, vor Allen dem Fürſten Metternich, dem Grafen Sedlnitzki und dem König Louis Philippe. „Der hat die Pariſer Julitage wegeskamotirt," — rief ein radicaler junger Menſch — „die Krämerſeele iſt des Todes würdig."

Alle waren damit einverſtanden. „La mort sans phrase!" warf ein Humoriſt dazwiſchen und erregte allgemeine Heiterkeit.

Ein Anderer ſprach nun für die Republik, als der einzig vernünftigen und der Menſchheit würdigen Staatsform.

„Damit hat's noch Zeit!" überſchrie ihn ein Dritter. „Wir wollt Ihr flugs die Fürſten abſchaffen, die alle mit einander im Bunde, auch verwandt und verſchwägert ſind!

Königshaupt iſt wie die Hyder:
Schlag' es ab, es wächſt gleich wieder!

Darum bin ich auch aus Grundſatz nicht dafür, den Louis Philippe oder den König von Preußen umzubringen. Ein Anderer beſteigt dann den Thron und es kommt ſelten was Beſſeres nach! Gegen die Regierungen muß man ſich wenden, gegen das Regieren überhaupt. Unſer Ideal iſt die friedliche Anarchie — unſer nächſter und gefährlichſter Gegner — die Polizei. Darum gilt es, ihr allen möglichen Tort anzuthun. Und malkontent muß man bleiben, das iſt die Hauptſache, das ſteckt auch an. Semper aliquid haeret. Darum nur malkontent und ewig malkontent!“

Damit ſchlug der Redner mit der Fauſt auf den Tiſch, daß Gläſer und Flaſchen klirrten und ſämmtliche Anweſende gaben ſich mit höchſter Befriedigung als lauter Unzufriedene zu erkennen.

Im Schankzimmer nach der Straße ging es indeſſen nicht minder geräuſchvoll zu. Es war bereits Ein Uhr Nachts und die ſchmutzigen Karten klatſchten auf den unſaubern Tiſchen, die Würfel klapperten, die Bierkrüge füllten ſich ohne Aufhören auf's Neue, die rothen Geſichter glühten und Fäuſte und Naſen kamen ab und zu in unliebſame Wechſelberührungen. Plötzlich ließ Einer der Gäſte, der in der Fenſterniſche ſaß, ein

lautes: „Sch!“ vernehmen. Allgemeine Stille. Man horchte auf. Feste Schritte von außen. „Bei Fuß!“ wurde commandirt. Gewehre stießen auf den Boden.

„Die Patrouille!“ flüsterte der Wirth. „Karten weg, Würfel weg!“ Es geschah. Die meisten Gäste standen verlegen von den Tischen auf. Der uns bekannte Untercommissär war eingetreten.

„Was ist das, Wirth?“ wurde dieser mit bureaukratischer Brutalität angeherrscht — „die Polizeistunde längst vorüber und man hält noch immer offen?“

„Die Leut' haben just nach Hause wollen, Herr Commissär,“ — wurde demüthig versichert und nicht ganz der Wahrheit gemäß hinzu gesetzt: „Ich laff' auch seit einer Stund' oder so kein Faß mehr anzapfen!“

„Es ist gut. Und Ihr scheert Euch fort!“

Die Vagabonden, froh, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, ließen sich das nicht zweimal befehlen.

Als die Stube geleert war, wurde weiter inquirirt. — „Ihr habt ja noch andere Gäste?“

„Einige Herren Studenten,“ war die zögernde Auskunft, — „die sich einen lustigen Abend machen wollen, dort, im Gartensaal.“

„Weisen Sie mir den Weg.“

Ein Pfiff — und zwei Vertraute oder „Naderer" ſchlüpften wie Geiſter herbei. Sie alle wanderten ſchweigend dem Tanzſaale zu. Die bewaffneten Polizeiſoldaten umſtellten inzwiſchen das Haus. —

Nach dem Bier hatte der Wein bei den Studenten das ſeine gethan. Sie waren in erhöhter Stimmung und für das „Vaterland" jedes Opfer zu bringen bereit. Dieſes Vaterland mußte vor der Hand allerdings ein ideelles bleiben, da man über deſſen wirkliche und practiſche Conſtituirung noch nicht völlig in's Reine gekommen war. Jedenfalls war's eine ausgemachte Sache, daß man ſich als „Brüder" zu betrachten und darnach zu behandeln habe. Und ſo umarmte der Ungar den Deutſchen, der Pole den Czechen, der Italiener alle mit einander und ſie ihn vice versa. Der erſte Vorredner mit der kräftigen Stimme gedachte dieſem feierlichen Momente auch eine gewiſſe poetiſche Weihe angedeihen zu laſſen. Und ſo forderte er die Studenten auf, in einen Halbkreis zu treten, er ſelbſt ſtellte ſich mit hoch erhobenem Arm vor ſie hin, um die Verſe aus der Rütli-Scene zu intoniren, die der Chor ihm nachſprechen ſollte.

Er begann mit Salbung:

„Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr“ — —

„Jeſus, die Polizei!“ quiekte Eins der Schafe, ein blutjunger Burſche, noch halb im Mutiren begriffen. Und in der That, der Commiſſär ſammt den beiden Vertrauten war in den Saal getreten, die Säbel der Polizeiſoldaten blinkten durch die offene Thür. Der Kreis ſtob eilig auseinander. Die Beherzteren traten den amtlichen Störenfrieden mit einem entſchiedenen Weſen entgegen.

„Was wünſchen Sie von uns, meine Herren?“ fragte der Rütli-Chorführer.

„Ich wünſche zu erfahren, was Sie hier in ſo ſpäter Stunde zuſammen führt,“ — ſagte der Commiſſär mit Betonung, um nicht mit ſeinen Untergebenen gleich geſtellt zu werden.

„Wir halten Declamationsübungen. Aus Schiller“ — erhielt er die Auskunft. „Sie haben's ja gehört.“

„Keine Späße, Arnold!“ verſetzte der Beamte mit barſchem Ton. „Sie ſind uns längſt angezeigt und wir kennen Sie.“

„Nun, wenn Sie mich kennen, ſo werden Sie auch

wiſſen, daß ich studiosus medicinae im dritten Jahre bin und daß mir folglich das Herr gebührt."

„Sehr wohl, Herr Arnold! Sie werden uns auch folgen, Herr Arnold, und die Nacht bis auf Weiteres im Polizeihauſe zubringen, mein Herr Arnold!" nergelte ihn der boshafte Menſch mit ſichtbarer Wolluſt.

Der Student zuckte mit der Achſel.

„Wär' ich beſonnen, hieß' ich nicht der Tell!"

wendete er ſich lachend zu ſeinen Gefährten. Wenige von ihnen lachten aber. Das Wort „Polizei" hatte für die Mehrzahl einen beſonderen Schreckensklang. Zumeiſt für die Wiener. — Sämmtliche Anweſenden mußten ihre Namen angeben. Rucicka fand mit richtigem Tact bald die Rädelsführer heraus, die den Weg Arnolds wandeln mußten. Auch Steffani wurde ihnen beigeſellt — damit der Verdacht des Verräthers nicht auf ihn fiele, wie der ſchlaue Italiener ſogleich begriff und ſich im Stillen bereits das „Schmerzensgeld" berechnete, womit man ihn für die Nacht auf der Pritſche ohne Zweifel entſchädigen werde. — Die jüngeren Studenten verlegten ſich auf's Bitten. Einige weinten ſogar. Der Commiſſär machte Allen die Hölle heiß, entließ aber die Mehrzahl ungehindert nach Hauſe. Es waren Söhne

von Regierungsräthen und Hofräthen unter den jungen Verbrechern, die natürlich zu schonen waren.

Sämmtliche Anwesende mußten die Taschen ausleeren. Von Papieren gab es jedoch wenig Erhebliches zu confisciren, ein paar geschriebene Freiheitslieder etwa ausgenommen, nebst der Epistel Carl Günters, die offen auf dem Tische lag und die der Commissär besonders beisteckte.

Die Untersuchung über die Verschwörer wurde in der Folge polizeilich abgehandelt und währte weit über ein halbes Jahr. An die dreißig Studenten wurden, einzeln oder in Gruppen, an die hundert Mal verhört, einige von ihnen relegirt, ein paar unter's Militair gesteckt, Andere kamen mit Arrest oder Hausarrest davon. Weder des Heidelberger Studenten Carl Günter, noch seines revolutionären Briefes war in den Prozeßakten erwähnt worden.

Der dicke Aktenfascikel trug die Aufschrift an der Stirn: „Verschwörung gegen Thron und Altar."

Rucicka bekam durch seine Entdeckung jener höchst staatsgefährlichen Umtriebe sammt Ablieferung von neun und zwanzig Ziegenhainern einen gewaltigen Stein im Brett, selbst bei der Polizeihofstelle. Bald nach beendigter Untersuchung war er Obercommissär.

Dagegen hatte die Nemesis den italienischen Spitzel Steffani beim Schopf erwischt. Sein geheimer Zusammenhang mit der Polizei kam durch irgend einen Zufall an den Tag und trug ihm von Seite seiner Collegen eine tüchtige Tracht Prügel ein. Ob ihm auch dafür ein Schmerzensgeld zu Theil geworden, darüber verlautet nichts Gewisses.

Rucicka hatte damals nicht ohne Absicht den Brief des jungen Günter bei Seite geschoben. Dem stets schlau calculirenden Manne, welchem sonst wenig an dem jungen Menschen gelegen, war es jedoch nicht unbekannt, welcher Beliebtheit sich der Heidelberger Student bei den Weißensteins zu erfreuen hatte, deren Gunst auch ihm, dem Hofmeister wie dem Beamten, seit Jahren reichlich zu Theil geworden. Erst unlängst, an seinem Geburtstage, hatte ihn Gräfin Helene mit feinen Hemden und nicht minder feinen Cigarren beschenkt. Aus „Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Familie" hatte er es daher für seine Pflicht gehalten, sich mit dem gräflichen Hause über jene bedenkliche Epistel insgeheim zu berathen. Die Sache sei allerdings schwer zu vertuschen, meinte er, indem er zugleich sein schmerzliches Bedauern aussprach, das jedenfalls „unvorsichtig stylisirte Schriftstück" nach

seiner strengen Amtspflicht den Akten beilegen zu müssen.

„Lassen Sie mich's lesen!" sagte Comtesse Bella (damals noch nicht Fürstenbraut) und nahm ihm die Schrift ohne Umstände aus der Hand, mit der gewissen aristokratischen Nonchalance, die ihr so wohl anstand. Während nun über die Sache hin und her gestritten wurde und der pflichtgetreue Beamte schließlich die Epistel zurück verlangte, versicherte ihn die Comtesse mit großer Kaltblütigkeit: „Unmöglich, lieber Rucicka! Ich habe die Schrift aus Aerger über den närrischen Menschen und halb in der Zerstreuung zerrissen und in den Kamin geworfen."

Der Beamte war erstarrt, schien auf den Tod erschrocken. „Meine Amtsehre — mein Gewissen!" stammelte er. Die Gräfin Mama suchte ihn zu beschwichtigen, auch der Oberst. Bella gab ihm gute Worte. „Machen Sie bonne mine à mauvais jeu!" — sagte sie. „Es ist einmal geschehen — und es wird Ihr Schade nicht sein!" fügte sie mit Betonung hinzu.

Als Rucicka des Abends vom Büreau nach Hause kam, fand er ein Billet von zarter Damenhand, nebst einem versiegelten Päckchen. Wir müssen ihm zu seiner

Ehre nachſagen, daß er das Billet zuerſt erbrach. Es enthielt die Worte: „Das Beiliegende will nicht beſtechen, nur erinnern an die ruſchliche und ſchuldbewußte Arabella Gräfin von Weißenſtein. PS. C. G. hat doch nichts zu beſorgen? Ich verlaſſe mich darauf."

In dem Päckchen befand ſich eine goldene Repetiruhr ſammt Kette, ein nothwendiges Möbel, zugleich eine längſt erſehnte Zierde, die ſich der ſchlechtbeſoldete Beamte bisher hatte verſagen müſſen. — Was zu thun? Annehmen und erkenntlich ſein.

Dank der Energie und Freigebigkeit der Comteſſe wurde der Namen Günter in dem Unterſuchungsprozeſſe nicht genannt, da das Hauptbeweisſtück fehlte. Der Aufwiegler in Heidelberg hatte keine Ahnung von der ariſtokratiſchen Sicherheit, mit welcher ſeine Jugendfreundin die ihm drohende Polizeigefahr von ſeinem ſchuldigen Haupte abgewendet hatte. Wäre ihm dieſer edle Zug bekannt geworden, der jedenfalls große Theilnahme, auch für den abweſenden Freund verrieth, wer weiß, welche Hoffnungen darauf zu bauen er ſich damals veranlaßt fühlen konnte! Doch inzwiſchen war Bella Braut geworden und — eine neue Erſcheinung aufgetaucht.

Sechstes Capitel.

Das Käthchen von Heilbronn.

Drei Worte, Romeo!
Julia.

Carl Günter in Heidelberg hatte sich inzwischen in seine Studien vergraben, um sein Liebesunglück zu vergessen. Da mahnte ihn Peterlein wiederholt an Heilbronn und an den zweiten Besuch, welchen sie dort zugesagt. Carl ließ sich endlich dazu bewegen. Er glaubte Zerstreuung zu finden, fand sie auch. Vater wie Tochter nahmen die beiden jungen Leute so freundlich, so gemüthlich auf! „Das Herz geht Einem dort auf!“ bemerkte der enthusiastische Peterlein auf dem Heimwege. Günter sagte nichts, ließ sich aber zu einem dritten und vierten Besuche unschwer bereden, kam immer besserer Laune nach Hause. Der kleine Sachse, in dessen Geldbeutel häufig Ebbe war, wurde von dem Wiener, dem es sein Vater an nichts fehlen ließ, stets reisefrei

gehalten. Chalybeus schüttelte den Kopf über diese „erotischen Ausflüge", besonders als Freund Günter eines Tages mit Zurücklassung seines Begleiters verschwunden war. Da murrte auch Peterlein im Stillen, fügte sich aber in sein Schicksal. Daß ihn der hübschere und liebenswürdigere Freund bei dem Käthchen vermuthlich ausgestochen, erklärte er nach Hegel als die „entwickelte Wirklichkeit" oder die Nothwendigkeit.

Verschiedenere weibliche Naturen als die aristokratische Arabella und das bürgerliche Käthchen ließen sich wohl kaum denken. Carl verglich die beiden Wesen im Stillen mit einander. — Das einfache Käthchen, das den Tisch deckte, in Küche und Keller lief, in jeder Bewegung anmuthig, auch angenehm geschwätzig und doch aufmerksam zuhorchend, wenn die Rede auf ernste Dinge kam — das war eine ganz eigene, wohlthuende Erscheinung. Sie hing an seinen Lippen, wenn Carl ihr von seinen Studien erzählte und da das Mädchen den Drang fühlte, sich zu bilden, so wurden die Bücher und Schriften besprochen, an die sie sich etwa zu halten hätte. Er mußte ihr auch vorlesen, ihr die Stellen, die sie nicht gleich begriff, erklären, und sie nahm begierig jeden Wink, jeden Fingerzeig auf.

„Was Sie doch Alles wissen!“ hatte sie bei einer solchen Gelegenheit ausgerufen. „Und Sie geben sich ab mit mir unwissendem Ding! Wie muß ich Ihnen dankbar sein!“

Das liebe Mädchen! Der junge Mann fühlte sich wie Faust seinem Gretchen gegenüber.

Wie anders seiner Zeit die Comtesse, die jedem ernsten Gespräche lieber aus dem Wege ging, und wenn ihr Carl seine Gedichte vorlas, bisweilen die Lippen zusammen preßte, um ein inneres Gähnen nicht zu verrathen. — Warum hatte er doch seine sämmtlichen Verse verbrannt! Er recitirte dem Käthchen Bruchstücke aus dem Gedächtniß. Sie war entzückt darüber. Bei einem der Gedichte: „Im Walde“, lauteten die Schlußverse:

„Nur das Eichhorn hör' ich springen,
Und es rauscht in allen Zweigen,
Käfer schwirren, Vöglein singen,
Und, Gott Lob, die Menschen schweigen!“

„Wie schön! Das mahnt an meinen Landsmann Carl Meyer oder gar an Lenau!“ rief das Mädchen aus.

„Finden Sie?“ sagte der junge Poet geschmeichelt.

Wer einen Dichter lobt, der hat ihn gewonnen. Doch in diesem Falle war das nicht mehr nöthig. Die Comtesse Braut war längst vergessen, aber auch das Abschwören des weiblichen Geschlechtes. — Auf einem Abendspaziergange — der Papa wanderte hinterher, die Hände auf dem Rücken und die Augen nach dem Firmament gekehrt, denn es fing eben zu donnern an — da war's, daß das holde Käthchen dem jungen Mann im Abenddunkel den ersten Kuß gewährt hatte. Seitdem war er Feuer und Flamme. — Doch die Freunde harrten sein, auch die Professoren — es galt zu scheiden. —

„Sie kommen doch bald wieder, Herr Günter?" forderte der gemüthliche Vater Schäffle ihn auf. .

„Wenn Sie erlauben — gewiß!"

„Und Sie bringen Herrn Peterlein mit?" sagte Käthchen.

Carl stutzte.

„Warum?"

„Der kleine Mann ist so lustig. Und ich will nicht immer mit Ihnen allein sein. Adieu!" — Damit schlüpfte sie rasch in's väterliche Haus, ohne seine Erwiderung abzuwarten.

„Himmliſches Mädchen!“ rief Carl ihr wonnetrunken nach.

„Ein prächtiger junger Menſch! Und er hat auch Batzen,“ meinte der Papa, erhielt aber von Seite des Töchterleins keine Antwort.

Dem zweiundzwanzigjährigen Käthchen war eine gewiſſe Schlauheit und Berechnung nicht völlig abzuſprechen. Sie hielt über ihre Heilbronner Verehrer der Reihe nach in Gedanken die Rückſchau. Ein einziger war darunter, ein junger doctor medicinae, ein höchſt biederer Schwabe, bei welchem man etwa an's „Heimführen“ denken konnte. Auch der Papa hatte den Mann nach dieſer Richtung ſcharf in's Auge gefaßt und das Töchterlein wiederholt gemahnt, daß es endlich Zeit wäre, „Ernſt zu machen.“ — Käthchen meinte das beiläufig auch — da trat ihr aber in dem jungen Günter eine wünſchenswerthere Erſcheinung entgegen, als ſich ihr in dem ſtillen Provinz-Leben jemals dargeboten. Carls Verhältniſſe waren ihr, ſo wie ihrem Vater, durch die offenen Mittheilungen des jungen Menſchen längſt bekannt geworden. Er war zwar kein Prinz, aber doch der Sohn eines ſehr wohlhabenden Mannes, der die rechte Hand eines öſterreichiſchen Grafen war. Der Student ging ſelber

wie ein Cavalier gekleidet und hatte immer Geld in Hülle und Fülle. Das Käthchen dagegen war eine arme Baderstochter, wie seiner Zeit der „Engel von Augsburg“. Wie ließ sich da an Heirath denken? Sie dachte auch nicht eigentlich daran. Aber sie nahm Interesse an dem hübschen, geistreichen und gemüthlichen jungen Mann. Sie hatte sich schließlich in ihn verliebt. Das war ein Unglück! — Das Mädchen war nichts weniger als kalt, wohl aber auf der Hut — denn die viel umworbene Schöne hatte schon einmal eine ziemlich betrübte Erfahrung machen müssen.

Eines Abends saß sie in ihrem einsamen Stübchen, den Kopf auf den Arm gestützt. Sie dachte an Heidelberg und an den fernen Freund. Wird er kommen? Soll er auch? — Sie seufzte. Bilder einer trüben Vergangenheit, einer zweifelhaften Zukunft beängstigten die Seele des Mädchens. — Die Zimmerthür flog auf. Der erhitzte Papa stürmte herein, den jungen Mann an der Hand.

„Wen bring' ich da, Kind?“

„Käthchen!“ — Carl stürmte ihr entgegen.

„Mein Gott, Günter — Herr Günter!“ rief das Mädchen, halb erfreut, halb erschrocken und stand

vom Seſſel auf. „Wo iſt Herr Peterlein?“ ſetzte ſie beſonnen hinzu.

„Brauchen Sie ihn? Bin ich nicht genug?“ ſagte der junge Mann, wie verletzt.

„Ihr werdet Euch doch nicht gleich im Moment des Wiederſehens zanken wollen, Kinder?“ meinte der gemüthliche Papa und räumte ſtracks das Feld, um Wein aus dem Keller zu holen, wozu er ſich aber gehörig Zeit ließ.

Die Liebenden waren bald wieder ausgeſöhnt. Carl verſicherte das Mädchen, daß er es in Heidelberg nicht länger ausgehalten. Er mußte ſie ſehen, ſprechen — allein, ungeſtört.

„Und Ihre Studien?“ wendete die Schöne ein.

„Ich habe Bücher mitgenommen. Auch in Heilbronn läßt ſich ſtudiren.“

„Sie wollen alſo längere Zeit bei uns aushalten?“

„Acht Tage auf's wenigſte! Bis Sie mich wegjagen.“

Das Mädchen zeigte ſich wenig auf eine ſolche Treibjagd erpicht und der junge Mann ſchien auch durchaus nicht zu beſorgen, daß man ihn mit Hunden fort

heben werden. Carl war geſprächig, munter, zu tauſend Scherzen und Poſſen aufgelegt — das Käthchen ernſthafter als gewöhnlich. Er küßte ihre weichen Locken, was ſie mit einem leiſen „pſt“ gewähren ließ, — bald darauf ihre Augen, ihren Mund, was man zu hindern nicht mehr den Muth fand. Es herrſchte bereits völlige Dämmerung in der heimlichen Stube, als der Papa mit den Weinflaſchen und einem Imbiß eintrat.

Daß ſich in Heilbronn ſtudiren laſſe, iſt außer Zweifel, eben ſo gewiß iſt aber, daß der Studioſus in den acht Tagen kein Buch oder Collegienheft aufgeſchlagen. Die Leidenſchaft hatte ſich ſeiner vollauf bemächtigt. Er aß nicht, ſchlief nicht, hielt jede Minute für verloren die er nicht bei der Schönen zubrachte. Zum Glück war das arme Käthchen beſonnen für Beide. Drei Küſſe für den Tag wurden erlaubt, mehr nicht. Nur daß man ſich bisweilen verzählte. Günter mußte ihr auch wieder vorleſen, um die Stunden hin zu bringen und damit er fein bei der Stange bliebe. Alle Mädchen ſind aber praktiſch, wie ſogar die poetiſche Julia mit ihren „drei Worten:“

„Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen“ —

und ſo weiter. Auch unſer Käthchen dachte ein ähnliches Anſinnen zu formuliren, wie die ſchöne und unglückliche Veroneſerin.

„Wir lieben uns," ſagte ſie, „aber was ſoll daraus werden?"

Carl ſtutzte.

„Wenn wir uns lieben? Was braucht's da noch?"

Das Mädchen ſah ihn wehmüthig an.

„Können wir uns jemals angehören?" ſagte ſie zögernd. „Du biſt ein Student, noch ſo jung, jünger als ich vielleicht." Die ſchönen Augen perlten von Thränen. „Der Zufall hat uns zuſammen geführt," hauchte ſie, „ja, ein unglückliches Geſchick!"

„Unglücklich?" brauſte der Jüngling auf.

„Glauben Sie mir, Herr Günter, das Beſte iſt, wir trennen uns!" ſagte ſie entſchloſſen, à la Luiſe Miller.

„Unmöglich, Käthchen!"

Carl ſprang vom Stuhl auf, lief mit großen Schritten in der kleinen Stube herum.

Käthchen ſaß trauernd, in ſich gekehrt, die Augen verhüllt. Ihre Thränen floſſen ſeinetwegen, ſollte er ſie nicht trocknen? Sie liebte ihn, wie er ſie, was war da noch zu bedenken? Er ſtürzte auf das Mädchen zu.

„Käthchen! Will'ſt Du mein Weib werden?“

Das Mädchen ſchnellte empor.

„Mein Gott! Dein Weib! Verdien' ich's denn?“

Der Liebende überhörte das Wort, das ihr unwillkürlich entſchlüpft war.

„Du weißt, ich bin noch nicht mein eigener Herr,“ erklärte er ihr, „ich hänge von meinem Vater ab, auch habe ich Pflichten gegen die Freunde wie gegen die Wiſſenſchaft. In Jahr und Tag etwa ſind aber meine Studien zu Ende. Dann wähl' ich ſelbſtſtändig meinen Lebensweg, erkläre mich auch gegen meinen guten Vater. Bis dahin bleibe unſer Bund geheim. Doch von heute an biſt Du mein, für immer mein, und Niemand ſoll Dich mir entreißen!“

Damit trocknete der heißverliebte junge Menſch die Augen der Schönen und bedeckte ſie mit Küſſen, weit über die contrahirte Zahl.

Das Mädchen wies den Feuerkopf in ſeine Schranken. Er mußte verſprechen, ſeltener zu kommen, etwa einmal im Monat, und nur auf einen Tag, auf's höchſte zwei; auch niemals allein, ſondern immer im Geleite Eines der Freunde. Dagegen wurde ein brieflicher Ver-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

kehr verabredet. Das Verhältniß solle übrigens vor aller Welt geheim bleiben. So schieden sie als Verlobte.

Papa Schäffle ließ es sich nicht nehmen, den Reisesack des ungern Scheidenden zu packen. Bevor dieser in den „Hauderer“ stieg, eröffnete ihm der Alte, daß er in Verlegenheit sei, einer gewissen kleinen Summe wegen, die — —

Der verliebte Student ließ ihn nicht ausreden, drückte ihm an Goldstücken in die Hand, was er eben bei sich führte. Beide schieden zufrieden mit einander.

Die Post zwischen Heidelberg und Heilbronn hatte von nun an täglich einen Pack Liebesseufzer hin und her zu befördern. Carl hielt auch seinen Vertrag gewissenhaft, besuchte die Geliebte nur selten und stets im Geleite des treuen Peterlein. Er studirte auch wieder fleißig. Eine Professur, in Philologie oder Geschichte, hatte er sich im Stillen als sein Lebensziel in Aussicht genommen. Chalybeus war mit seinem Freunde zufrieden und des Käthchens von Heilbronn wurde nur selten und beiläufig erwähnt.

„Das Mädchen war eine vorübergehende Erscheinung,“ philosophirte der Hegelianer, „und folglich steht

ſie im Widerſpruch mit der ſeienden Vernunft, mit der wahren Wirklichkeit. Nur was vernünftig iſt, das iſt wirklich.“

So vergingen Herbſt und Winter. Doch eines Morgens, während Carl in ſeine Studien vertieft ſaß, wurde heftig an die Stubenthür geklopft und Käthchens dicker und kurzhalſiger Papa ſchoß keuchend herein.

„Da bin ich, Herr Günter! Da ſind wir mit Sack und Pack!“ rief er dem Studenten entgegen.

Carl ſprang vom Seſſel auf.

„Auch Käthchen?“ fragte er haſtig.

„Mein Kind, mein chirurgiſcher Apparat, der ganze fundus instructus! Ich hab' das Heilbronner Weſen ſatt. Kein rechtes Verdienen dort, kein vernünftiger Umgang, und das Mädel verſauert mir dabei. So hab' ich das Heidelberger Terrain ein wenig im Voraus recognoscirt und werde meine Boutique hier aufſchlagen. Dort aber bin ich in aller Stille bei Nacht und Nebel davongewiſcht. Die Leute haben's nicht beſſer um mich verdient!“

Mit andern Worten: der leichtſinnige Alte war zuletzt von ſeinen Gläubigern hart bedrängt worden. Ein Verhaftsbefehl wegen Wechſelſchulden lag gegen ihn

vor. So ſpielte er das Prävenire. Zeit gewonnen, Alles gewonnen, dachte er, und flüchtete vor der Hand aus Schwabenland in's Badiſche. Auch würde ihn der Verehrer ſeiner Tochter nicht ſitzen oder gar „ſetzen“ laſſen. Darin hatte er ſich auch nicht verrechnet. Der verliebte junge Menſch berichtete nach Möglichkeit die dringendſten Accepte des alten Taugenichts und ſaß dafür im Hinterſtübchen bei der Tochter, während der Papa in der Officin die Bürger und Studenten einſeifte. Der gemüthliche Peterlein beneidete ſeinen glücklichen Freund, der ſtrenge Chalybeus aber ſchüttelte ſeine Löwenmähnen.

Die Verliebten ſahen nicht rechts, nicht links, waren nur für einander auf der Welt.

Die böſe Welt aber erfährt leider Alles, weiß Alles.

„Bleibt ja doch in keinem Falle
Ein Geheimniß lang' verhehlt;
Keinem Einz'gen ward's erzählt,
Und am Ende wiſſen's Alle!“

Calderon hat recht mit ſeinem Spruch. Von Heidelberg nach Wien war damals ein weiter Weg, aber das böſe Gerede legte ihn in Kurzem zurück, und der un-

längſt neu ernannte Polizei-Obercommiſſär Rucicka hatte ſeine Ohren, ſeine Augen wie ſeine Spürnaſe allenthalben. Mit wichtiger Miene ſchlich er eines Morgens in das gräflich Weißenſtein'ſche Haus und erbat ſich eine geheime Unterredung mit dem Oberſten.

Bedenkliche Gerüchte über den jungen Günter wären ihm mitgetheilt worden, berichtete er. Der junge Menſch ſei in Gefahr, die Beute einer ſchlauen Schönen zu werden, der Vater ſei ein habſüchtiger Intriguant, und Beide legten es ohne Zweifel darauf an, den unerfahrenen Jüngling in ihre Klauen zu bekommen.

„Eine Liebſchaft?" meinte der Oberſt — „wenn's weiter nichts iſt! Jung iſt jung. Er mag ſich die Hörner abſtoßen. Und wenn er etwas Blut laſſen muß, was liegt daran! Es wird ihn klüger machen."

„Man munkelt aber von einer Heirath, Herr Graf," verſetzte Rucicka.

„Das wäre der Teufel!" fuhr der raſche Militär heraus. Doch beſann er ſich bald.

„Unſer Charles iſt klug und verſtändig," — beſchwichtigte er ſich ſelber. „Er wird einen derlei Schritt nicht thun, ohne ſeinen Vater, wie mich, zu Rathe zu ziehen. Auch iſt er noch minorenn."

„Man fragt meiſtentheils erſt um Rath, wenn nicht mehr zu rathen noch zu helfen iſt," bemerkte der kluge Rucicka, und trug ſich zum Vermittler in der jedenfalls heikligen Sache an. Er eröffnete dem Grafen, daß er am heutigen Tage noch in geheimer polizeilicher Sendung nach Frankfurt am Main abgehen müſſe. Von da wolle er ſich ſogleich nach Heidelberg begeben, das Verhältniß an Ort und Stelle beurtheilen, dem Herrn Grafen darüber berichten, nach Umſtänden ſelbſtthätig einſchreiten.

Der Oberſt ging auf den Vorſchlag ein. Dem Vater Günter, ſeinem Freunde, ſollte die Sache einſtweilen verſchwiegen bleiben, um ihn nicht zu beunruhigen. Des alten Mannes von jeher bedenkliches Herzübel habe ſich ohnehin in letzter Zeit bedeutend verſchlimmert und er befinde ſich in einem ſtets gereizten Zuſtande. So wurde Rucicka mit der gehörigen Vollmacht, zugleich mit einem Creditbriefe verſehen, da man wohl annehmen durfte, die fatale Geſchichte mit Geld abthun zu können.

„Warum auch nicht?" meinte der Beamte. „Das Mädchen gilt zwar in ganz Heidelberg als ſeine Verlobte, wenn ſie aber auf ihn verzichten will, gegen eine gehörige Abfindungsſumme, natürlich —"

„Geld zählt hier nichts," verſicherte ihn der Graf, „wenn es ſich darum handelt, den Sohn meines guten Günter vielleicht vom Verderben zu retten. Handeln Sie nur raſch und klug, nach Ihrer Art, und rechnen Sie auf meine Dankbarkeit, lieber Rucicka."

Zufrieden mit ſeiner Doppelſendung begab ſich der Polizeibeamte ohne Zögern an den, unter der Oberleitung des Grafen Münch-Bellinghauſen damals noch unerſchütterten Sitz des Deutſchen Bundestages.

Siebentes Capitel.

Angebrochen.

Pater est, quem nuptiae
demonstrant.
Römisches Recht.

Die beiden Liebenden und heimlich Verlobten, in demſelben Städtchen vereinigt, befanden ſich inzwiſchen jedenfalls in einer bedenklichen Lage. An Gelegenheit fehlte es nicht, da Papa Schäffle mehr als durch die Finger ſah, das Verhältniß zu ſeinem Vortheil ausbeutete. Das Mädchen war verliebt, der junge Mann feurig und ungeſtüm. Der Moment kam, mußte kommen, wo —

— „ſcheue Liebe kühner wird und nichts
Als Unſchuld ſieht in inn'ger Liebe Thun!"

So kam es denn auch. — Selige Tage! Ein himmliſches Traumleben! Carl hatte keinen Gedanken als ſein Käthchen. Hegel, Chalybeus, die künftige Profeſſur, Alles war vergeſſen.

Einen Traumwandler ſoll man nicht anrufen. Chalybeus wußte das. Allein dieſe romantiſche Liebe, dieſe „Caprice auf gerade dieſe“ erſchien dem Philoſophen als das an ſich Abſurde, aus welchem ſich nichts Geſcheidtes, nichts eigentlich Wirkliches heraus differenziren laſſe und welches daher ſchlechterdings zu negiren ſei.

Er nahm ſich vor, den traumſeligen Freund gelegentlich zu wecken, zu warnen.

Das geſchah bei erſter Gelegenheit, ganz ex abrupto.

„Was haſt Du mit dem Mädchen vor?“

„Ich werde ſie heirathen.“

Alſo Chalybeus und Carl Günter in kurzer Rede und Gegenrede. Der ernſte Philoſoph aus Holſtein machte eine bedenkliche Miene und ſuchte dem Freunde aus Hegels Logik zu beweiſen, daß das Käthchen nichts weiter ſei als eine Erſcheinung, die niemals zum Weſen werden könne. „Am wenigſten zu einem heirathsmäßigen Weſen!“ ſetzte er nachdrücklich hinzu.

„Und was hindert's?“ fuhr Günter auf.

„Frage das Mädchen ſelbſt. Vielleicht ſagt ſie Dir die Wahrheit. Nenne ihr Stuttgart, ſprich ihr von

dem Lieutenant Sturmfeder. — Nur *ſo* viel, Freund! Als Du ſie kennen lernteſt, war ſie bereits *angebrochen*."

Damit entfernte ſich der rückſichtsloſe Aufklärer, wie ein Chirurg nach vollbrachter Operation, und ließ unſern Liebenden in der heftigſten Aufregung zurück. Wie wahnſinnig ſtürzte er in Käthchens Kämmerlein. „*Stuttgart! Sturmfeder!*" ſchrie er ihr mit erſtickter Stimme entgegen.

Sie erblaßte, verſtummte erſt, brach dann in einen Strom von Thränen aus. Das arme Mädchen war ehrlich genug, ſeinen einzigen Fehltritt einzugeſtehen.

Vor zwei Jahren hatte ſie bei einer Verwandten in Stuttgart einige Wochen zugebracht. Die friſch aufgeblühte, vollreife, kaum zwanzigjährige Schönheit konnte nicht unbemerkt bleiben, noch unverfolgt. Bei einem Ballfeſt, ihr zu Ehren war's, wo ſie zum erſten Mal in ihrem bürgerlichen Still-Leben Champagner gekoſtet. Der Tanz hatte ſie erhitzt, ihr Blut wallte und tobte, der Zaubertrank umnebelte ihre Sinne — in einer ſchwachen Stunde ward ſie die Beute des hübſchen ſchwäbiſchen Lieutenants. Die gewaltige Natur hatte ſie in ſeine Arme geführt. Sie erſchrak über ihren Fehltritt;

darüber zu verzweifeln lag nicht in der Sinnesart der Tochter des leichtlebigen Schäffle. Doch nahm ſie ſich in der Folge zuſammen, war auf der Hut.

Käthchens Bekenntniſſe brachten unſern jungen Helden außer ſich. Er war eiferſüchtig auf die Vergangenheit des Mädchens. Sie fiel unter lautem Schluchzen vor ihm auf die Knie.

Günter betrachtete die ſchöne Büßerin, ohne ſich zu regen.

„Du haſt mich betrogen, belogen!“ brachte er mit Mühe hervor, „das verzeih' ich Dir nie!“

„Es war aus Liebe zu Dir!“ rief ihm das Mädchen aus zerriſſenem Herzen entgegen. „Ich wollte Dir Alles geſtehen, die Scham hielt mich zurück, die Furcht, Dich zu verlieren. Ich weiß, ich bin Deiner nicht werth,“ ſagte ſie mit ſtiller Reſignation, „das Glück, Dein Weib zu werden, kann mir nicht zu Theil werden, ich weiß! Aber Du wirſt mich darum nicht verachten, nicht verlaſſen, gelt, nein? Nimm mich auf als Deine Magd, Deine Sklavin, nur behalte mich, ſtoße mich nicht von Dir!“

Mitleid, Liebe, Eiferſucht, grauſame Enttäuſchung und Verzweiflung, ein ſchmerzliches Gemiſch von unſag-

baren Empfindungen durchtobte die Seele des Jünglings. Er hatte nicht den Muth oder die Härte, das schuldbare Weſen aufzugeben, doch war ihm die Geliebte unter der Hand verwandelt. Sie hatte einem Andern vor ihm angehört, und ſie hatte ihm ihren Fehltritt verſchwiegen. Dieſe Gedanken konnte er nicht ertragen. — Ein eigenthümliches Verhältniß geſtaltete ſich nun zwiſchen den Beiden. Er behandelte das arme Kind mit der größten Aufmerkſamkeit und Zartheit, doch vermied er ihre Umarmungen; ſie ſelbſt, im Gefühl ihrer Schuld, hegte eine gewiſſe Scheu vor ihm und wußte es ihm im Stillen Dank, daß er wie mit einer Freundin mit ihr verkehrte, wie mit einer Schweſter. Es muß unentſchieden bleiben, ob dieſem aſcetiſchen Zuſammenſein eine lange Dauer zu verſprechen war, da der Zufall bald nach jener Peripetie eine Trennung der Liebenden herbei führte, die im Grunde Beiden nicht unwillkommen war. Papa Schäffle war nämlich in Frankfurt am Main mit einer alten Couſine beglückt. Ein wahrer Geizteufel! wie er verſicherte. Sie lebte einſam und war gefährlich erkrankt. Da ſie „Batzen“ beſaß und man über ihre teſtamentariſchen Verfügungen in Ungewißheit ſchwebte, ſo erwachte plötzlich das Fami-

liengefühl bei dem einzigen Verwandten der armen hilflosen Frau, und er beschloß, ihr sein Töchterlein als Pflegerin zuzuführen.

Käthchen war bereits eine Woche vom Hause weg und hatte dem Freunde nur ein paar Zeilen geschrieben. Die Tante befand sich in einem ziemlich trostlosen Zustande. Das Mädchen war Tag und Nacht um die Kranke. — „Ich habe Einen Deiner Wiener Freunde hier kennen lernen" — hieß es in einem Postscript — „den Herrn Commissär Rucicka. Ein artiger und angenehmer Mann. Er erzählte mir tausend Schönes von Dir; darum gefällt er mir." Und da das kleinste weibliche Briefchen selten ohne zweites Postscript zu Stande kommt, so lautete es noch zum Schluß: „Denke bisweilen an Deine verlorene Catharina!"

„Ja, sie ist für mich verloren und ich für sie!" rief Günter aus, indem er dem Freunde Chalybeus die Zeilen wies. „Kann ich sie heirathen? Unmöglich! Aber wenn sie mit mir sterben will, so bin ich dazu bereit," setzte er mit wilder Leidenschaft hinzu.

„Du?" meinte Chalybeus, „das sähe Dir ähnlich. Aber das Käthchen? Kein so Ding stirbt freiwillig, aus heiler Haut," erklärte er phlegmatisch. „Die Weiber

ſind ideenlos, haben nichts als das bischen Leben und ihr Verliebtſein."

„Aber ſie liebt mich! Nur mich!"

„Und vor Dir war der Sturmfeder! Vergiß das nicht. Und nach Dir — wer weiß! — Laß das Mädel los, mach' ein Ende, Bruder! In Heilbronn iſt Einer, der nicht heiklig iſt, der ſie heirathen will. Ein Mann! Das iſt zuletzt das einzige Poſtulat der praktiſchen Vernunft aller der Mädchen, dieſer „Knalleffekte der Schöpfung;" wie ein neu aufgetauchter Philoſoph ſie gar nicht übel bezeichnet."

Der Gedanke: ſein Käthchen könne je eines andern Mannes Weib werden, verletzte die Liebe des jungen Menſchen, vielleicht auch, ohne daß er's ahnte, ſeine Eigenliebe. Kann ich ſie aufgeben? Was ſoll aus ihr werden? Aus mir ſelbſt? Darüber brütete er ohne Unterlaß, gleich dem melancholiſchen Romeo, während der wackere Chalybeus ihn mit der ſüßſauern Milch der Hegel'ſchen Philoſophie vergebens zu tröſten verſuchte.

Schöne Seelen finden ſich. So war der Oberkommiſſär Rucicka gleich nach ſeiner Ankunft in Frankfurt mit dem Chirurgus Schäffle zuſammen getroffen, da ſie zufällig daſſelbe Hôtel bewohnten. Rucicka ſpitzte

das feine Ohr, als ihm der bereits bekannte anrüchige Namen erklang. Vater und Tochter in loco! Wie gerufen. Die Heidelberger Reise war überflüssig.

An der table d'hôte benahm sich der Beamte überaus artig gegen das schöne, nur dermalen etwas blasse Käthchen, erlaubte sich auch, den Papa, nachdem sich die Damen entfernt hatten, noch mit einer Flasche Rüdesheimer extra fein zu bewirthen. Der Wein löste die Zunge. Der schlaue Polizeimann gab sich als guten Bekannten Carl Günters zu erkennen, den der bereits halb angestochene Papa bei der zweiten Flasche als seinen vermuthlichen künftigen Schwiegersohn hoch leben ließ. Der Andere erwiderte den Toast wie zustimmend, ohne von seiner geheimen Privat-Sendung das Geringste zu verrathen. Der sanguinische Bader war in rosenrother Laune, umarmte den neuen Freund und ließ ihn gern mit seiner Tochter verkehren, in den paar Stunden, die sie sich von der Pflege der schwer Kranken abmüßigen konnte. Der Beamte gefiel sich in dem Umgange des schönen und anmuthigen Mädchens, ohne darüber seine Berufsgeschäfte zu vernachlässigen. Er wurde wiederholt von dem Bundespräsidenten in geheimer Audienz empfangen und erhielt seine „Instruktionen." Es handelte sich um nichts

Geringeres, als der Gefahren zu begegnen, von denen die Ruhe des ohnehin ruhigen Deutſchland abermals bedroht ſchien. In den dreißiger Jahren waren es das „junge Europa“ und „Wally die Zweiflerin“, welche als revolutionäre Sturmvögel auftauchten. Die vereinigte Macht von Preußen und Oeſterreich ſuchte ſie einzufangen. Das letztere verfehmte nicht nur dieſe höchſt gefährlichen Mord- und Brandſchriften, ſondern belegte auch die „betreffenden“ Autoren ſammt ihren etwaigen künftigen Produktionen im Vorhinein mit Acht und Bann und legte ihnen das ewige Stillſchweigen auf. Schade um die Bemühung! Die Verfaſſer dieſer nun längſt vergeſſenen prickelnden Senſationswerke, jene jungdeutſchen und nach franzöſiſcher Schablone arbeitenden Brutuſſe und Weltenſtürmer von anno dreißig hatten bald nach achtundvierzig ihre Metamorphoſe in harmloſe Hoftheater-Dramaturgen und „Tyrannen-Vorleſer“, ohne Zwang und äußere Nöthigung, vielmehr aus eigenem Antriebe, mit aller Hingebung, ja mit Paſſion vollzogen. Dermalen handelte es ſich um die öſterreichiſchen Auswanderer Eduard Duller und Ignaz Kuranda, die ehrlichſten und harmloſeſten Literaten von der Welt. Rucicka erhielt demungeachtet den Auftrag, auch dieſe braven Schreibe-

menſchen möglichſt „unſchädlich zu machen“. Die altöſterreichiſche Regierung zeichnete ſich von jeher dadurch aus, daß ſie ſich mit abgethanenen Dingen und ausgegoltenen Perſonen auf ungeſchickte Weiſe nutzloſe Mühe gab. —

Die Frankfurter Couſine war inzwiſchen, wie Schäffle ſich ausdrückte, „in ein beſſeres Jenſeits hinüber gegangen,“ hatte aber nicht den Couſin, ſondern die Nichte mit ihrem nicht ganz unbedeutenden „Diesſeits“ bedacht. Die Nachtwachen in Verbindung mit den Liebesſtürmen in Heidelberg hatten Käthchens ſonſt friſch blühendes Antlitz mit einer intereſſanten Bläſſe überzogen und um die etwas getrübten Augen liefen zarte blaue Ränder. Ihr ganzes Weſen hatte das eigentlich Mädchenhafte beinahe abgeſtreift; in ihren Trauergewändern konnte man ſie für eine ſchmachtende junge Wittwe halten — es war ein Etwas in ihrer Erſcheinung, was ihr einen beſondern, geheimnißvollen Reiz verlieh. Sie verfehlte auch nicht des Eindrucks auf den jungen Beamten, der bemüht war, ſich in ihrer Gegenwart auf's Beſte zu präſentiren, was ihm auch nicht fehl ſchlug, da er, den etwas ſtechenden (durch die Brille allerdings gemilderten) Blick abgerechnet, ein hübſcher Mann zu

nennen und nicht ohne Suade war. Täglich um die Schöne und faſt den ganzen Tag über, erzählte er von Wien und Oeſterreich, ließ auch einfließen, daß ihm mit Nächſtem abermals eine Beförderung in Ausſicht ſtünde. Die trauernde Erbin wurde beinahe heiter im Umgang mit dem gewandten jungen Manne, der, ohne ſich in ihr Vertrauen zu drängen, doch bald heraus bekam, daß das Mädchen jede Hoffnung auf eine Verbindung mit Carl Günter im Stillen längſt aufgegeben hatte. Das arme Käthchen trug auch eine gewiſſe Scheu vor der Rückkehr nach Heidelberg, welche Papa Schäffle durchaus beſchleunigen wollte. Das Kind ſei mit dem Menſchen in's Gerede gekommen, meinte er — nur eine Heirath könne das gut machen.

„Wenn ſie ihn aber nicht heirathen will?“ warf Rucicka hin.

„Nicht? Alſo einen Andern! Und die Günterſche Familie hat die Pflicht, das Mädchen auszuſtatten.“ —

Rucicka war beiläufig derſelben Anſicht. Das Erbe der Tante ließ unſer Käthchen überdies als eine gute Partie erſcheinen.

Günter war durch die kurzen Zettel, mit denen ihm

die noch immer Geliebte das Ableben der Tante und andere kleine Ereigniſſe mittheilte, durchaus nicht zufrieden geſtellt. Er hatte nicht Raſt noch Ruhe. Chalybeus mußte alle Mühe anwenden, ihn von einem Frankfurter Beſuche abzuhalten. Da kam abermals ein Zettel. — „Papa hat Geſchäfte in Wien und ich muß ihn begleiten," — hieß es — „eben beſteigen wir den Reiſewagen. Lebe wohl, Geliebter!"

In Wien! Was haben ſie dort zu ſchaffen? —

Wochen vergingen. Endlich ein Brief! Mit zitternder Begierde brach Carl das Siegel und las:

„Dein Leben zu theilen bin ich nicht würdig — darum hab' ich mich freiwillig und für immer aus Deiner Nähe verbannt. Ich binde mich, Dir zu Liebe, um Dich völlig frei zu machen. — Ein guter Menſch, der ſich mit einem gebrochenen Herzen begnügen will, bot mir ſeine Hilfe an. Wenn Du dies lieſeſt, bin ich ſein Weib geworden.

Lebe wohl, Einziger, ewig Geliebter! Von den Stunden, die ich mit Dir verlebt, zehre ich mein übriges Leben.

Dein bis in den Tod betrübtes
Käthchen."

Sein Weib! Weſſen? Gleichviel! — Und bis in den Tod betrübt? Eine Geliebte, die heirathet, hat immer was Abkühlendes.

Günter wies den Zettel den Freunden.

„Ein Mann! Nun ja! Das Poſtulat. Sagt' ich Dir's nicht voraus?" bemerkte Chalybeus mit Befriedigung.

„Ich wollte, ſie hätte mich genommen!" ſeufzte Peterlein.

Ein Unglück kommt ſelten allein. Wenige Wochen nach Käthchens Abſchiedszeilen erhielt der noch immer Liebesſieche einen ſchwarzgeſiegelten Brief aus Wien. Die Adreſſe war von der Hand des Oberſten, der unſerm Freunde das plötzliche Ableben ſeines Vaters anzeigte. Der alte Günter, ſeit Jahren an einem Aneurysma leidend, war des leichteſten Todes, an einem Herzſchlage geſtorben. Die Septemviraltafel hatte zu Ungunſten des Grafen entſchieden, ihm ſein ungariſches Eigenthum abgeſprochen. Das brach vielleicht dem Alten das Herz. Er hatte nur für das Wohl und Wehe der Weißenſteins geſtrebt und gelebt.

„Du biſt ſein einziger Erbe," — ſchrieb Graf Weißenſtein, — „aber auch ſein Nachfolger in der Ver-

waltung meiner deutſchen Güter, wenn Du die Stelle annehmen willſt, zu der Du vollkommen taugſt und die Dir genügende Zeit zu Deinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen übrig läßt. Antworte mir umgehend, oder noch beſſer: komme ſelbſt nach Wien, wo wir uns über die Angelegenheit beſprechen können. Dein letztes Semeſter in Heidelberg geht ja ohnehin zu Ende.

Meine gute Helene wie auch meine Söhne bedauern Dich von Herzen. Du wirſt den Verluſt männlich ertragen wie ich, der ich an Deinem Vater den treueſten Freund entbehre.

Daß mich unſere Bella bereits vor Monaten zum Großvater gemacht, wirſt Du wohl erfahren haben. So ſetzt ſich die Welt fort.

Daß ich Dich, wie ſonſt den Knaben und Jüngling, noch immer duze, daran erkenne nur, wie werth Du mir biſt und wie gern ich Dir den erſetzen möchte, den wir Beide verloren."

Carl betrauerte den beſten der Väter aufrichtig. Er ſtand nun völlig allein in der Welt! Es litt ihn nicht länger in Heidelberg, ſo kam ihm der Antrag des Grafen gelegen. Chalybeus, inzwiſchen zum Doktor promovirt, war demungeachtet bereit, den Freund nach

Wien zu begleiten, vielleicht auch ſpäter nach Steiermark, auf eine der gräflichen Herrſchaften, wo Günter ſein Hauptquartier als Oberverwalter aufſchlagen wollte. Am Buſen der Natur, unter einfachen Menſchen, mit ländlicher Arbeit, ihm ſeit ſeinen Knabenjahren lieb und werth, von Morgen bis Abend raſtlos beſchäftigt, dachte er ſein mehrfach krankes Herz auszuheilen.

Rucicka war bald nach ſeiner glücklich vollbrachten Frankfurter Miſſion zum Polizeidirector einer galiziſchen Kreisſtadt ernannt worden. Er erhielt zugleich den Titel Regierungsrath und begab ſich mit ſeiner, ihm im Stillen angetrauten Frau nach ſeinem Beſtimmungsort. Dem läſtigen Schwiegerpapa wurde eine jährliche anſtändige „Alimentation“ ausgeworfen, worauf er in Gnaden entlaſſen ward.

Die Frau Regierungsräthin Catharina Rucicka genas im ſiebenten Monat ihrer etwas überſtürzten Ehe eines Knäbleins. Der Gatte ſchob ſeine Augengläſer zurecht und betrachtete ſich das eheliche Frühgeſchenk mit mehr als zweifelhafter Vaterfreude.

Achtes Capitel.

Puppe und Schmetterling.

Une vierge est une enveloppe d'ange.
Victor Hugo.

Sagst Du: Gott! so sprichst Du vom Ganzen.
Goethe.

Nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er und sein Freund von dem Obersten auf das herzlichste aufgenommen wurden, begab sich Carl Günter auf die gräfliche Herrschaft Scharfenstein.

In der gesegneten Steiermark herrschten eitel Ruhe und Frieden. Dort hauste zeitweise der populäre Erzherzog Johann mit seiner Gräfin Postmeisterstochter, seinem unschuldigen Johanneum, seinen idyllischen Meierhöfen und Musterwirthschaften; der vornehme Schütze und unermüdliche Bergsteiger galt auch noch immer für den Schutzgott der Hornvieh erzeugenden Stiria. In Wien aber und an entscheidender Stelle wurde der Prinz bald darauf mit etwas scheelen Augen angesehen, besonders nach seinem nicht unbedenklichen Toast: „Kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein Deutschland!“ — Die

Tragweite dieſes Spruches hatte der Habsburg-Lotharinger wohl ſich ſelber kaum völlig klar gemacht und ſo Eines der „geflügelten Worte," wie ſie damals in der Luft ſchwirrten, ziemlich harmlos und ohne eigentliche arrière-pensée ausgeſprochen.

Der neue junge Oberverwalter, froh, die ungariſche Wirthſchaft vom Halſe zu haben, verlegte ſich mit doppeltem Eifer auf die deutſchen Beſitzungen. Seine frühere Luſt an der Landwirthſchaft erwachte auf's Neue und er ſuchte auch den gelehrten Chalybeus in die Geheimniſſe des Anbaues, des Düngens und Säens einzuweihen. Der Holſteiner ſtudirte nebſtbei fleißig Virgils Georgikon und verlegte ſich insbeſondere auf die Bienenzucht nach dem Muſter und zu Ehren des mantuaniſchen Sängers. — Mit Beihülfe eines geſchulten Oekonomen von Fach, welchen Carl Günter noch in Wien angeworben, wurden nun Feld- und Forſtkultur um die Wette betrieben.

Die jungen Männer arbeiteten vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unermüdet im Schweiße ihres Angeſichts und thaten dabei dem Mittags- wie Abendmahle der munteren und drallen Frau Apollonia Rüdiger, der ehelichen Geſponſin des Schloßvogts, alle Ehre

an. Die ſtattliche Frau und Mutter einer Schaar von Kindern rumorte den ganzen Tag fleißig im Schloß herum, ihr Jüngſtes an der ausgiebig nährenden Bruſt und das Zweitjüngſte, die vierjährige kleine Apel, beſtändig zur Seite, die nun und nimmer von der mütterlichen Schürze ließ. Die gewaltige Frau ſchien aber dieſe Anhängſel kaum zu ſpüren und ſchleppte ſie mit leichter Mühe in Küche, Speiſekammer und Keller wie auch auf Acker und Feld mit ſich herum. Noch etwa ein halb Dutzend Flachsköpfe, Knaben und Mädchen von verſchiedenen Altersabſtufungen, liefen jubelnd hinterdrein. Chalybeus gratulirte dem Papa Schloßvogt zu dieſer raſtloſen Thätigkeit ſeiner fruchtbaren Gattin und citirte ihm einen Spruch Mohammeds:

„Die beſte der Frauen iſt
Die viel Liebe gewährende
Und viel Kinder gebärende“ —

worüber der Mann behaglich ſchmunzelte, aber doch nicht umhin konnte, mit einigem Bedenken zu bemerken: „Aber was Alles in die Mäuler hinein geht, Herr!“ —

Frau Apollonia ſorgte übrigens hinreichend für die Leibesnahrung ihrer kleinen Brut, nicht minder für die der angehenden jungen Landwirthe, über deren guten

Appetit sie entzückt war und es nicht unterließ, täglich neue Proben ihrer vortrefflichen ländlichen Kochkunst abzulegen.

„Der Mensch ist, was er ißt!“ bemerkte Chalybeus. „Seit ich Eure steirischen Klöße und Kapaunen verschlinge, bin ich ein anderes Wesen geworden und begreife mich ganz anders als zu den Zeiten der Phänomenologie.“

Im Laufe des Sommers 1845 sollte die Scharfensteiner landwirthschaftliche Kolonie einen ihr anfangs nicht besonders willkommenen Zuwachs erhalten. Die kleine Comtesse Justine, nunmehr bereits fünfzehnjährig, war in Jahr und Tag plötzlich hoch aufgeschossen und wuchs in bedenklicher Weise, leider mehr in die Länge als in die Breite. Sie war mager zum Entsetzen, ihre Gesichtsfarbe fahl und grau und sie hüstelte ohne Aufhören.

Eine Entwicklungskrankheit, eine entschiedene Bleichsucht war zu bekämpfen, keine eigentliche Gefahr zu besorgen, in welchem Sinne sich auch verschiedene Consilien einstimmig aussprachen. Die Wiener Aerzte gaben den Rath, das Mädchen vor allen Dingen aus den Sommer-Miasmen der Residenz zu entfernen und in frische Gebirgsluft zu bringen. Einige leichte Mittel, nebst der vorgeschriebenen Diät, sollten das Uebrige thun.

Gräfin Helene erschrak erst über den Gedanken, ihrem geliebten Stephansthurm vielleicht auf Monate den Rücken kehren zu müssen, auch war die italienische Oper, an welcher ihr Herz hing, eben im besten Zuge. Zudem wollte sie aus langer Erfahrung wissen, daß ihre eigene Constitution sich mit der scharfen Landluft nicht wohl vertrage; sie leide da an einem beständigen Herzklopfen. Aber was thut man nicht für ein krankes Kind?

„Nein, Helene, Du sollst das Opfer nicht bringen," — wendete der besorgte Oberst mit Entschiedenheit ein.

„Du kennst mich, cher Antoine," — versetzte die Gräfin. „Was ich für meine Pflicht halte, das geschieht, das führe ich durch, ohne an mich selbst zu denken, an meine allerdings etwas schwächliche Gesundheit. Das Kind braucht Landluft und folglich bringen wir es — wohin meinst Du wohl? In unsere Villa nach Meidling vielleicht — dort hat sie den Schönbrunner Garten in nächster Nähe, wo so gute Luft ist!"

Der Graf mußte lächeln über die eingefleischte Städterin, welche in Meidling Sommerfrische sucht und die Gloriette vermuthlich für eine Art Alpenspitze hält. —

„Unser Töchterlein braucht ganz andere Dinge, als in dem abgezirkelten Schönbrunn zu finden sind," —

sagte er. „Darum will ich das Kind nach Scharfenstein bringen. Der braven Frau unseres Rüdiger, die selbst Familie hat, kann man das Mädchen unbedingt anvertrauen. — Bist Du's zufrieden, Lenchen?"

„Wenn Du mir erlaubst, Dich zu begleiten, mein Freund," — sagte die Gräfin entschlossen.

„Deinen Nerven zum Trotz, Liebchen?" warnte der Gatte.

„Wenn man Mutter ist!" versetzte die Gräfin. „Ich werde ja sehen, wie es mir anschlägt und unserer Justine."

Ein Brief meldete die Ankunft der gräflichen Familie, die wenige Tage darauf in Scharfenstein eintraf.

Der aufmerksame Leser wird sich gewiß erinnern, daß Carl Günter und die kleine Comtesse Justine vor Jahren nicht im besten Einvernehmen schieden. Der neue Verwalter schien auch nicht besonders erfreut über das dem Oekonomiegut octroyirte kranke Comteßchen. Als aber die hagere und blasse Jugendgespielin wie eine geknickte Lilie ihm entgegen schwankte, wie hätte er nicht Mitleid gefühlt mit dem schwachen und hülflosen Kinde, das, wie jene Mignon, einem frühzeitigen Untergange geweiht schien!

Günter leistete ihr nun alle möglichen kleinen Liebesdienste, legte ihr die Polster im Armstuhle zurecht, rückte den Schemel unter die zarten Füßchen und als das Mädchen bereits nach einigen Tagen so weit erstarkte, daß es im Stande war, kleine Promenaden zu machen, nahm er das federleichte Wesen fest unter die Arme, trug es halb, was das sonst ziemlich spröde Comteßlein dankbar annahm.

Frau Apollonia, die im Schlosse wohnte, entledigte sich ihrer gewöhnlichen zwei Anhängsel, zum höchsten Mißvergnügen der kleinen Apel, und wachte die ersten Nächte bei der Kranken, bis der herbeigerufene Bezirksarzt das nicht mehr für nöthig fand. War die werdende Jungfrau die ersten Tage noch matt und schwach und fror, selbst bei den wärmsten Strahlen der Juniussonne, so erholte sie sich doch bereits nach der ersten Woche; ihre Wangen waren zart geröthet, und seit lange appetitlos, machte sie nun den Extra-Krankenspeisen der trefflichen Frau Apel der älteren keine Schande mehr. — Der Arzt war im Schloß geblieben. Nach vierzehn Tagen sprach er die Kranke beinahe frei und gab entschieden seine Meinung ab, daß die von den Wiener Doctoren verordneten kleinen Turn- und Schwimm-

übungen ohne alle Gefahr mit der Comteſſe vorgenommen werden könnten. Die Gräfin Mama, die den Landaufenthalt bisher mit Heroismus ertragen hatte und nur Sonnengluth und Luftzug ſorgfältig vermied, war entzückt über die glückliche und ſchnelle Kriſe, ſetzte aber doch dem Antrage ihres „Antoine," ſie nach Wien zurück zu bringen, keinen beſonders hartnäckigen Widerſtand entgegen. — „Ich ſehe, das Kind iſt auf dem beſten Wege, auch in den beſten Händen," — ſagte ſie, — „denn die gute Frau Rüdiger iſt unſerer Tochter wie eine zweite Mutter und unſer lieber Charles ſorgt für ſie wie ein Bruder."

Nachdem noch ausgemacht worden, daß Comteſſe Juſtine in die Zimmer neben Frau Apollonia (ſammt Anhängſel) einquartiert werden ſollte, brachte der Graf ſeine nervöſe Gemahlin nach ihrem geliebten Wien, wo ſie unter den Genüſſen des „Barbiere de Sevglia" und der „Semiramide" durchaus nichts mehr von der ſcharfen Gebirgsluft zu beſorgen hatte. Er ſelbſt wollte ſogleich wieder nach Scharfenſtein zurückkehren, um den erſten Turn- und Schwimm-Lectionen ſeines Töchterleins beizuwohnen. Der wackere Chalybeus wurde zum Turnlehrer und Schwimmmeiſter beſtellt. Er hatte bereits

eine Schwimmschule im Schloßteich angelegt und die Dorfknaben und Mädchen mit Passion unterrichtet. Die Dorfschule war mangelhaft und in dem Manne stak ein Stück Pädagog oder Schulmeister. So gab er auch sonst den Kindern Stunden in den verschiedenen Lehrgegenständen, denen sie etwa gewachsen waren.

Der Herr Pfarrer hätte gegen dieses Eindrängen des „Professanten" in das Lehrfach nicht ungern sein Veto eingelegt — allein der Lehrer stand unter dem Schutze des Gutsherrn, respective Kirchenpatrons.

Sogleich nach der Rückkehr des Obersten begannen die Uebungen mit der Comtesse. Nach vier Wochen huschte sie wie ein Fischlein in dem Bassin herum und turnte mit Chalybeus und Günter um die Wette. Bald ging es auch an die Reitlectionen, wobei der Oberst als Lehrer fungirte und woran das Mädchen besonderen Gefallen fand. Und so kam es gelegentlich zu größeren Ausflügen zu Pferde, die der Vater mit den jungen Leuten unternahm. Die schlanke Amazone entwickelte da nicht minder Geschick und Kraft, als sie sich reizend ausnahm. Die Jungfrau überhaupt hatte sich entwickelt. Aus der grauen Puppe war ein farbiger Tagfalter an das Sonnenlicht geflogen. Zu gleicher Zeit von der

Stadtetiquette befreit und dem lähmenden Einfluß der frömmelnden und bornirt-doctrinären Gouvernante entzogen, (der Oberst hatte ihr den Laufpaß gegeben) unter wohlwollender und verständiger Umgebung, durfte sich das bisher verschlossene, ja beinahe unterdrückte Kind selbstständig und ohne Zwang ergehen lassen. Ein liebenswürdiges Naturel kam da zum Vorschein. Justine war noch immer vornehm und fromm, allein die äußere Hülle von Adelsstolz und Bigotterie hatte sie abgestreift.

Auch die Unterhaltung mit den jungen Männern blieb nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die junge Aristokratin. Bald sah sie die Welt mit völlig andern Augen an als bisher und das Wort und der Begriff: Freiheit — was ihrer Gouvernante mit Mord und Brand ziemlich gleichlautend galt — schien bei der Elevin der jungen Hegelianer einer weit milderen Auffassung zu weichen.

Auch Gutsnachbarn fanden sich bisweilen im Schlosse ein, Herren wie Damen. Es wurde musicirt, ab und zu getanzt, ein paar Mal sogar Komödie gespielt. „Jery und Bätely," von dem jungen Günter bearbeitet, kam im freien Walde zur Darstellung. Justine sah als Schweizerin bezaubernd aus und spielte und sang

(eingelegte „Schnadahüpfel") zum Entzücken. Bei dem Vortrag der kleinen Lieder begleitete sie sich selbst mit der landläufigen Cyther, über deren spröde Saiten die zarten Finger gewandt und volltönend hinglitten.

Im Spätherbst entbrannte ein junges Gräflein in die rasch und voll aufgeblühte Schönheit, wurde aber gehörig ausgelacht.

Die beiden jungen Männer und das aufgefrischte Mädchen verhielten sich zu einander wie gute Kameraden. Sie lasen gemeinschaftlich, so bedeutendere neue Schriften, besonders aus dem Bereiche der Naturwissenschaften, botanisirten auch zusammen, was unsern Chalybeus veranlaßte, die wißbegierige junge Aristokratin sogar ein wenig im Lateinischen zu unterrichten. Sie faßte schnell auf, war entzückt von der volltönenden Sprache. — Das angenehmste Verhältniß hatte sich zwischen den drei Kameraden gestaltet, ein gegenseitiges Wohlwollen, ohne Beimischung von Leidenschaft, nur daß Chalybeus, dem „ewig Weiblichen" sonst nicht besonders gewogen, dem feinen Comteßlein ausnahmsweise völlig den Hof machte und dabei eine etwas plumpe Galanterie entwickelte, wie die des Riesen Polyphem, der reizenden Nymphe Galatea gegenüber.

Unser Carl Günter empfand die Unschuld und Reinheit der Jugendgespielin mit einem gewissen innern Behagen. Er war noch jung genug, um diesen naiven jungfräulichen Liebreiz des Mädchens zu würdigen, der, wie er sich selber eingestehen mußte, bei dem nur irdisch verliebten Käthchen wohl nicht mehr zum Ausdruck gelangen konnte.

Justine ging jeden Sonn- und Feiertag in die Dorfkirche, hörte ihre Messe, ihre Predigt. Auch Chalybeus hatte bisweilen an dem ländlichen Gottesdienste Theil genommen — vielleicht in der Absicht, die fromme Galatea in ihren stillen Gebeten zu belauschen. —

„Ihr Freund ist Protestant, nicht wahr? Und doch geht er bisweilen in unsere Kirche," — sagte die Comtesse eines Tages zu Günter.

„Warum auch nicht? Wenn's ihm Spaß macht!" versetzte dieser obenhin.

„Spaß!" — Sie sah ihn mit ihren großen dunklen Augen durchdringend an, schüttelte das Köpfchen wie unangenehm berührt, sagte aber nichts weiter. Sie hatte ihre Zeichenrequisiten zusammengerafft und wanderte damit nach dem Schloßpark, welcher schließlich in wilden Waldanlief. Darüber hin lagen Felsen und höheres Gebirge.

Günter schaute der Abgehenden nach, wie sie langsam durch die schattige Kastanienallee schritt, die nach dem Ausgang des Gartens führte. — Hab' ich sie verletzt? dachte er. Soll ich ihr folgen, sie wieder aussöhnen? — Er stand lange unschlüssig, blickte in's Leere. Justinens schwebende Gestalt hatte sich verloren, ihr weißes Kleid verschwand im Dunkel der mächtigen Bäume. Günter schlug wie mechanisch den Weg ein, den sie gewandelt.

Die Comtesse schlüpfte durch ein Seitenpförtchen des Parks, zu welchem sie den Schlüssel hatte, wand sich dann durch Gestrüpp und Dornen und auf sehr vernachlässigten Waldpfaden in das Innere der halben Wildniß. Sie hatte dort unlängst ein stilles, heimliches Plätzchen entdeckt, mitten im Grünen. Farrenkräuter, Epheu, wilder Wein, riesige Glockenblumen, auch der duftige „Waldmeister" wucherte da üppig und sonst eine Menge Schlingpflanzen wanden sich um eine Grotte, halb Natur, halb Kunst. Sie war beinahe zerfallen. Felsblöcke, Disteln und Ginster verwehrten den Eintritt. Oberhalb der Grotte rauschte ein kleiner Wasserfall und ließ sein hellschimmerndes Naß in ein Muschelbecken träufeln, aus welchem sich ein klares Bächlein weiter

ergoß. Ernste Buchen und schlanke Birken, durch deren säuselnde Blätter nur ab und zu ein Strahl der Abendsonne zuckte, verliehen dem Plätzchen genügenden Schatten. Der Grotte gegenüber war ein längst wackelnder steinerner Tisch mit schwachen, hölzernen Beinen in die Erde eingerammt und die Bank vor ihm hatte ein ähnliches gebrechliches Aussehen. Justine scheute sich nicht, ihre zarte Gestalt diesem zweifelhaften Sitze anzuvertrauen; sie breitete die Zeichnung, die Skizze des Plätzchens, welche sie gestern zur selben Abendstunde entworfen hatte und nun vollenden wollte, auf dem Tischchen nach Thunlichkeit aus und ergab sich ihrer künstlerischen Thätigkeit, die Blicke abwechselnd und aufmerksam auf die Grotte, den Wasserfall, die Baumgruppe und das Blumenmeer gerichtet. In ihrem Fleiße sah sie nicht rechts noch links und ward so der Kreuzotter nicht gewahr, die sich langsam an den Tischbeinen emporgeschlängelt. Sie züngelte auch bereits nach dem Tischrande. Durch ein leises Zischen ward Justine aufgeschreckt — doch bevor sie noch im Stande war, die ihr drohende Gefahr deutlich zu erkennen, hatte eine kräftige Faust das schädliche Thier dicht unter dem giftigen Haupte ergriffen und es so gewaltig zusammen gepreßt,

daß der Wurm die Kiefern weit aufriß, den Angreifer bedrohend, der aber das glatte und langgestreckte Ungeheuer mit einem raschen und geschickten Wurfe in das schäumende Wasserbecken schleuderte.

Justine war rasch aufgesprungen, mit einem kleinen Angstschrei. „Sie sind doch nicht verletzt?“ fragte sie in höchster Aufregung.

„Keine Spur!“ versetzte Günter lachend. „Aber es war Zeit, daß ich die Natter los bekam.“

Zum Glück für Justinen war er ihren Spuren durch das Dickicht gefolgt. Denn obwohl diese Art Ungeziefer, wenn man sie nicht stört, die Menschen gewöhnlich nicht angreift, so war doch das Mädchen erschreckt zurückgefahren und die Otter eben im Begriff, auf das ihr feindlich scheinende Wesen los zu schießen. Der Biß der Kreuzotter ist eben höchst gefährlich, nicht selten tödtlich.

Günter wollte nach dem Wasserbecken eilen, dem Thiere mit einem Knittel den Garaus machen. Justine hielt ihn zurück; auch war der Wurm bereits im Wasserschaum verschwunden. — Natürlich, daß das Mädchen dem Lebensretter mit den wärmsten Worten dankte.

„Der Himmel hat Sie mir zugesendet! Sie sind mein Schutzengel!“ sagte sie, noch immer aufgeregt.

„Und zwar ohne höchst persönliche Sendung von Oben!“ erwiderte er munter, biß sich aber gleich darauf in die Lippe. Er hatte heute seinen unglücklichen Tag. Kaum war die fromme Comtesse durch eine frivole Aeußerung aus seinem Munde verletzt worden und schon wieder eine neue Blasphemie!

„Verzeihen Sie mir!“ sagte er verlegen. „Mein Kopf weiß manchmal nicht, was meine Zunge schwatzt.“

„Noch weiß das Ihr Gemüth, lieber Günter!“ bemerkte die Comtesse freundlich, ohne Vorwurf. — „Sie erlauben, daß ich mich setze. Der Schreck hat mich völlig gelähmt.“

Sie nahm Platz auf der morschen Bank, welche weder Raum noch Consistenz genug für einen Nebensitzenden darbot.

Günter trat langsam näher. — „Ich habe Sie heute zweimal gekränkt.“

„Ich habe das vergessen. Ich trage Niemandem nach.“

„Nur um gleichgültige Menschen fragt man nicht, um ihr Denken und Meinen.“

„In dem Sinn war's nicht gemeint!“ unterbrach ihn Juſtine lebhaft.

„Es liegt Ihnen alſo an mir? An meinen Gedanken und Anſichten?“

„Gewiß! Wie können Sie zweifeln?“

„Allein Sie ſind in vielen Dingen mit mir nicht einverſtanden. Sagen Sie's nur! Beſonders in religiöſen Dingen.“

Die Comteſſe bedachte ſich. „Sie gehen wohl nie in's Gotteshaus?“ fragte ſie ernſthaft.

Günter ſtand noch immer ihr und ihren Blicken gegenüber. Auch er beſann ſich. „Ich habe meine eigene Religion,“ — meinte er ſchließlich, wie ausweichend.

Sie ließ nicht ab.

„Welche denn? Sie glauben doch an Gott?“ fragte ſie, wie das Gretchen.

„Was für Gott? Ein perſönlicher? Der Arme und Beine hat, wie unſer Eins? Oder ein unperſönlicher, unleiblicher? Ein purer Geiſt! Was ſoll ich mir dabei vorſtellen? — Das Göttliche, liebe Juſtine, iſt eben in der ganzen Schöpfung und wenn Sie das Gott nennen wollen, ſo hab' ich nichts dagegen.“

„Nein, Sie haben keinen Glauben!“ rief sie aus, wie schmerzlich.

Günter schaute sie verwundert an. „Ich glaube an mich selbst,“ — erklärte er sich, — „an die Welt, an die Freiheit, an alles Gute, Große, Schöne. Und so auch an die Offenbarung des Göttlichen.“

„Also auch an den Erlöser? An Gottes Sohn?“ forschte das fromme Mädchen.

Günter bedachte sich ein wenig.“

„Hätte sich die Gottheit uns wirklich und voll nnd ganz offenbart,“ — hub er dann ausweichend an, — „wozu lebten wir noch in diesen Erdenschranken? Müßten wir nicht, wie die Nachtfalter in der Flamme, in dem rein himmlischen Lichte aufgezehrt werden? Aber noch leben wir, schwanken und irren und suchen die Wahrheit,“ was einem Lessing für ein weit größerer Segen gilt, als sie besitzen. — Gott begreifen, nun gar ihn erklären wollen, ist überhaupt eine menschliche Kühnheit, ja Frechheit. Jedes große Völkergeschlecht hatte und hat seinen eigenen Gott — aber welcher ist der Rechte? Gott ist eine Annahme, welche sein und nicht sein kann. Wir wissen nichts von ihm. Und wie soll ich ihn glauben?

Ihn in einer bestimmten Form bekennen? Vermag ich's? Darf ich's? Ich kann ihn nur ahnen, fühlen, empfinden, in rein menschlichem Sinne leben und den Tod erwarten, der mir das himmlische Räthsel lösen möge, falls sich derlei überhaupt erwarten läßt."

„Er glaubt auch nicht an die Unsterblichkeit!" sagte das Mädchen halblaut, wie zu sich selbst.

„Wie verstehen Sie das, beste Justine?" fragte der junge Mann sanft und da keine Antwort erfolgte, sprach er weiter. „Etwa, daß Sie und ich ewig leben sollen? Auch nach unserm Scheiden wieder neu aufleben? Sie noch reizender, liebenswürdiger, ich vielleicht noch verworrener, als jetzt? — Darüber hab' ich meine eigenen Gedanken. Was ist, das war von jeher, wird ewig sein. Kein Ende, wie kein Anfang war. Die Materie ist ewig, die Weltseele ist ewig. Doch unsere arme, kleine Menschenseele? — Sei es, wie immer! Fortdauernd oder nicht! Das Leben hat an sich einen Werth, schon seit des Prometheus Schöpfungszeiten. Unser Dasein zu vergeistigen, es seelisch zu verleben, ist jedenfalls unsere Aufgabe. Sie werden ihr genügen mit Ihrer reinen Seele, Ihrem stillen, dabei reichen Gemüthe Und so leiten Sie mich, führen Sie mich! Ich will

Ihnen nachhumpeln, so gut es der gröbere Erdenkloß vermag."

Der junge Mann hatte das warm und herzlich gesprochen, dabei dem Mädchen die Hand gereicht.

„Sie thun mir wohl und weh," — sagte Justine. „Meiden wir in Zukunft derlei Gespräche. Sie führen zu nichts und doch machen sie mich unruhig."

Sie erhob sich von der Bank.

„Die Sonne ist im Untergehen. Wollen wir in's Schloß zurück?"

Günter raffte schweigend das Zeichengeräthe zusammen.

„Ist das Plätzchen nicht reizend?" sagte sie im Nachhausegehen. „Nur ein wenig verwildert."

„Darum nisten auch hier Nattern und Molche. Und die Waldwege sind verwahrlost, beinahe ungangbar. Betreten Sie die Wildniß einstweilen nicht wieder!" bat er die Comtesse. „Die Frucht ist heimgeführt. Unsere Feldarbeiter und Handlanger haben nun Muße, in das Chaos hier ein wenig Ordnung zu bringen."

Justine ehrte das Verbot, setzte keinen Fuß in die holde Einsamkeit, so lieb sie ihr geworden war. —

In den nächsten Tagen zogen eine Menge Arbeiter und Tagelöhner noch vor Sonnenaufgang mit Krampen und Schaufeln nach dem Walde, der Schloßgärtner an der Spitze. Günter und der Oekonom folgten ihnen bald darauf; sie hatten Pläne und Grundrisse in der Hand, besprachen sich eifrig. Auch Chalybeus hatte sich angeschlossen. Im ganzen Lauf der Woche ließen sich die Freunde nur wenig im Schlosse sehen, als etwa zu Mittag und zur Abendmahlzeit. Auch der Oberst verschwand zu halben Tagen und hielt geheimnißvolle Conferenzen mit den jungen Männern.

Kein Zweifel, es war etwas im Werke. In der zweiten Woche hielt sich Justine nicht länger.

„Darf ich noch immer nicht in die Wildniß?“ fragte sie den Freund.

„Nicht früher, als bis alle Schlangennester vertilgt sind!“ erwiderte dieser munter.

An einem schönen Augustabend lud der Oberst sein Töchterlein zu einem Spaziergang ein. Sie betraten den Wald. Die struppigen Pfade waren gelichtet, geebnet, mit weißem Sande bestreut. So gelangte man ganz bequem zu dem Lieblingsaufenthalte der Comtesse, dem stillen Plätzchen mit der Grotte. Auch dort ein gang-

barer Pfad bis zum Wasserfall, geordnete Blumenbeete, der gar zu große Ueberfluß an wilder Vegetation bei Seite geschafft. An der Stelle, an welcher er mit Justinen das theosophische Gespräch geführt, hatte Günter ein Chalet, eine Art Schweizerhäuschen, aus leichten Brettern zimmern lassen.

„Ah!“ hauchte die Comtesse und betrachtete das kleine Wunder sprachlos.

„Gelt, wir haben Dich überrascht?“ sagte der Oberst und rieb vergnügt die Hände.

Aus dem Chalet traten Günter und Chalybeus im steirischen Anzug, begrüßten Justinen in muntern Knittelreimen als die Herrin des Häuschens und führten sie in das Innere der kleinen Gemächer, welche einfach tapezirt und mit ländlichen Möbeln versehen waren, die Fenster aus mehrfarbigen Gläsern zusammengesetzt. Auf dem runden Tischchen stand ein holzgeschnitztes Schreibzeug, auch Schreibmappe und Bücher fehlten nicht, so die Lieblingsdichter der Comtesse, und die Cyther, wie das Malergeräth waren nicht vergessen. An dem lauschigen Plätzchen konnte Justine an heißen Vormittagen, an lauen Abenden ruhen, lesen, arbeiten oder auch sinnen und träumen. —

Das Mädchen war tief bewegt. Sie umarmte den Vater unter hervorquellenden Thränen, konnte den Freunden nicht genug danken, ihnen auf's wärmste die Hände drücken.

„Das Alles hat unser Günter aus dem Nichts hervorgezaubert!“ sagte der Oberst.

Justine blickte mit feuchten Augen zu dem Freunde empor. Zu dem Gottesleugner! Davon war aber nicht wieder die Rede. —

Das idyllische Landleben, das sich bis in den November verlängert hatte, näherte sich nun seinem Ende. Der Abschied wurde Allen schwer. Frau Apollonia, mit den beiden Anhängseln behaftet, schwamm in Thränen über die Trennung von ihrem Pflegekind, der „gar so lieben“ Comtesse. Justine unterdrückte ihre Rührung und versprach im nächsten Frühjahr wieder zu kommen. Die beiden jungen Leute begleiteten die Heimkehrenden zu Pferde bis zur nächsten Station. Zu Weihnachten wollten sie nach Wien kommen, einen guten Theil des Winters dort zubringen, so lange die Feld- und Waldarbeiten völlig ruhen würden.

„Dieſes Mädchen iſt kein gewöhnliches Frauenzimmer, kein tranſitoriſches Phänomen," — äußerte ſich Chalybeus über die Comteſſe zu ſeinem Freunde, — „ſondern irgend ein hohes, himmliſches Weſen, in die gebrechliche Hülle des Weibes gebannt!"

Neuntes Capitel.

Faſchingsſpäße.

Sans une forte administration générale les affaires de l'état ne se font pas, les affaires locales se font mal.

Thiers.

Der Carneval des Jahres 1846 gestaltete sich überaus lebhaft, sowohl in der Haupt- und Residenzstadt wie in den Provinzen. Lemberg schien besonders tanzlustig und auf den Gütern des galizischen Adels folgten Feste auf Feste.

So wurde auch das Schloß des lebenslustigen Fürsten Alexander Sulkowski von Gästen nicht leer. Fürstin Arabella, die reizende Blondine, entfaltete als Wirthin alle reichen Gaben ihrer Liebenswürdigkeit. Sie war inzwischen eines Knäbleins genesen und stolz auf den Polen, den sie in die Welt gesetzt, nannte sie ihn Jagello. Die geborene Wienerin hatte sich bereits völlig zur polnischen Patriotin umgewandelt.

Der große Ball, welcher die Saison schließen sollte, war auf den 18. Februar festgesetzt worden. Arabellas

Bruder, der Roſſebändiger Guido, hatte verſprochen, dabei zu erſcheinen und auch den Jugendfreund Carl Günter mitzubringen. Aber ein noch weit bedeutenderer Gaſt hatte zugeſagt und zwar kein geringerer als der Civil- und Militär-Generalgouverneur von Galizien, der ſo humane und im Lande allgemein beliebte Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich-Eſte. Dieſer an ſich friedfertige und den Frieden liebende Prinz, obwohl mit der höchſten Kriegswürde eines Feldmarſchalls betraut, hatte die Tage von Ulm, die Kriegszeit wie die Kriegsluſt längſt hinter ſich und ſetzte etwas darein, ſich dem „gutgeſinnten“ galiziſchen Adel von der vortheilhafteſten Seite zu zeigen. Auch dem Volke gegenüber kehrte er mit erkennbarer Abſicht den Civil-Gouverneur vor, unterſtützte landwirthſchaftliche und Wohlthätigkeitsanſtalten und mit einer Art Vorliebe die damals ſo populären „Mäßigkeitsvereine,“ welche wohl auch insgeheim zu politiſchen Zwecken benutzt wurden und als Deckmantel für gewiſſe Freiheitsbeſtrebungen und Verſchwörungen dienten, wie ſie das raſche polniſche Blut nun einmal nicht entbehren kann. Davon kam dem hohen Herrn und ſeinen Civilbeamten wohl auch Einiges zu Ohren, aber ſie hatten doch kein rechtes Gehör dafür, wenngleich die

Wachſamkeit der Kreisbehörden bereits ſeit geraumer Zeit, beſonders aber im Laufe der letzten Monate eine nicht unbeträchtliche Anzahl polniſcher Emiſſäre unter Schloß und Riegel geſetzt hatte. Aus den Verhören dieſer Leute ergab ſich, daß ſie ſeit Jahren mit der polniſchen Emigration, mit „König“ Adam Czartoryski in Paris, wohl auch mit den communiſtiſchen Verſchwörern von ganz Europa in genaueſter Verbindung ſtanden — was man aber auf ſich beruhen ließ und in dem Glauben an die Anhänglichkeit des galiziſchen Adels an Kaiſer und Regierung, ſowie an die „felſenfeſte Treue“ der galiziſchen und ruthe:iſchen Bauern die vollſte Beruhigung fand oder ſich zu finden wenigſtens den Anſchein gab.

Auch der Umſtand, daß ſogar Zöglinge des Oſſolinski'ſchen Inſtituts in Lemberg ſich längſt mit den geheimen Geſellſchaften eingelaſſen und daß überdies Militairs, zumeiſt Unteroffiziere und Feldwebel ſich an den Föderatkas betheiligten, ſchien den Behörden nicht bedenklich genug, um ſie zu einer, das Land vielleicht nur noch mehr aufregenden, ihnen ſelbſt aber jedenfalls unbequemen Wachſamkeit zu veranlaſſen.

In der Provinzialſtadt des Kreiſes, in welchem das Schloß des Fürſten Sulkowski lag, fungirte der uns

bekannte Regierungsrath Wenzel Rucicka als Polizeidirector.

Dem klugen Manne und erfahrenen Polizeibeamten war es längst unwohl in seiner Haut, dabei auch völlig klar geworden, daß er auf einem unterhöhlten Boden arbeite. Weder seine Amtswirksamkeit, noch die des Kreishauptmanns reichten aus, um die Ruhe und Ordnung in dem kleinen Gebiete zu erhalten, welchem sie vorgesetzt waren. Sehr begreiflich!

Die Verschwörungen verzweigten sich durch ganz Galizien und standen in innigster Verbindung mit Posen und Warschau, wie mit dem Freistaat Krakau. Wo aber das Ganze bedroht ist, da vermag kein Theil sich ausreichend zu helfen, zumeist wenn man ausschließlich nur auf die so beliebten „halben Maßregeln" angewiesen ist.

„Das ist der Fluch von unserm edeln Haus,
Auf halben Wegen und zu halber That,
Mit halben Mitteln zauderhaft zu streben!"

Also äußert sich sogar der allerloyalste österreichische Dichter, der Besinger Radetzky's und seines Schildes.

In Galizien führte diese Halbheit, die sich bis in das geheime Cabinet des Fürsten Staatskanzlers er-

ſtreckte oder vielmehr daraus hervor zu gehen ſchien, damals zu Tod und Verderben. Die Schriften, welche alle geheimen Fäden und Verzweigungen der galiziſchen Revolution blos legten, befanden ſich, wie man behauptet, auf dem Tiſche Metternichs bereits Wochen vor dem Ausbruch des Kraters. Allein der Staatsmann ſchwieg. Warum? Was hätte er auch thun können? wird man fragen. Die Antwort liegt auf der Hand. Die nöthigen Truppen nach Galizien ſenden, mit einem wirklichen Militär-Gouverneur an der Spitze, das Land nöthigenfalls in Ausnahmezuſtand erklären, dann unterſuchen, den Frieden herſtellen, und darum auch mit Reformen nachhelfen, deren die Provinz ſo dringend bedurfte. Dadurch wären alle die nachfolgenden Scheußlichkeiten verhindert worden, die man, die Hände im Schoß, gewähren ließ. Vielleicht hatte der zahme Cerberus der Gerontokratie einen ähnlichen Ausgang erwartet, vielleicht ſah man es ſogar nicht ungern, daß dem galiziſchen Adel von Seiten ſeiner unterdrückten und mißhandelten Unterthanen eine „kleine Lection“ in Ausſicht ſtand. Allein wir wollen ſo grauſame „avant-pensées“ bei den ſonſt ſo milden Machthabern nicht vorausſetzen

und die politisch-militärische Unthätigkeit lieber dem damals so beliebten „Abwarten", dem laisser aller, laisser faire, der vollkommen gouvernementalen Unfähigkeit zuschreiben. Und so war es auch.

Der 15. Februar war ein wahrer Robotstag für unsern Polizeidirector Rucicka. Von früh morgens bis spät in die Nacht hatte er die Amtsstube nicht verlassen. Neu zur Haft gebrachte Verschwörer von Bedeutung waren augenblicklich zu vernehmen, wichtige Documente fanden sich bei ihnen vor, darüber war ohne Säumen nach Lemberg zu berichten. Der geplagte Mann hatte unter Tages kaum ein paar Bissen zu sich genommen und trat erst gegen Mitternacht völlig erschöpft in das Zimmer seiner Frau. Das schöne Käthchen von Heilbronn war wach geblieben, um den Gatten zu erwarten, der stumm auf den magern Schlafdivan sank.

Die junge Frau erschrak. „Was ist vorgefallen?" fragte sie ängstlich.

Käthchen hatte ihr (wir vermuthen, nicht sein) Kind unlängst verloren, war aber in der Lage, sich mit Nächstem eines zweiten, dieses Mal entschieden legitimen erfreuen zu dürfen.

Rucicka beschwichtigte sein Weibchen. „Fatale Amtssachen, liebes Kind, Du weißt ja. — Mich hungert. Giebts noch etwas?“

Sie setzte ihm kalte Reste vor und etwas Wein. Die weibliche Neugierde forschte nun nach den Ereignissen des Tages. Der verschwiegene Beamte glaubte nur Unverfängliches mittheilen zu dürfen, verhehlte aber seinem Käthchen nicht, daß vielleicht bald unliebsame Scenen in loco vorfallen dürften, mit denen eine Frau, wenn sie keine eingefleischte Polin sei, besser nichts zu schaffen habe. Er wünsche daher, daß sie sich, trotz ihres Zustandes, einstweilen nach Wien begebe, wohin ihn eine wichtige Sendung gleichfalls mit Nächstem rufen dürfte. Ein verheiratheter Onkel, ebenfalls Beamter, an den er bereits geschrieben, werde seine liebe Frau mit Freuden einstweilen in sein Haus aufnehmen. Das zarte Käthchen, das sich in dem schmutzigen galizischen Neste unbehaglich genug fühlte, ließ sich zu der Wiener Reise unschwer bewegen. Als sie am nächsten, sonnigen Wintermorgen im Eilwagen dahin kutschirte und sich der zweiten Station näherte, ertönte ein lustiges Posthorn und eine offene Postchaise fuhr ihr entgegen. Darin saßen ein paar junge Männer in eleganten Pelzen; frische Gesich“

ter, die Cigarre im Munde. Die Chauſſee war an der Stelle, wo ſich die Wagen begegneten, etwas ſchadhaft und wurde eben ausgebeſſert. Steine und Schutthaufen verengten die Paſſage, hemmten den Verkehr; Chaiſe und Eilwagen waren daher gezwungen, vorſichtig und langſam an einander vorüber zu fahren und die gegenſeitigen Paſſagiere hatten Zeit, einander gelegentlich zu betrachten. Unſer Käthchen zog den Voile dichter zuſammen, als ſie gewahrte, daß einer der jungen Leute ſie neugierig in's Auge faßte, wie es wohl bei derlei zufälliger Begegnung mit Damen zu geſchehen pflegt. Ein Blick — und ſie hatte den jungen Mann erkannt. Er ſie gewiß nicht. Inzwiſchen fuhren die Wagen an einander vorbei. Käthchen konnte ſich nicht enthalten, einen Blick aus dem Wagenfenſter zu thun, um der davon eilenden Poſtchaiſe nach zu blicken; der junge Mann war aufgeſtanden und lugte ſeinerſeits nach dem Eilwagen zurück, lachte und ſchwenkte den Hut gegen die Dame. Käthchen zog ſchleunigſt das Köpfchen zurück.

Es war ihr Carl Günter, der keine Ahnung hatte, daß ihm die einſtige Geliebte begegnet war. Die arme Frau aber bog ſich neben dem ſchnarchenden polniſchen Juden, ihrem Sitznachbar, in die Wagenecke und weinte

stille und bittere Thränen über das entschwundene Glück.

Die Ankunft der erwarteten Freunde auf dem fürstlichen Schlosse, noch ein paar Tage vor dem Ballfeste, bot willkommenen Anlaß zu einigen patriotischen Festgelagen. Bruder und Schwester freuten sich des Wiedersehens, der Fürst umarmte den Schwager wie dessen Begleiter und auch die schöne Fürstin bot dem Jugendfreunde nach polnischer Sitte den rosigen Mund. Man machte und empfing Besuche, der Champagner strömte allenthalben und die jungen galizischen Edelleute, darunter die beiden Grafen Franz und Michael Wiesiolowsky*) tranken alsbald Brüderschaft mit dem Grafen Guido Weißenstein. Die Wiesiolowsky's, ein Graf Romer, ein Baron Kanopka und Andere gaben sich als eifrige Patrioten zu erkennen und —

„Noch ist Polen nicht verloren!" ertönte es bald aus Aller Munde, Fürst Alexander und Graf Guido nicht ausgenommen, obwohl der letztere nichts weniger als Pole, vielmehr ein Vollblut-Wiener war. Allein der Wiener und Deutsch-Oesterreicher schwärmt eben für

*) Historisch gewordene Namen, wie auch die später genannten.

alle unterdrückten Nationalitäten und vergißt in der Fremde nur zu leicht, die eigene geltend zu machen, auf die er sich auch zu Hause nicht eben gar zu viel einbildet.

Der Tag des großen Balles, der 18. Februar, stand vor der Thür. In der Nacht vom 18. zum 19. sollte der Ausbruch der Revolution in ganz Galizien erfolgen. Der gute Fürst Alexander hatte keine Ahnung, welche Rolle seinem Stammschloß dabei vorbehalten war. Die Patrioten hatten nämlich nichts Geringeres im Sinn, als sich des Erzherzogs Ferdinand, der als Gast angekündigt war, und seiner Adjutanten zu bemächtigen, um sie vorläufig als Geiseln in der Hand zu behalten.*) Die Eingeweihten sahen sich daher mit bedenklichen Gesichtern an, als am Morgen des achtzehnten ein Schreiben des Flügeladjutanten Sr. kaiserlichen Hoheit mit der Nachricht einlangte, Hochdieselben seien unwohl geworden, ließen sich daher entschuldigen u. s. w.

Was die Patrioten für einen unliebsamen Zufall hielten oder für eine „Schlauheit" des Erzherzogs, dem

*) Historisch, wie der Hauptsache nach beinahe alles in diesem Capitel Erzählte, in sofern es sich auf die galizische Revolution bezieht.

lag aber ein durchaus anderer Umstand zu Grunde. Der wirklich schlaue Böhme Rucicka, auf die geringe Polizeimannschaft beschränkt, die ihm etwa zu Gebote stand, daher außer Stande, die Revolution, deren Ausbruch er jeden Tag entgegen sah, in loco hintan zu halten, hatte bereits vor acht Tagen einen Eilboten nach Lemberg gesendet, und sich, trotz seiner geringen Stellung, erlaubt, diesem ein eigenhändiges, allerunterthänigstes Schreiben an den Erzherzog mitzugeben. Darin beschwor er den hohen Herrn bei allen Heiligen des Himmels, ja nicht auf dem Ballfeste zu erscheinen, da der hohe Kopf und respective Leib daselbst durchaus nicht sicher wären, was er auf seinen eigenen Kopf beschwören könne und diesen zugleich als Opfer darzubieten bereit sei, falls sich durch die leider nur zu bald zu erwartenden Ereignisse seine Berechtigung zu der treugehorsamst gewagten Warnung nicht vollkommen bestätigen sollte. (Amtsstil.) Daß seine schließlich angebrachte allerunterthänigste Bitte um Zusendung wenigstens einer Compagnie Linientruppen, kein Gehör finden würde, dessen war er sich, bei der Unschlüssigkeit und Zögerungsseligkeit des Erzherzogs und der erzherzoglichen Kanzlei von vornherein vollkommen bewußt. Eben so wenig durfte der nur einer geringen

Diätenklasse sich erfreuende Beamte etwa die wahnsinnig übermüthige Hoffnung hegen, auf sein Schreiben einer Antwort, auch nur von dritter oder vierter Hand, gewürdigt zu werden.

Die Kühnheit eines Polizeibeamten, an einen Erzherzog zu schreiben, wenn auch in der wohlgemeinten Absicht, diesem das Leben oder die Freiheit zu retten, trägt ihren Lohn in sich selbst, falls es nicht vielleicht angezeigt sein sollte, diesen Mangel an Subordination durch eine gehörige und wohlverdiente Disciplinarstrafe auf ihren richtigen Werth zu reduciren.

Kurz, Aucida verlangte keinen Lohn, keine Auszeichnung (wenigstens vor der Hand) und war schon glücklich, als er vernahm, der Erzherzog werde nicht auf den Ball kommen. Der hohe Herr hätte freilich, gleich Peter dem Großen unter die Strelitzen, so unter die Szlachticen treten und sie zwingen können, sich vor ihm in den Staub zu beugen — was er aber klüglicher Weise unterließ, und zwar aus doppeltem Grunde. Denn erstens wäre das eigentlich ein Geschäft für den „regierenden" Kaiser selbst gewesen*) und ein solches Vorgreifen konnte dem

*) Damals Ferdinand, nicht zu vergessen! Man konnte dem guten Kaiser einen derlei heroischen Act wohl kaum zumuthen.

Erzherzog nur zu leicht als eine Art Hochverrath ausgelegt werden; und zweitens ist man dieser hitzköpfigen Polen doch niemals recht sicher, am allerwenigsten aber der polnischen Frauen, welche bekannter Maßen ihre Männer und Liebhaber zu allen möglichen Teufeleien aufzuhetzen pflegen.

Die Tage vor dem ominösen achtzehnten sah man den Polizeidirector und Regierungsrath Rucicka häufig mit Bauern ganz gemüthlich verkehren, besonders mit solchen, die in der Gemeinde einen Anhang hatten und ihren Cameraden, die auf ihre Worte zu hören gewohnt waren, gelegentlich als Führer und Rathgeber dienten. Am 17. Februar berief er die Bauernführer zu einer geheimen Unterredung in seine Privatwohnung, wo sie mit ihm und dem „Herrn Pfarrer" ein Glas Wein trinken sollten.

Der kluge Mann, welcher die Ereignisse kommen sah, hielt es für angezeigt, den braven Leuten ein wenig auf den Zahn zu fühlen, um zu erfahren, ob man sich ihrer bei gewissen Eventualitäten für sicher halten könne. Die revolutionäre Bewegung in Galizien hatte nämlich einen aristokratisch-demokratischen Janusskopf. Wenn es dem Fürsten Czartoryski wie dem gesammten mitver-

ſchworenen Adel hauptſächlich um ein einheitliches Polen zu thun war, ſo fehlte es dagegen auch nicht an Emiſſären, welche unter den Bauern gewiſſe communiſtiſche Ideen zu verbreiten bemüht waren. Ein an und für ſich vernünftiges Ziel: die Freiheit von Grund und Boden wurde fantaſtiſcher Weiſe zu einer Art Gütergemeinſchaft ausgeſchmückt, die man den guten Leuten in Ausſicht ſtellte. Ein lockender Köder für das von ſeinen Gutsherren bedrückte und unterdrückte Landvolk! Die Adelspartei hatte das auch eingeſehen und ihre Sendlinge ſtellten daher die Abſchaffung der Robot und anderer Dienſtbarkeiten in Ausſicht. Allein das Volk mißtraute dem Adel und erinnerte ſich der alten polniſchen Wirthſchaft. Die Stimmung und Haltung der Bauern war übrigens eine verſchiedene, je nach der Perſönlichkeit des Gutsherrn und ſeiner Mandatare. Ein guter Herr hat willige Diener. So kam es auch, daß die Unterthanen des wohlwollenden und freigebigen Fürſten Sulkowski mit ihrem Grundherrn im beſten Einvernehmen ſtanden. Das wußte Rucicka und darauf baute er ſeinen Plan. Er theilte nun den Bauernführern im engſten Vertrauen mit, daß er durch die Ausſage der gefangenen Emiſſäre ſowie durch ſeine Polizeiſpione die gewiſſe Kunde

habe, eine Insurgentenbande sei bereits unterwegs, um vielleicht schon in der nächsten Nacht die Kreisstadt und das fürstliche Schloß zu überfallen. Er sagte ihnen das offen heraus, auch daß ihm, sowie dem Herrn Kreishauptmann die Mittel fehlten, den Empörern mit Gewalt entgegen zu treten, da die hohe Regierung es nicht für angemessen fand, das friedliche und so gut gesinnte Landstädtchen mit Militär-Einquartierung zu belästigen. — „Nun droht uns aber hier Mord und Brand und Graus," — setzte er den Leuten auseinander, — „Ihr selbst seid in Gefahr, Eure Häuser, Euer Habe, Eure Weiber und Kinder. Darum schützt Euch selber. Ihr seid Männer, tapfere und ehrliche (sic!) Polen. Ich, wie die hohe Regierung, bauen auf Euch. Seine Hochwürden, Euer Herr Pfarrer, wird Eure ländlichen Waffen segnen, wenn es zum Kampfe kommen sollte." (Der Geistliche hob salbungsvoll die Hände empor.) „Und so mit Gott und seinem heiligen Schutz! Ich fülle Euch die Gläser. Leert sie auf das Wohl Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers!"

Damit schloß die wohlberechnete Rede, welche dem Böhmen völlig die galizisch-ruthenischen Herzen gewann. Die Bauern, stolz auf das Vertrauen, welches Staat

und Kirche in sie gesetzt, zugleich nicht wenig erschrocken über die Gefahr, die ihnen selbst wie ihrem Eigenthum drohte, schworen dem Polizeimann zu, die Stadt, das Schloß, das Land und den Kaiser bis auf's Aeußerste zu schützen und zu vertheidigen. Der Seelsorger betete seinen Pfarrkindern noch ein Vaterunser, ein Ave und den Glauben vor, und die Versammlung, von Begeisterung erfüllt, nebenbei vielleicht auch etwas weinselig, stob auseinander. — In der Nacht vom 17. zum 18. patrouillirten nun Bauern und Bürger, die Erstern mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, die Andern etwas militärischer equipirt, gemeinschaftlich durch Stadt und Umgebung. Auch das Schloß wurde genau im Auge behalten, da es dort, nach der Versicherung des „Herrn Regierungsraths", auf einen Ueberfall abgesehen war. Rucida hatte nicht nöthig, den Bauern den besondern Schutz der Person des Fürsten und seiner Angehörigen anzuempfehlen, doch ließ er es nicht an Winken fehlen, daß unter den Gästen, dem Schloßherrn selber vielleicht unbewußt, sich einige „Herren" befinden dürften, die sich dort eingefunden, um zu rechter Stunde mit der „Umsturzpartei" gemeinschaftliche Sache zu machen. Wir wissen nicht, wie es kam, daß noch im Laufe des Tages

ein Zettel unter den Bauernführern cursirte, welcher sämmtliche Namen der auf dem Schlosse befindlichen adeligen Verschwörer enthielt.

„Sind denn meine Bauern toll geworden?“ Mit den Worten trat Fürst Alexander am Morgen des 18. Februar lachend in das Gastzimmer, welches die beiden Wiesiolowsky's gemeinschaftlich bewohnten. — „Denkt Euch,“ fuhr er fort und warf sich in den Armstuhl, — „sie haben in der Nacht Patrouillen aufgestellt, da sie sich einbilden, eine ganze Revolution sei im Anzuge.“

Die gräflichen Brüder sahen sich einander bedeutend an.

„Muß es nicht irgend ein Mal Ernst werden?“ nahm Graf Franz nach einer kleinen Pause das Wort.

„Aber heute doch nicht?“ spottete der Fürst. „Am Tage unseres ersten Balles! Was würde meine Bella dazu sagen? Die polnische Einheit kann noch ein klein wenig warten,“ setzte er leichtfertig hinzu.

Die Glocke rief zum zweiten Frühstück. Man speiste wohlgemuth, machte eine gemeinschaftliche Schlittenfahrt, kleidete sich um, dinirte, die Damen gingen an die Balltoilette. Bald war das ganze Schloß hell erleuchtet, Blumen prangten in allen Sälen, im Vorhaus wie auf der

mit Teppichen belegten groſsen Schloſstreppe. Die Gäſte fuhren vor, die Muſikanten ſtimmten ihre Inſtrumente. Der Ball hatte begonnen. Fürſtin Arabella, die einer Göttin glich, auch was das ätheriſche Coſtüm betraf, tanzte mit ihrem Jugendfreunde die erſte Quadrille. — „Ein wahrhaft ſchönes Weib!“ dachte Carl Günter bei ſich im Stillen. „Wie würde ſich die beſcheidene Schweſter neben ihr ausnehmen? Etwa wie Hebe neben Juno.“

Lebhafte Walzer folgten, auch eine Mazurka. Der Ball war gegen Mitternacht im beſten Zuge. Bei dem allgemeinen Taumel vermiſste Niemand die Wieſiolowſkys, den Grafen Romer und den Baron Kanopka, die ohnehin keine Tänzer waren. Sie hatten ſich davon geſchlichen, und in Pelze gehüllt, die Waffen darunter, ſchritten ſie in der Richtung des Weges, bis nahe an die Stelle, wo die Inſurgenten um Ein Uhr Nachts eintreffen ſollten. Ein ſcharfer Wind hatte ſich erhoben, dickes Schneegeſtöber gewährte kaum auf einige Schritte einen Ausblick. Die Ballgäſte, eben dem warmen und behaglichen Tanzſaale entrückt, ſchauerten in der froſtigen Winternacht und kamen auf dem völlig verſchneiten Pfade nur langſam vorwärts.

„Wer da?“ fuhr ſie plötzlich eine grobe Bauernſtimme in polniſcher Sprache an.

„Wer fragt?“ wurde kaum minder derb in demſelben Jargon erwidert.

„Einer, der das Recht dazu hat,“ verſetzte die Stimme, welcher mehrere geſchwungene Senſen, die ſich im Schneelichte zeigten, den gehörigen Nachdruck gaben.

„Verflucht! Es ſind die Bauern“ — flüſterte einer der Wieſiolowskys ſeinen Gefährten zu.

„Noch ein Mal, wer da?“

„Freunde von Polen.“

„Das ſind wir auch. Aber auch Freunde des Kaiſers.“

Das Wort war kaum ausgeſprochen, als ſich, unfern von den im Schneegeſtöber unterhandelnden Gruppen, ein wilder Lärm erhob. Hurrahrufe, Waffengeraſſel, Schüſſeknallen, auch Jammergeſchrei. Die Vorhut der Aufſtändiſchen war eben angelangt und auf einen der Bauernhaufen geſtoßen, von den Senſenmännern übel zugerichtet worden. Die adeligen Herren, die Gefahr der Ihrigen erkennend, warfen die Pelze raſch weg, hieben

und ſchoſſen unter die Bauern, von denen ſie früher angegriffen worden. Bald wurde der Kampf allgemein, allein ſehr zum Nachtheil der revolutionären Partei. Die geringe Vorhut war raſch überwältigt, Todte und Verwundete lagen auf dem Schneefelde. Daß auch, wie begreiflich, Bauern zum Opfer gefallen, erbitterte ihre Cameraden gegen die gefangenen Inſurgenten. Den Verwundeten unter ihnen wurde ohne Umſtände der Garaus gemacht, der Reſt hart gebunden, nach dem Kreisamt geſchleppt. Ueber die Erſchlagenen, darunter auch Graf Romer und Baron Kanopka, lag bald eine dicke Schneedecke ausgebreitet. Nicht Jedem, der eine Wiege hatte, wird auch ein Sarg zu Theil. — Die Wiesiolowskys waren verſchwunden, konnten aber wenige Tage ſpäter der Gefangenſchaft in einem anderen Kreiſe nicht entgehen. — Eine Abtheilung der bewaffneten Bauern lief nach dem fürſtlichen Schloſſe, um nach den etwa noch dort befindlichen Verſchwörern zu fahnden.

Eine Stunde darauf ertönte unendliches Jubelgeſchrei von der Straße her, auf welcher die Vorhut früher anmarſchirt war. Der nachfolgende Haupttroß, durch die ſchlechten Wege aufgehalten, hatte ſich nämlich verſpätet, in der Folge aber ſeine Schritte verdoppeln

müſſen, da ihnen ein Piket Ulanen, man weiß nicht, von welcher Station und auf weſſen Commando, ziemlich nahe auf die Ferſe trat. Diejenigen, die eigentlich als Angreifer gekommen waren, glichen daher mehr einem Trupp Flüchtlingen und geriethen, den Bauern gegenüber, die ihnen bewaffnet entgegen traten, und bei dem nachrückenden Militär, zwiſchen zwei Feuer. Sie waren auch bald überwältigt.

Die Schloß- und Ballfreuden hatten ein raſches und unliebſames Ende gefunden. Bauern und Ulanen im ſchönen Vereine forſchten nach den adeligen Verſchwörern und nahmen gefangen, was ſich als verdächtig erwies. Das koſtbare, für die Crême der polniſchen Ariſtokratie bereit gehaltene Souper wurde nun von den niederen Ständen, Bauern und gemeinen Soldaten verzehrt. Aehnliche Scenen, wie die hier geſchilderten, ſpielten faſt in allen Kreiſen des Landes. So endete der galiziſche Carneval des Jahres 1846 — mit derlei tragiſchen Faſchingsſpäßen.

Unſerem Oeſterreich wurde in Folge dieſer Kataſtrophe nachträglich ein Danaer-Geſchenk zu Theil: der Freiſtaat Krakau ward der Monarchie einverleibt.

Die ſchöne patriotiſche Fürſtin war außer ſich über den verunglückten Putſch ihrer polniſchen Freunde und Verehrer — unſerm idealiſtiſchen Helden aber ſtellte ſich dieſe polniſche Wirthſchaft als ein würdiges Seitenſtück zu dem aſiatiſch-magyariſchen Räuberweſen dar.

Zehntes Capitel.

Ein passendes Paar.

Malheur à l'homme seul!
Lammenais.

Unmittelbar nach den Schreckensscenen, welche dem Ballfeste auf dem Schlosse des Fürsten Sulkowski ein so unwillkommenes Ende bereiteten, hatte sich die schöne Fürstin sammt ihrem Gemahl und dem kleinen Jagello nach Wien" und in ihr Elternhaus mehr geflüchtet, als zurückgezogen. Seitdem war das Weißenstein'sche Hôtel von vornehmen Besuchern nicht leer geworden. Der frondirende österreichische Adel nahm die polnischen „Märtyrer" mit offenen Armen auf und die Sulkowski's vermochten es kaum, den Einladungen zu genügen, die von allen Seiten an sie ergingen. Arabella, die noch immer für „ihr Polen" schwärmte, war da in ihrem Element, conversirte ausschließlich mit Herren in „owski," „inski" und „icki," unterhielt auch einen geheimen Briefwechsel mit Adam Czartoryski in Paris, mit Lelewel in

Brüſſel und andern nationalen Celebritäten. Carl Günter betrachtete kopfſchüttelnd das Treiben ſeiner erſten Jugendliebe, die ſich zur völligen Weltdame ausgebildet. Da gab's die Praterfahrten, Viſiten waren zu empfangen oder abzuſtatten, dann Diner- und Balltoilette, auch après-soirées mit dem großen Liszt, in deſſen Abweſenheit man wohl auch mit geringeren Lichtern, etwa vom Schlage eines Leopold von Meyer vorlieb nahm.

Die Weißenſteins, Vater wie Söhne, nahmen nur geringen Antheil an dieſen Feſtlichkeiten infra et extra muros. Der Oberſt war zu ſehr mit ſeinen ſtändiſchen Arbeiten beſchäftigt; Graf Lothar, inzwiſchen zum Hofconcipiſten befördert, jeden Abend in ſeinem Miniſterium ſeßhaft, die geheimen Depeſchen abwartend, die häufig erſt zur Nachtzeit aus Berlin, Petersburg, Paris und London durch Couriere einlangten und welche augenblicklich übernommen werden mußten, deren Empfang zu beſtätigen war.

Der Dragoner, Graf Heinrich, noch immer Lieutenant und der Todfeind aller Salons, in denen die Cigarre nicht geſtattet war, ſaß lieber mit den Kameraden zuſammen, um Dienſtverſetzungen, Remontenankäufe, Kavalleriekaſernenbauten, vor Allem das noch immer zu

erwartende Avancement des Breiteſten zu beſprechen. — Der Centaure Graf Guido endlich, Vor- wie Nachmittag nur mit Vierfüßlern und zweifüßigen Reitknechten und Roßtäuſchern im Verkehr, brachte alle ſeine Abende ausſchließlich im Circus zu, der damals beſonders en vogue war. Er und noch ein paar junge Kavaliere d'élite hatten als Habitués die petites entrées in die Ställe wie in die Ankleidekammern der Matadors und Bajazzos, doch auch in die erwünſchteren private rooms der Trampolinſpringerinnen und equeſtriſchen Künſtlerinnen. Mit der Ausgezeichnetſten dieſer Damen, Signora Lauretta, welche die „große Schule" mit eben ſo viel Kraft als Grazie zu reiten wußte, ſtand der Jüngſte der männlichen Weißenſteins in einem, ihm von Seite ſeiner Genoſſen hoch beneideten Verhältniß. Man konnte ihn jeden Morgen im Prater mit der ſtattlichen Dame traben oder galoppiren ſehen, über Barrièren ſetzen, über verbotene Wieſen in „Carrière heranſtürmen und den zur Aufſicht beſtellten Polizeimann, der ſich dem Herrn Grafen gegenüber kein Veto erlauben durfte, beinahe niederreiten. Die feurige Schöne hatte ſich übrigens ihres korpulenten und ſonſt phlegmatiſchen Anbeters, der nur auf dem Rücken eines Pferdes etwa lebendig

wurde, ſo vollkommen bemächtigt, daß unter den jungen Schwarzenbergs und Lichtenſteins, Palffys und Zichis große Wetten pro et contra entſtanden, ob denn der „Guido“ die „Lori“ heirathen werde oder nicht.

Das bürgerliche Element war in den adeligen Soirées nur bei den Weißenſteins, und da nur an einzelnen Abenden, durch Carl Günter und Chalybeus vertreten.

„Man ſieht Sie ja ſo ſelten, lieber Charles!“ ſagte Gräfin Helene zu dem jungen Günter, — „und wenn wir Leute haben gar nicht!“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin!“ erwiderte der Güterverwalter. „Allein der vornehme Kreis hier erweitert ſich von Tag zu Tag und — gerade heraus! weder ich, noch mein Freund glauben da ſo eigentlich am Platze zu ſein.“

„Das heißt, Ihr ſchließt Euch aus und nennt uns die Excluſiven“ — parirte die Gräfin den verſteckten Angriff, indem ſie artig hinzuſetzte: „Gebildete Männer wie Sie, taugen überall hin.“ —

Die Wahrheit iſt, daß ſich beide Freunde unbehaglich fühlten. Dem norddeutſchen Chalybeus ſagte die frivole Kaiſerſtadt überhaupt nicht zu. Nur von der

„Hofbibliothek" war der Bücherfreund entzückt, obwohl es dort an Raum für den Leser fehlte und man nicht immer das Buch oder das seltene Manuscript erhielt, nach welchem man sehnlichst verlangte. — Das Wiener Paß-, Meldungs- und sonstige Spionirwesen war der ehrlichen Holsteinerhaut besonders zuwider. Die Behörden machten anfangs Miene, den „Fremden" kurzweg aus Wien und ganz Oesterreich auszuweisen, obwohl seine Papiere in der schönsten Ordnung waren. Er kam eben aus Deutschland, hatte keinen „Character," *) trug langes Haupthaar und einen Vollbart — damals mehr als genug, um den Mann verdächtig zu machen. Nur durch Vermittlung der Weißensteins wurde ihm zur Noth eine zeitweise Aufenthaltsbewilligung ertheilt. Der treffliche Mensch blieb nun den Rest des Winters über in der Residenz, als Anhängsel seines Freundes; im Stillen sehnte er sich aber nach Steiermark zurück, vor Allem nach dem ungestörten und so heimlichen Verkehr mit seiner so hoch verehrten Comtesse Justine. Ihr und seinem Günter hatte er sich unbedingt ergeben, für die Beiden wär' er durch's Feuer gegangen. Es giebt Menschen,

*) Bedeutet im Oesterreichischen: Stand oder Amt.

die ſich nicht ſelber eignen, ſich, freilich mit Wahl, am liebſten anſchließen. Es ſind Leute von Geiſt und Gemüth, die ihre Tage wohl auch ein wenig dahin dämmern. Nicht daß ſie etwa auf der faulen Haut liegen! Im Gegentheil. Sie arbeiten raſtlos, was es nun ſei, machen ſich auch gerne nützlich — nur ſich ſelber nützen ſie nicht, opfern ſich ſtets für Andere. Unter dieſe Species gehörte auch unſer Chalybeus. Um ſeine Zukunft völlig unbekümmert, ſeine großen, beſonders philologiſchen Kenntniſſe als Profeſſor oder Doctor legens zu verwerthen nicht im Geringſten bemüht, lebte er wie der Vogel in der Luft, hatte wenig Bedürfniſſe und freute ſich nur, wenn er ſich denen, die er liebte, dienſtbar erweiſen konnte.

Carl Günter, ohne allen Egoismus wie ſein Freund, war doch eigentlich deſſen entſchiedenes Gegentheil. Beinahe majorenn und für eine beſtimmte Wirkſamkeit noch immer nicht entſchieden, ſuchte er dem Leben nach allen Seiten beizukommen. Dabei ſah er ſich noch immer für einen Lernenden an. Semper bonus homo tiro est, war ſein Leibſpruch. Der öſterreichiſche Geiſtesdruck lag ihm zugleich ſchwer auf der Seele; der Trieb und Drang nach Freiheit erfüllte ihn ganz und gar. Oder

wohl nur zur Hälfte? Denn seine keimende Neigung zu dem ihm einst verhaßten frömmelnden Kinde ließ sich gar nicht wegleugnen. Käthchens rührende Gestalt schwebte zwar bisweilen noch seinem innern Auge vorüber, doch sie zerfloß wie im dämmernden Nebel, durch den die Morgenröthe bricht, in deren sanftem Glanze ihm Justinens holde Züge vor der Seele auftauchten.

Daß aber auch Comtesse Justine seit den Scharfensteiner Tagen an dem Jugendfreunde Antheil nahm, schien die Fürstin Schwester zu gewahren, die nun die frühere Rolle Justinens übernahm und sich den Liebesleuten „en herbe" hemmend und hindernd entgegenstellte.

Mit Günter war sie listigerweise besonders liebenswürdig und zuvorkommend; man konnte sagen: sie kokettirte mit ihm — was dieser, in seiner naiven Neigung zu Justinen befangen, kaum zu gewahren schien. Der Fürstin war es natürlich nicht Ernst damit. Die Jugendliebe war längst vergessen. Keine warmen Anwandlungen mehr, keine Gemüthsblasen! Die leichte Natur hatte bei der Weltdame längst die Oberhand.

Selbſt die Mutterfreuden hatten Arabella's Weſen nicht eben gehoben. Einzig und allein des Morgens, wenn die Fürſtin mit der Mama beim zweiten Frühſtück ſaß, durfte ſich die Bonne mit dem kleinen Jagello zeigen. Das war ein reizendes Knäblein von nun anderthalb Jahren. Der Kleine ſtand aufrecht und fing bereits zu plappern an. Eine Stunde genügte der Dame, um ſich mit dem Kinde zu beſchäftigen; die nervöſe Großmama ließ es dann wegbringen, beſonders wenn der kleine Pole ein wenig zu rumoren anfing.

Hatte die fürſtliche Mama ihr einziges Kind (ſie wünſchte ſich und wollte kein zweites) ein wenig vernachläſſigt, ſo war eine junge Tante da, die den ſüßen Knaben mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit wartete und pflegte. Juſtine mußte ſich des Kindes um ſo mehr annehmen, da es ſonſt ausſchließlich der leichtfertigen franzöſiſchen Bonne überlaſſen blieb, die ſich ihr Amt ziemlich bequem zu machen verſtand. So war der Knabe halbe Tage im Boudoir der Tante, an der er weit mehr hing als an der Mama. In Juſtinens milder Gegenwart verhielt ſich das Kind ſtundenlang ruhig, ſtill und ſanft wie ein Lämmchen. Die Tante war's auch, die den Knaben einſchläferte und jeden

Morgen an seinem Bettchen den Moment abwartete, an dem er die Aeuglein aufschlug. Ihr galt sein erstes Lächeln, während die Mama den letzten Ball ausschlief, ihr streckte er die kleinen Aermchen entgegen, wenn sie das Netzgitter auseinander schob; und wenn sie ihn sorgsam aus dem Lager hob, da jauchzte das Knäblein und umklammerte den Hals der jungfräulichen zweiten Mutter. — Wär' es dem Ketzer Chalybeus vergönnt gewesen, einer derlei Scene als Zuschauer beiwohnen zu dürfen, wahrhaftig er hätte die Hände fromm gefaltet, um, gleich jenen Hirten an der Krippe, Maria mit dem Kindlein anzubeten.

Von den größeren Gesellschaften und Bällen suchte sich Justine möglichst fern zu halten; zum häuslichen Thee fand sie sich spät und zuletzt ein, besonders wenn Besuch kam, dem sie nicht eben geneigt war. Ihr niedliches Boudoir war ein Heiligthum, welches keiner der Salon-Habitués betreten durfte. Sie las viel und mit Auswahl, malte, musicirte, trieb die beiden Künste in echt künstlerischer Weise, ohne mit ihren Gaben glänzen zu wollen. Daß sie unsern beiden Freunden ab und zu eine Beethoven'sche Sonate vorspielte oder ihnen einen

Blick in ihre Aquarelle gönnte, durften ſich dieſe hoch anrechnen. Chalybeus, eben ſo unmuſikaliſch als unkünſtleriſch, war der feſten Ueberzeugung, die Comteſſe ſtehe als Virtuoſin weit über dem hochberühmten Liszt und ihre gemalten Blumen überträfen die der Natur.

Unter den vielen adeligen Beſuchern des Hauſes war es eigentlich nur Einer, an welchem Juſtine näheren Antheil nahm. Das Intereſſe war übrigens gegenſeitig. Baron Felix — wir verſchweigen mit Abſicht den Familiennamen — hatte in ſeinen jüngeren Jahren in verſchiedenen Bureaux gedient, um das Weſen und den Gang der Adminiſtration kennen zu lernen; ſpäter war er ausgetreten, da ihm ein bedeutendes Fideikommißgut anheimfiel. Nun war er wohl auch in der Lage, das Mädchen heimführen zu können, das ausgezeichnete Weſen, an welchem er ſeit Jahren hing, wie das Bürgermädchen an ihm. Seine hochadligen Verwandten waren natürlich gegen eine derlei Mesalliance. Sie dachten ihm eine junge, ſchöne und reiche Comteſſe zuzuführen — der Liebende blieb aber ſtandhaft und zuckte nur die Achſel über die Drohung, die „Geſellſchaft“ werde in Zukunft allen Verkehr mit ihm abbrechen.

Dieſe ſociale Grauſamkeit gelangte jedoch nicht zur Ausführung, da das liebe Mädchen, kaum Braut geworden, erkrankte und ſtarb.

Von dem Momente an zog ſich Baron Felix auf ſein Erbgut zurück, deſſen Verwaltung er ſich die nächſten Jahre angelegen ſein ließ; dabei trieb er nationalökonomiſche und politiſche Studien, friſchte ſich zeitweiſe durch Reiſen auf. Man weiß nicht, was ihn zuletzt beſtimmte, wieder in Staatsdienſte zu treten. Dermalen war er Hofrath im Miniſterium des Aeußern. Jeden Gehalt hatte er abgelehnt. Graf Lothar hatte ſeinen „Chef" zuerſt in's Haus gebracht — den „geheimen Hofrath," wie man ihn zu nennen pflegte. Man wollte auch wiſſen, daß Fürſt Metternich große Stücke auf ihn hielt und Manches mit ihm beſprach, was über die gewöhnlichen Amts- und Alltagsgeſchäfte weit hinausreichte.

Seinem Vorſatz, ledig zu bleiben, war der Baron bisher treu geblieben. Das hinderte aber nicht, daß die adeligen Familien, welche heirathsfähige Töcher beſaßen, wohl auch die Töchter ſelbſt, den Mann noch immer als Epouſeur in's Auge faßten. Daß er bereits ziemlich hoch in den Dreißigern ſtand, erſchien als kein

Hinderniß. Baron Felix war ein ſtattlicher Mann von einnehmenden Geſichtszügen und den feinſten Geſellſchaftsformen. Ueber ſeine ganze Perſon war, überdies ein gewiſſes geheimnißvolles Etwas ausgebreitet oder man legte es hinein. Daß er nach dem Verluſte ſeiner Braut alle, auch die vortheilhafteſten Partien ausgeſchlagen, verlieh ihm in den Augen der Damenwelt ein beſonderes Relief; doch gab noch immer manche, ſogar blutjunge Schöne die Hoffnung nicht auf, dieſen ſeltenen Paradiesvogel gelegentlich einzufangen.

Der geheime Hofrath ſtellte ſich zur Theeſtunde immer häufiger bei den Weißenſteins ein. Der hochgebildete Mann wußte eine Converſation zu führen und war in allen Satteln gerecht. Da er einen hübſchen Theil der Welt geſehen hatte und ein guter Erzähler war, ſo theilte er von ſeinen Reiſen mit, woran die Damen etwa Antheil nehmen konnten. Die ſinnige Juſtine mit den großen myſteriöſen Augen fragte nachträglich um dieſes und jenes zu ihrer Belehrung. Der Baron gab bereitwilligſten Aufſchluß. Das junge Mädchen hatte entſchieden das Intereſſe des ernſten und erfahrenen Mannes auf ſich gezogen. Sowohl die Gräfin Mama als die Fürſtin Tochter waren entzückt von ihm.

Bei einem Vormittagsbesuche fand er Justinen allein zu Hause, die ihn ausnahmsweise in ihrem Boudoir empfing. Es entspann sich ein längeres Gespräch zwischen ihnen und die Comtesse gestand ihm bald mit allem Freimuth, daß sie die Unterhaltung mit ernsten Männern, mit — — sie stockte.

„Sie ziehen die Unterhaltung mit reiferen Männern vor?" ergänzte der Baron lächelnd.

„Ist die Reife ein Tadel?" faßte sich Justine. „Ich bin freilich selber noch unreif. Aber diese Gräfleins, Attachés und Lieutenants, unser gewöhnlicher Umgang, sind, bei Gott, noch weit unfertiger, als ich selbst."

„Sie irren, liebe Comtesse!" erwiderte der Baron freundlich. „Diese Herrchen sind, was sie sind, und bleiben ihr Lebelang, was sie waren. Ein ordentlicher Mensch hingegen wird niemals mit sich selber fertig."

Justine bedachte sich. „Das mahnt an einen Spruch, den ich irgendwo vernommen habe," sagte sie nach einer kleiner Pause.

„Und welcher lautet?"

„Ein guter Mensch fängt immer wieder von vorne an. Aber im Lateinischen klingt das besser."

„Semper bonus homo tiro est,“ ſtellte der Baron den Urtext her. „Und wer hat Ihnen das citirt?“ fragte er. „Gewiß kein Attaché!“

„Weit davon!“ erwiderte ſie. „Der Güterverwalter meines Vaters.“

„Noch ein junger Mann?“

„Er war der Jugendgeſpiele meiner Schweſter und hat mich aufwachſen ſehen.“

Juſtine erzählte nun von Carl Günter und ſeinem Freunde Chalybeus, den ſie beſonders herausſtrich, ſein Wiſſen, wie ſeine Gutmüthigkeit. „Er iſt der kindlichſte Gelehrte von der Welt,“ hieß es, „oder eigentlich ein gelehrtes großes Kind.“

Der Baron war artig genug, ſeinen Wunſch auszuſprechen, die jungen Leute kennen zu lernen, die Comteſſe erbot ſich freudig zur Vermittlerin. — Das Eis war gebrochen.

An einem Ballabend, extra muros, von welchem ſich Juſtine loszumachen wußte, empfing ſie den neuen Freund nur in Geſellſchaft ihrer beiden Freunde, mit denen ſich der Baron gleich beim erſten Zuſammentreffen höchſt freundlich und wohlwollend benahm. Der kleine Kreis war bald aneinander gewöhnt. Auch die Fürſtin

fand ſich bisweilen an einem der „ſtillen Abende“ ein und an Stoff zur Unterhaltung fehlte es nie. Chalybeus bat die Comteſſe gelegentlich um eine der ſchönen Sonaten, deren Vortrag der Baron großen Beifall ſpendete, ſich auch über die Compoſition als Kenner äußerte.

„Sie ſind gewiß ſelber muſikaliſch?“ fragte Juſtine.

„Ein wenig. Ich klimpere Klavier. Mit der Geige geht's aber etwas beſſer.“

Man ließ nicht ab, bis die Violine in's Haus kam. Die Beethoven'ſchen Duos begeiſterten den unmuſikaliſchen Chalybeus — doch nur wegen des Klavierparts der Comteſſe.

Wenn der neue Hausfreund allgemein gefiel, ſo blieb es nicht unbemerkt, daß er und Juſtine ſich gegenſeitig beſonders zuſagten, was ſie auch gar nicht zu verbergen ſuchten. Mit den beiden jungen Leuten benahm ſich die Comteſſe immer freundlich, wohl auch zutraulich — aber ſie lief ihnen nicht freudig entgegen, wenn ſie in's Zimmer traten, wie dem Baron, ſie drängte nicht ſo ſehr auf das Wiederkommen, wie bei ihm. Auch in den kleinen Zuſammenkünften wandte ſie faſt ausſchließlich das Wort an ihn und hing wie an ſeinen Lippen; lud ihn die Mama zu Tiſch, ſo ſaß ſie an ſeiner Seite,

und das Theater beſuchte ſie nur dann, wenn ſie gewiß war, der Baron werde ſie in der Loge aufſuchen.

Alle dieſe kleinen Zeichen einer vielleicht keimenden Neigung des ſonſt wenig expanſiven Mädchens entgingen weder der Mutter noch der Schweſter. Die Damen ſchienen auch kein Mißfallen darüber zu empfinden.

„Wenn er jünger wäre!“ meinte die Mama.

„Kein Mann iſt alt!“ bemerkte die Fürſtin Tochter. „Und er hat ſich conſervirt. Er ſieht mit ſeinen ſechs- oder ſiebenunddreißig jünger aus, als mein Mann.“

„Du meinſt alſo? Und Du glaubſt, er würde Ernſt machen?“

„Ueber ihn iſt kein Zweifel. Es kommt nur auf die Schweſter an. Die iſt freilich unberechenbar!“

„Und noch ſo jung! Nicht viel über ſechszehn.“

„Aber eine halbe Gelehrte, eine Künſtlerin! Die reifen frühzeitig.“

„Du meinſt alſo wirklich?“

„Ich meine, Mama, daß die Schweſter im Stande wäre, ſchließlich Stiftsdame zu werden, wenn ſie nicht bald heirathet. Sie hat's zwar halb und halb verſchworen, doch das giebt ſich. Malheur à l'homme seul! Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Das gilt

auch für den Andern. Er iſt in dem Alter, wo man kritiſch wird, ſie in den Jahren, von denen die Mädchen glauben, ſie würden kein Ende nehmen. Im Uebrigen," ſetzte ſie halb ironiſch hinzu, „iſt der Baron ein ſentimentaler Sonderling wie unſer Charles Günter, die Juſtine eine Idealiſtin — das giebt, wenn irgend Eines, ein paſſendes Paar."

Erstes Capitel.

Ein guter Oesterreicher.

A ogni bell' animo
La patria è cara,
Senza il publico
La vita è amara.
Il Folleto.

Carl Günter hatte sich inzwischen in verschiedenen Gesellschaftskreisen herumgetrieben und ward allenthalben gern gesehen. So hatte auch die Tochter eines reichen Banquiers, eine viel umworbene Schöne, an dem jungen Mann ersichtlich Gefallen gefunden, und er selbst fühlte sich nichts weniger als unbehaglich in dem Umgang mit dem eben so geistreichen als reizenden Mädchen. Da nun auch die Eltern — und zwar der Vater zumeist, der mit den Weißensteins in Geschäftsverbindung stand — dem gräflichen Güterverwalter nicht wenig Aufmerksamkeiten erwiesen, so lag der Gedanke einer Verbindung der beiden jungen Leute nicht allzufern. Die Kunde dieses „Verhältnisses" war auch in das gräfliche Haus gedrungen. Als nun Günter eines Tages dem Obersten seinen Monatsbericht über Zustand und Ertrag der

Herrſchaften abgeſtattet und das Haus eben verlaſſen wollte, da trat ihm Gräfin Helene entgegen.

„Wohin ſo eilig, mein junger Freund?“ ſprach ſie ihn an. „Soll ich rathen? Gewiß zu ihr?“

Günter blickte ſie verwundert an.

„Gräfin meinen?“

„Verſtellen Sie ſich nicht, lieber Charles! Ihre ſchöne Jüdin, man weiß ja.“

„Warum nennen Sie ſie mein, gnädige Frau?“ ſagte Günter, etwas aufwallend. „Und Jüdin oder nicht! Sie iſt ein ausgezeichnetes Mädchen. Was kümmert mich der Stamm, dem ſie angehört!“

„Ich wollte Ihnen nichts Unangenehmes ſagen, junger Herr!“ beſchwichtigte ihn die Dame. „Aber ein Rath, eine kleine Warnung darf der älteren und erfahrenern Frau doch wohl geſtattet ſein,“ fügte ſie nicht ohne kleine Aufregung hinzu. „Ich kenne die Gefahren gewiſſer Coterien. Darauf wollt' ich Sie aufmerkſam machen. Will ſie ſich wirklich taufen laſſen? Und Ihretwegen?“

„Ich zweifle, daß ſie daran denkt, noch wüßte ich, wie ich dazu käme, oder irgend ein Recht hätte, dergleichen von ihr zu verlangen,“ verſetzte Günter ziemlich trocken.

„Desto beſſer!“ ſagte die Gräfin lebhaft. „Glauben Sie mir, mein Freund, wer eine Jüdin heirathet (die Taufe zählt nicht), der bekommt das ganze Judenthum mit in Kauf, denn ſie ſind alle unter einander verwandt oder verſchwägert und halten zuſammen, wie die Kletten. Ein Chriſt taugt auch nun und nimmer zu den Leuten. Die warten noch immer auf ihren Meſſias und wir, Gottlob, haben den Erlöſer längſt.“

Der junge Mann war höchlich erzürnt über die Intoleranz und Vornirtheit der frömmelnden Ariſtokratin. Im Aerger begab er ſich ſchnurſtracks zu der Schönen, die man ihm hatte verleiden wollen. Allein der Abend war ſchlecht gewählt. An dem hohen iſraelitiſchen Feſttage hatte ſich nämlich eine große Anzahl Gäſte, die Hüte auf den Köpfen, bei dem Banquier, zugleich Vorſteher der Gemeinde, zu dem ſogenannten „Anbeißen“ verſammelt, als der junge Günter eintrat und über die Feierlichkeit ſtutzte. So freundlich man ihn auch aufnahm und ihn mit zu Tiſche lud, ſo fühlte er ſich doch unbehaglich, war wortkarg, ſelbſt gegen das holde Mädchen, dem er es beinahe übel nahm, daß es ihm, um ſich vorurtheilsfrei zu erweiſen, Scherze und Witze über das nationale Feſt in's Ohr raunte. So

viel iſt gewiß, daß ſich Günter von der Stunde an weit ſeltener in dem Hauſe blicken ließ; auch war er nicht mehr im Stande, die ſtark ausgeſprochenen orientaliſchen Geſichtszüge des Mädchens als eigentlich ſchöne zu empfinden. So hängen wir ſchwachen Sterblichen von Zufälligkeiten und äußeren Sinneseindrücken ab.

Eine Art Hypochondrie hatte ſich Günters bemächtigt. Die Stellung im gräflichen Hauſe wurde ihm peinlich, das zerfahrene Wiener Leben machte ihm Unbehagen. Eine Reihe literariſch-politiſcher Artikel, die er mit Feuereifer begonnen, harrte der Fortſetzung; ſie erſchienen ihm unbedeutend und ſchaal — und wozu ſollten ſie führen? Hier ändert ſich ja, beſſert ſich nichts. — Der Frühling mahnte ihn an ſeine Pflichten. Der Oberverwalter ſollte nach Steiermark zurück, um für einen Fremden zu wirthſchaften, zu ſäen und zu ernten. Iſt das ein Lebensziel? Er dachte daran, ſeine Dienſtbarkeit aufzugeben, das väterliche Erbe flüſſig zu machen, ſich auf irgend einer deutſchen Univerſität zu habilitiren. Aus Wien wollte er, mußte er fort. Der Gedanke, gänzlich und für immer auszuwandern, vielleicht nach Texas, auf ſein Eigen, war ihm wiederholt vor der Seele aufgetaucht.

„Fort in die Wildniß! In ein einsames Blockhaus!“ rief er aus, indem er in seiner Stube mit großen Schritten auf und ab ging.

„Was soll ich hier? Was soll ich in Oesterreich? Was ist ein Oesterreicher, wenn er nicht wenigstens Baron oder Hofrath ist?“

Dieser Schmerzensausruf aus einem Winkel seines Herzens giebt zu denken.

Chalybeus trat aus dem Seitenzimmer heraus, einen funkelnden Cylinder in der Hand. Er trug auch einen neuen, doch fast unmöglichen Frack, mit überaus langen und spitzen Schößen und weit abstehendem Kragen, hatte eine steife weiße Cravatte umgeschnallt, sein mächtiges Piedestal war in wirkliche Lackstiefel eingepreßt und er eben mit der sauren, aber vermuthlich vergeblichen Arbeit beschäftigt, die widerstrebenden Finger einer gewaltigen Hand in Glaçehandschuhe von der höchsten Nummer einzuzwängen. Günter betrachtete den metamorphosirten Freund mit sichtlichem Erstaunen.

„Gelt, ich präsentire mich nicht übel?“ sagte dieser wohlgefällig, dabei an den Zimmerschrank gelehnt und einen Fuß nach dem andern abwechselnd emporgehoben, zeitweise Erleichterung suchend, da ihn die ungewohnte

moderne Fußbekleidung mehr als billig preßte und brannte.

„Und was Du an mir siehst, ist Alles verdient und baar bezahlt, nichts auf Puff gemacht“ — wurde nicht ohne Selbstgefühl versichert. — „Ich habe durch volle sechs Wochen in der Hofbibliothek wie ein Roß gearbeitet, einen Wust Manuscript für den Fürsten Lichnowski excerpirt. Es ist nachträglicher Ballast zu seiner österreichischen Geschichte. — „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“ — Ich bin so der literarische Handlanger für den historischen Literaten. Nun, der Herr bezahlt wenigstens gut.“

„Ai!“ ächzte er. — Die Manipulation mit dem Fußwechsel und die Versuche mit den Handschuhen wurden fortgesetzt.

„Und für wen hast Du Dich denn eigentlich so in's Zeug geworfen?“ fragte Günter, der die Antwort voraus wußte.

„Für wen? Ist heute nicht Donnerstag? Musikalischer Theeabend bei der Comtesse? Auch der Herr Hofrath wird sich einfinden. — Endlich hab' ich's bezwungen!“ rief er freudig aus. Die rechte Hand stak wirklich fest in dem Handschuh, der leider auf dem

Handrücken gesprungen und weit aufgeklafft war. Chalybeus betrachtete den Riß mit Wehmuth. — „Pah! Die liebe Comteſſe wird mit dem guten Willen vorlieb nehmen," — faßte er ſich, gemüthlich lächelnd.

„Ihr zu Liebe haſt Du Dich alſo in einen Stutzer umgewandelt?"

„Was Stutzer! Mein alter Leibrock war längſt fadenſcheinig. Und wenn man unter Leute kommt! Der Frack iſt ja bei Euch Wienern ein ſociales Poſtulat. Aber es wird ſpät, es dunkelt längſt. Gehen wir?"

„Einen Moment!" hielt ihn Günter zurück. „Höre, Du haſt ein Geheimniß vor mir."

„Ich, Bruder? Mein Herz liegt vor Niemand ſo offen wie vor Dir!" betheuerte der wackere Freund.

„Und doch fand ich Dich ein paar Mal allein bei der Comteſſe. Ihr wart Beide verlegen, und ich hatte wohl bemerkt, wie man, als ich eintrat, ein Buch bei Seite ſchob."

„S' iſt wahr, ich leſe ihr bisweilen vor," geſtand Chalybeus zögernd.

„Und ich darf nicht erfahren, worin die Lectüre beſteht?" wurde weiter inquirirt.

„Hm! ausdrücklich verboten hat ſie's nicht. Nur

Baron Felix ſoll's nicht wiſſen. Wir leſen das Leben Jeſu von Strauß. Ich erkläre ihr die ſchwierigen oder zweifelhaften Stellen. Aber ſie faßt Alles ſo ſchnell auf, macht auch ſo kluge, ſo feine Zwiſchenbemerkungen. S' iſt eine Luſt mit ihr!"

„Das Leben Jeſu! Die Religion! Das iſt's alſo, was ſie beſchäftigt? Mit mir vermeidet ſie das Capitel ſeit Scharfenſtein."

„Gehen wir endlich?" rief Chalybeus ungeduldig, zugleich innerlich zufrieden, weil er ſich den linken Handſchuh zur Noth angepaßt. Nur einige Nähte hatten dabei gekracht.

„Gehen wir alſo?

„Geh' nur voraus, ich komme nach."

Chalybeus betrachtete noch ein Mal aufmerkſam die Handſchuhſpalte. „Unſere Zimmerfrau muß mir das Zeug an der Hand ſelber zuſammen flicken," ſagte er und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„Das Leben Jeſu!" wiederholte Günter nachdenklich. „Ein eigenes Mädchen! Warum verſchwieg ſie mir's?"

* * *

Baron Felix und Juſtine ſaßen im Boudoir in traulichen Geſprächen, entre chien et loup. Der Bediente brachte die Lampe.

„Schon ſo ſpät!“ rief Juſtine, mit einem Blick nach der Uhr am Kamin.

„Sie erwarten Ihre jungen Freunde?“

„Es iſt vielleicht einer der letzten Abende, den ſie mit uns zubringen werden. Günter muß nach unſerem Scharfenſtein zurück.“

„Und der philologiſche Rieſe begleitet ihn?“

„Da ſie unzertrennlich von einander ſind.“

„Dieſe gelehrten Landbauern?“ ſagte der Baron lächelnd. „Aufrichtig geſagt, liebe Freundin,“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „ich beſorge faſt, dieſe braven und tüchtigen jungen Leute ſind in Gefahr, ihr Leben zu verzetteln.“

„Carl? Nicht wahr?“ erwiederte ſie lebhaft. „Carl Günter?“ verbeſſerte ſie ſich und ging ſo raſch auf die Bemerkung des Freundes ein, als hätte ſie längſt im Stillen gewünſcht, auf den Gegenſtand gebracht zu werden. Der junge Günter ſei zwar im Dienſte ihrer Familie und fülle gewiß ſeinen Platz aus, doch ſei er wohl zu Anderem, zu Beſſerem berufen —

ſuchte ſie dem Baron auseinander zu ſetzen. Seine eigentliche Sendung ſei die des Gelehrten, vielleicht des Schriftſtellers. An Geiſt und Talent fehle es gewiß nicht. Sie kenne Aufſätze von ihm, die an Gehalt und Form nichts zu wünſchen übrig ließen. Und das Feuer, die Glut —

„Und der Radikalismus!“ ergänzte der Baron, da ſie inne hielt.

„Wie? Sie wiſſen alſo?“ hauchte Juſtine, wie erſchrocken.

„Man muthet uns zu, mit Beihilfe der Polizei allwiſſend zu ſein,“ ſcherzte der geheime Hofrath. „Und etwas iſt daran. — Unlängſt ſind gewiſſe anonyme Artikel über Oeſterreich und ſeine künftige Geſtaltung in einem deutſchen demokratiſchen Blatte erſchienen, welche einiges Aufſehen machten. Hohe Perſonen ſind darin kenntlich genug bezeichnet und nicht ganz ſäuberlich behandelt. — Fürſt Metternich wollte wiſſen, wer der Verfaſſer ſei. Ein gewiſſer Rucicka hat das herausgebracht. Euer Carl Günter hat die allerdings feurigen, aber auch unvorſichtigen Artikel geſchrieben.“

„Mein Gott! Es wird ihm Ungelegenheiten verursachen," rief Juſtine aus, die ſinnigen Augen wie Hilfe ſuchend auf den Freund gerichtet.

„Beruhigen Sie ſich!" erwiderte dieſer. „Wir ſind nicht gar ſo ſchlimm, als uns Ihr Schützling abſchildert. Die Sache liegt übrigens in meinen Händen. Wenn ich Ihnen darüber insgeheim ſpreche — und nur Ihnen — ſo iſt es, weil ich's mit dem jungen Mann gut meine. Sie vermögen etwas über ihn. Verſchweigen Sie dem Verfaſſer, daß er errathen iſt, doch ſuchen Sie ihn von ähnlicher Schriftſtellerei abzuhalten und die Geſchichte ſoll vergeſſen ſein."

„Vergeſſen!" rief die Comteſſe wie ſchmerzlich aus. „Glauben Sie, daß er vergißt, was ihn, was alle Beſſeren hier bedrückt? Gehört nicht mein eigener Vater unter die Unzufriedenen? Wie wollen Sie dem jungen Manne ſein zuletzt patriotiſches Streben übel nehmen? Günter hat geſchrieben, er wird ſchreiben, ja er ſoll ſchreiben! Er kann, er darf das nicht aufgeben. Zuletzt wird er ſein Vaterland aufgeben, an dem er leidet. Ich weiß, daß er Aehnliches im Sinne hat. Längſt wollt' ich Ihnen davon ſprechen. Doch was vermag ich über ihn, ein Mädchen! Nur Sie können helfen,

ein Mann wie Sie, erfahren, mäßig, ohne Vorurtheile! Verſchaffen Sie ihm eine Stellung, in der er wirken kann, eine Wirkſamkeit, die ſeiner würdig iſt, nur ſo iſt er zu retten, nur ſo zu hindern, daß eine trefflich angelegte Natur ſich in Unmuth und Unthätigkeit aufzehre!"

Juſtine hatte ſich warm geſprochen, ihre Wangen glühten, ihre Augen ſprühten. So reizend war das junge Mädchen dem älteren Freunde noch nie erſchienen.

„Ich muß den Mann beneiden," — ſagte der Baron nach einer Pauſe, — „für den ſich ein Weſen Ihrer Art ſo lebhaft intereſſirt."

Die Comteſſe wollte etwas erwidern, doch eben trat Chalybeus in ſeinem neuen Glanze in den Salon. Man ſprach durch einige Zeit von gleichgültigen Dingen. Juſtine ließ auch die Herren für einen Moment allein, um dem Kammerdiener im Nebenſalon einen Auftrag zu ertheilen.

„Unter Anderm, Herr Doctor," — ſagte der Baron, — „mein Freund Lichnowski iſt entzückt von Ihren Excerpten, von der genauen und gewiſſenhaften Arbeit."

„Ja, eine Arbeit war's, Herr Baron, eine wahre gelehrte Frohnarbeit!" verſetzte Chalybeus in guter Laune. „Und was hab' ich nicht Alles für Bücher und alte

dicke Manuscripte zusammen schleppen müssen! Ein onus multorum camelorum. Und das Alles durchzulesen, aus ganzen Folianten nur ein paar, zur Noth brauchbare halbe Seiten voll auszuziehen, so succus et sanguis! Und zuletzt kam etwa heraus, daß Rudolf von Habsburg nicht am zwölften, sondern am dreizehnten Mai 1273 durch Raperswyl geritten, oder daß Maximilian der Erste in Auffer keine Gemsen, sondern simple Rehböcke geschossen, was er aber in seinen französischen, ein wenig unorthographischen Briefen an die Margarethe von Parma weislich verschwieg. Das waren so meine historischen Ausbeuten! Aber der Herr Fürst bezahlt das und wird wissen, wozu er die wichtigen Daten verwenden kann. Ich meinerseits gäbe keinen rothen Heller darum!"

„Ai!" ächzte er abermals, denn der Stiefel drückte auf's Neue und die flüchtig zusammengenähte Handschuhspalte klaffte noch viel weiter auf als unmittelbar nach dem Riß.

Die Comtesse und Günter traten mit einander in's Boudoir. — Der junge Mann hatte dem Baron gegenüber ein gemischtes Gefühl von Verlegenheit und Aerger. Der Hofrath und Vertraute Metternichs war dem Liberalen geradezu verhaßt; daß ihn der Baron so zuvor-

kommend behandelte, fiel ihm eigentlich unbequem und andererseits konnte er der Humanität, der Bildung wie den mannigfaltigen Kenntnissen des Beamten und Cavaliers seine Achtung nicht versagen. Wir vermuthen, daß das gute Verhältniß zwischen Comtesse Justine und Baron Felix nicht eben beitrug, ihm den Mann beliebter zu machen.

Chalybeus bat wie immer, um so einen „musikalischen Dualismus," wie er die Duo's zu bezeichnen pflegte. Die Comtesse spielte — das genügte ihm. Was sie spielte? Er wußte es nicht. Er hörte und sah nur sie. Darüber vergaß er auch alle seine Fuß- und Handschuhschmerzen.

Man saß später beim Thee und das Gespräch kam unvermerkt, wie von selbst, auf Politik. Justine warf einen ängstlichen Blick auf den Hofrath — sie kannte seine Scheu vor dem heiligen Gegenstand. Diesmal hatte er aber selber beiläufig den Anstoß gegeben, indem er ein Wort von bedeutenden Reformen fallen ließ, welche Oesterreich in Aussicht stünden. — Günter biß schweigend die Lippen zusammen. Chalybeus aber nickte beifällig mit dem Kopf, so gut es die steife Cravatte erlaubte.

„Da kann ich nur gratuliren," ſagte er, „wenn Sie ein ordentliches Oeſterreich zuſammen bringen."

„Jede Zeit hat ihre politiſchen Nothwendigkeiten," erklärte der Freund des Fürſten Metternich des Weiteren. „Auch der deutſche Bund war keine Schöpfung für die Ewigkeit und hätte nach der Meinung ſeines Stifters ſchon längſt gewiſſer Verbeſſerungen bedurft."

„Im Geiſte der Karlsbader Beſchlüſſe vermuthlich," murmelte Günter halb für ſich.

Juſtine ward abermals ängſtlich. Der Baron, zu Günter gewendet, fuhr weiter fort, als hätte er das „bei Seite" gar nicht vernommen. „Was vor einem Jahrzehnt taugte, hat ſich vielleicht in der Gegenwart überlebt. Man denkt auch daran, das Ausgegoltene in leiſen Uebergängen durch das paſſende Neue zu ergänzen, zu erſetzen, nur muß man nicht verlangen, daß die neue Schöpfung urplötzlich in einem Tage, in einer Stunde ſich geſtalte. Jede Frucht reife langſam, ſie ſchießt nicht aus dem Boden hervor, wie etwa Minerva aus Jupiters Haupte."

„Eile mit Weile, Herr Baron! Nur langſam voran! das war ja von jeher des Oeſterreichers Wahlſpruch," ſagte Chalybeus, mehr gutmüthig als ironiſch.

Carl Günter aber hielt sich nicht länger. „Ich denke, wir haben lange genug geduldig gewartet, Herr Hofrath," fuhr er heraus. „Vor mehr als dreißig Jahren hat man allen deutschen Staaten freie Verfassungen versprochen, und so auch unserem deutschen Oesterreich. Wahrhaftig, die Frucht hätte Zeit gehabt, zu reifen."

Justine saß auf Nadeln.

„Und wie denken Sie sich eine Verfassung für Oesterreich?" fragte der Baron, ruhig wie immer. „Ich setze voraus, daß ich einen Patrioten vor mir habe, einen guten Oesterreicher."

Günter schnellte auf, wie im Innersten getroffen. „Ein Patriot?" rief er — „ein guter Oesterreicher? Was ist das für ein Ding? Einer, der der Dynastie anhängt, vielleicht? — Nun, wir sind ein Volk mit andern Völkern, keines von ihnen denkt an Republik, ein Kaiser oder König mag sie regieren. Aber die Dynastie ist nur der Punkt auf dem J. Wo das rechte J fehlt, was hilft mir der Punkt? Ich bin ein guter Oesterreicher, wenn ich ein Oesterreich will, das sich zusammen faßt, ein Oesterreich, welches, deutschen Ursprungs, seines gebildeten Elements eingedenk, die mit

ihm verbundenen Nationalitäten damit zu befruchten und zu verquicken, sie hinan zu ziehen versteht. Das kann nur im Wege der Freiheit geschehen. Nur so wird aus diesem Völkermischmasch ein staatliches Ganze, ein wirkliches Oesterreich, ein Neugebilde, zu welchem sich keiner seiner Theile, wie wohl bisher, feindlich verhalten, sich vielmehr als gleichen und gleich-freien Mitbewohner des gemeinschaftlichen Hauses fühlen und betrachten wird."

Chalybeus murmelte der warmen jungen Rede stummen Beifall zu, Justine schaute den Redner mit glänzenden Augen an, warf dann einen fragenden Blick auf den Baron, welcher immer nur zu Günter gewendet, diesem gelassen erwiderte:

„Zu dem, was Sie da aussprachen, dürfte es wohl niemals kommen. Sie stellen ein staatliches Ideal auf, benennen es Oesterreich. In der Praxis würde sich dieses Gebilde wohl kaum als haltbar erweisen. Ihr Staatsschiff würde augenblicklich scheitern — und zwar an der Nationalitätenfrage. Kein Ungar und kein Czeche, geschweige ein Italiener, wird sich je dazu bequemen wollen, das zu werden, was Ihnen

vorzuſchweben ſcheint, nämlich ein Deutſch-Oeſterreicher."

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Baron!" rief Günter lebhaft aus — „nicht ich, Sie zertrümmern den Staat, den Sie mit regieren helfen. Wird kein Ganzes daraus, dann folgt die itio in partes. Der Zerfall ſteht vor der Thür."

„Und wohin ſollen wir fallen?" verſetzte der Gegner, der ſich nicht aufregen ließ. „Mailand und Venedig etwa ausgenommen, die ich Ihnen im ſchlimmſten Falle preis gebe, brauchen wir uns Alle gegenſeitig und kein Anderer könnte uns brauchen, keiner würde dem Andern Stücke von uns gönnen; der etwa haſtig Zugreifende riefe ganz Europa gegen ſich in Waffen. — Wir ſind nichts als ein Conglomerat. Zugegeben. Aber Jahrhunderte haben das zuſammengekittet. Wer zerreißt ein Petrefakt? Gerade daß wir ſind, wie wir ſind, das iſt unſer Beſtand, unſere Kraft. Und in dieſem Sinne wird das Wort immer gelten: „Oeſterreich iſt eine Nothwendigkeit."

„Wahrhaftig eine traurige!" platzte Günter heraus — „wenn es ſich fort und fort nur durch Hilfe der Polizei und des Abſolutismus erhalten kann!"

„Wer ſagt Ihnen das, mein junger Freund?“ beantwortete der Baron wohlwollend den vermuthlich auch auf den „Hofrath“ gemünzten Ausfall. „Sie wiſſen, ich bin ein unabhängiger Mann,“ erklärte er dem Gegner, „und diene freiwillig, weil ich mein Vaterland liebe und ihm meine noch ziemlich kräftigen Jahre gern zur Verfügung ſtelle, vorausgeſetzt, daß ich brauchbar bin und etwas zu leiſten finde, das der Mühe lohnt. Ich wiederhole Ihnen: unſer Reich bedarf einer Auffriſchung und ſo gilt es, die herannahende Kriſis vorzubereiten, die erſten Schritte bald und raſch zu thun. Darauf zielen auch alle meine Rathſchläge bei höher Stehenden als ich und es iſt Ausſicht, daß man ſie theilweiſe befolge. Dasjenige, was wir in's Leben rufen wollen, wird freilich bei Weitem nicht an Ihre kühnen Wünſche hinan reichen, aber der Anfang weiſt den Weg zum Ziel.“ Der Baron hielt ein wenig inne.

„Der Anfang iſt die Hälfte des Ganzen,“ überſetzte Chalybeus den bekannten griechiſchen Spruch.

Der Baron ergriff wieder das Wort. „Ich weiß durch unſere Freundin,“ ſagte er, zu Günter gewendet, „daß Sie eine gute Feder führen. Wollen Sie Ihre Talente für eine gute Sache verwenden?“

„Im Dienste der Regierung?“ fragte Günter aufblickend.

„Nein. Im Dienste der Wahrheit. Wenn Sie wirklich ein Oesterreich wollen, und nicht seinen Zerfall, so müssen Sie auch wünschen, es mit gestalten zu helfen. Die Presse ist eines der Mittel dazu und Sie haben Beruf zum Journalisten. Wollen Sie das Nähere erfahren, so besuchen Sie mich gelegentlich in meinem Bureau.“

Vor seinem Publikum soll man keine Geheimnisse haben und so sagen wir's denn gleich heraus, was der Baron und Hofrath im Sinne hatte, der in seiner Art kaum minder Idealist war als unser Carl Günter.

Der Vertraute des Fürsten Metternich war seit Jahren mit Fragen höherer Politik beschäftigt und in manche Geheimnisse der europäischen Kabinete eingeweiht. Sendungen nach Paris, London, Petersburg machten ihn auch mit den dortigen diplomatischen Persönlichkeiten bekannt; so kam er in ein ziemlich nahes Verhältniß mit Thiers und Guizot. Die Blicke des Hofraths wie des Staatskanzlers waren vorzugsweise nach Frankreich gerichtet. Die Ruhe und Ordnung dort erhalten und gesichert und Europa bleibt ruhig, hieß es. Doch gab

es in Paris ſtets neue Störungen, heftige Parteikämpfe, zeitweiſe Aufſtände. Gegen die Bourgeoiſie, die ſich zufrieden zeigte, drängte der vierte Stand, das Proletariat. „La majorité satisfaite et le pays mécontent, rien de plus dangereux," äußerte ſich zu Baron Felix ein geiſtreicher und einflußreicher pariſer Journaliſt. Ging es aber in der Seine-Stadt einmal ernſthaft los, rien de plus dangereux! Die Folgen für das übrige Europa ließen ſich dann kaum berechnen. Die wachſende Gährung in Deutſchland war nicht wegzuleugnen. Und Oeſterreich! So wenig der Hofrath, wie auch die Regierung, auf das Treiben und Drängen der niederöſterreichiſchen Stände geben mochten, ſo war's doch immer ein Anzeichen. Ein Funken kann zünden und Oeſterreich hat ſo viele Feinde. Und das Wort paßt nicht immer: „Viel Feind', viel Ehr'!" — Der Orient wird unheimlich und Rußland lauert.

Fürſt Metternich war klug, fein und liebenswürdig, doch nicht immer leicht zu behandeln. Man hatte häufig Mühe, im Verkehr mit ihm das Wort zu bekommen, ſchon weil er ſelber gerne ſprach und gut obendrein; da er aber ſeit Jahren auch ziemlich harthörig war, was er mit Geſchick zu verbergen wußte, ſo führte

er die Unterhaltung lieber allein und ließ den Andern zuhören, oder ihn höchstens in das Gespräch ein Wort hinein werfen, welches der Fürst auffaßte oder errieth und es zugleich zu einer unendlichen Gegenrede benützte. Was aber der Fürst am wenigsten hören mochte, waren Ideen, die von einem Andern kamen als von ihm selbst. Da war er vollkommen taub. Baron Felix wußte das und zögerte lange, mit einem Plan hervor zu rücken, den er längst im Stillen genährt hatte. Seit Jahren wurde gemunkelt, daß der König von Preußen im Schilde führe, seine Stände zusammen zu berufen, um mit ihnen ein Ding zu berathen, das etwa einer Verfassung gliche. Auf eine Constitution für Oesterreich anzutragen, dazu hatte nun der Hofrath wohl nicht den Muth, auch wär's jedenfalls ein Wasserschlag gewesen. Dagegen schlug er vor: ständische Ausschüsse aus allen Provinzen in Wien zu versammeln, ihnen das Budget, bereits ausgearbeitete Finanzprojekte, auch sonst verschiedenes Reformatorische vorzulegen, wie auch ihren Rath über etwaige Umänderung und Verbesserung der landständischen Verfassungen einzuholen. Ungarn blieb natürlich ausgenommen. Der Baron in seinem Idealismus wähnte, daß auf diesem Wege einer künftigen Um-

geſtaltung der Monarchie, auch einer freieren Bewegung in Preſſe und ſonſt vorgearbeitet werden könnte, zugleich werde dadurch der allgemeinen und von Tag zu Tag anwachſenden Unzufriedenheit ein mächtiger Damm vorgeſchoben. Es war im Grunde, was man halbe Maßregeln nennt, doch der Fürſt ging darauf ein. In unzähligen geheimen Unterredungen mit Baron Felix beſprach er die Sache in ſeiner Weiſe nach allen Seiten und war ſchließlich der feſten Ueberzeugung, der Gedanke ſei urſprünglich von ihm ausgegangen. Der Baron widerſprach dem nicht und meinte ſeine Sache nun um ſo mehr gewonnen. Doch weit davon! Der Staatskanzler machte tauſend Schwierigkeiten. Das Projekt verlange reichliche Ueberlegung, müſſe vor der Hand völlig geheim bleiben, ſchon des ängſtlichen Erzherzogs Ludwig wegen, den der Fürſt ſelber vorbereiten und Se. Kaiſerliche Hoheit erſt dann, wenn es an der Zeit ſei, völlig in die Sache einweihen wolle. So ſchleppte ſich's von Monat zu Monat. Der Baron wurde zuletzt ungeduldig und ſann auf einen Staatsſtreich. Eine Preſſion auf den ewig zögernden und ſchwatzenden Fürſten mußte ausgeübt werden. So kam er auf den Gedanken, das Geheimniß zu veröffentlichen, ſeine Ideen

in fortlaufenden Artikeln in deutschen Blättern dem Publikum mitzutheilen. Unserm Günter dachte er die Brouillons einzuhändigen, welche dieser stylistisch zu bearbeiten hätte. Der Hofrath wußte wohl, daß ihn ein so kühner Schritt um seine Stellung bringen könne, allein daraus machte er sich wenig.

Die jungen Leute hatten sich empfohlen. Der Baron, mit Justinen allein geblieben, griff nach seinem Hut und sagte: „Nun, Liebste, sind Sie mit mir zufrieden? Sie sehen, ich mein' es mit Ihrem jungen Freunde auf's Beste. Noch ist's kein guter Oesterreicher, aber ich hoffe, wir werden ihn dazu stempeln."

Zwölftes Capitel.

Der Abſchied.

Trau Deiner Schweſter, aber nicht zu viel.
Sprichwörtlich.

„Mama," sagte die Fürstin eines Morgens beim zweiten Frühstück, nachdem der lärmende kleine Jagello entfernt worden — „Mama, nun ist's hohe Zeit!"

„Zeit? Wofür, liebes Kind?" fragte Gräfin Helene, wie verwundert.

„Daß wir Ernst machen mit der Justine und dem Baron. Ich wiederhol' es Dir: entweder sie heirathet ihn oder sie wächst sich zur alten Jungfer aus."

„Du erschreckst mich! Woraus schließest Du?"

„Weil das kostbare Dämchen verliebt ist."

„In den Hofrath?"

„Beileibe. Der ist nur ihr Vertrauter, ohne daß er selber recht weiß, wozu er sich hergiebt. Sie benützt ihn zu Gunsten desjenigen, für den sie insgeheim schmachtet."

„Meine Juſtine?“ ſagte die Gräfin, wie ungläubig. „Eine geheime Liebſchaft? das ſieht ihr nicht ähnlich.“

„Sieht's mir ähnlich?“ fragte Arabella übermüthig. „Und doch war ich in den Menſchen vernarrt. Ihr hattet nur nichts bemerkt.“

„Was für ein Menſch?“

„Der nämliche, der's der Schweſter angethan, wie ſie ihm. Und mich hat er über das zimperliche Ding völlig vergeſſen. Das verzeih' ich ihm nie! Denn ich wäre doch, denk' ich, eines Erinnerns werth. Und nun geht er auf ſie über, ſie auf ihn! Es ſcheint, er iſt unſer Familien-Erbübel.“

„Was für ein er? Du machſt mich nervös, mein Herz,“ ſagte die Mama und fühlte nach der Seite. „Ich weiß nicht, von wem Du ſprichſt.“

„Von wem ſonſt als von Charles Günter?“

„Unſer Verwalter!“ rief die Gräfin mehr erſtaunt als erſchrocken aus. „Der's mit der hübſchen Jüdin hatte? Und der ſollte? — Sie ſollte? Nein, das iſt unmöglich, mein Kind!“ ſchloß ſie mit Ueberzeugung.

„Unmöglich, daß ſie ihn heirathet? Das verſteht ſich von ſelbſt. Aber gegen den Tod und gegen die

Liebe iſt nun einmal kein Kraut gewachſen. — Und Ihr ſelbſt tragt die Schuld, liebe Eltern. Warum habt Ihr das kranke unentwickelte Weſen einen Sommer über und länger mit den jungen Leuten auf dem Lande turnen und reiten laſſen! Da wird man freilich geſund — aber das Verliebtſein iſt eine neue und bisweilen unheilbare Krankheit."

„Ein paar Ex-Studenten! Die ſind ja sans conſequence," meinte die Gräfin. „Und er iſt nicht von Geburt, iſt in unſern Dienſten! Und das Mädchen ſollte? Nein, das iſt unmöglich, unmöglich!"

„Möglich oder nicht! Laß Dich nur nichts merken, Mama. Die Stine hat ihren Kopf und wo ſie Widerſtand gewahrt, da ſetzt ſie ihn auf — noch feſter auf. Aber laß mich nur machen. Wir thun nichts dergleichen. Iſt der Menſch erſt in Steiermark, gehen wir mit ihr nach Deinem Meidling. Einem zweiten Sommer mit ihm wäre ſie durchaus nicht gewachſen. Und binnen Jahr und Tag muß ſie verheirathet ſein! Den Baron nehm' ich auf mich. Ich weiß, wie ich ihn packe."

Im Frühjahr finden die Praterfahrten des Vormittags ſtatt. Gegen zwei Uhr trat die Fürſtin en mitoilette in das Boudoir ihrer Schweſter, um ſie abzu-

holen. Sie fand Juſtinen noch im Morgen-Negligé. Die Tante hielt ihren kleinen Neffen auf dem Schoß, dem ſie kolorirte Bilder wies und ihm erklärte: „Ein Haus, eine Maus — ein Soldat, ein Kroat.“

„Du nimmſt Dich meines wilden Burſchen an, das iſt hübſch von Dir,“ — ſagte die Fürſtin und ſetzte ſich zur Schweſter. „Aber laß jetzt das Kind. Wo iſt die Bonne?“ Sie wollte klingeln.

„Ich habe ihr erlaubt, ein paar Gänge oder Beſuche zu machen,“ — hielt ſie Juſtine ab — „ſo behalt ich den Knaben bei mir bis zu ihrer Rückkehr.“

„Der Flaps muß ſich immer auf der Straße herum treiben!“ ſagte die Fürſtin ärgerlich. „Es hilft nichts, wir müſſen ſie aus dem Hauſe jagen. — Du willſt alſo die Praterfahrt nicht mitmachen?“

„Heute nicht. Entſchuldige mich bei der Mama.“

Der Knabe, auf dem Schoß der Tante, war inzwiſchen eingeſchlummert.

„Er genirt Dich, uns beide,“ ſagte die Mutter. „Wir legen ihn dort auf's Canapee.“

„Bitte, bis er feſter ſchläft. Er liegt ſo bequem.“ Das Mädchen bemühte ſich, unbeweglich zu bleiben, um den kleinen Schläfer ja nicht zu ſtören.

„Du liebſt die Kinder? Wenn Du erſt ein eigenes hätteſt!“ meinte die Fürſtin.

„Was ſind das für Einfälle!“ ſagte Juſtine erröthend und wiegte den Kleinen ſanft.

Die Fürſtin betrachtete die Schweſter aufmerkſam. „Wie Dich das kleidet! Du ſiehſt auch prächtig aus, haſt ſo friſche Farben. Die Luft in Steiermark hat Dir angeſchlagen.“

„Ich kann auch den Mai kaum erwarten! Der Vater will mich wieder zu Frau Rüdiger bringen.“

„Vielleicht folgen wir Dir Alle — falls ſich die Mama bereden läßt,“ wurde einſchränkend beigefügt. — „Auch Baron Felix zeigt nicht übel Luſt, unſere Herrſchaft und unſer Schloß kennen zu lernen. Er hofft, Urlaub zu bekommen, für ein paar Wochen wenigſtens.“

„Das wäre ſchön,“ ſagte Juſtine und wehrte dem ſchlummernden Kinde die Fliegen ab.

„Ein merkwürdiger Mann, dieſer Felix!“ warf die Fürſtin hin.

„Ein ausgezeichneter Mann! Sein Wiſſen, ſeine großen Kenntniſſe —“

„Ich meine nicht das,“ unterbrach ſie die Fürſtin. „Aber daß er ſo einſam bleibt, in ſeinen Jahren. Zwar

eigentlich ſpricht das für ihn. Treue bis in das Grab iſt bei einem Manne eine Rarität. — Hat er Dir nie von ſeiner Braut geſprochen?"

„Ein einziges Mal. Und die Thränen kamen ihm dabei in die Augen. Es war gewiß ein vorzügliches Weſen."

„Möglich. Vermuthlich ſogar. — Weißt Du, was ihn zuerſt an Dir angezogen?"

Juſtine blickte auf, wie erwartend.

„Er fand in Deinen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit mit ſeiner — Marie, oder wie das Mädchen hieß. Du haſt auch, bemerkte er mir, ihren ſanften, dabei doch entſchiedenen Charakter."

„Es freut mich, wenn ein Mann, wie der Baron, Gutes an mir findet," erwiderte Juſtine völlig unbefangen."

Der Kammerdiener zeigte ſich an der Thür. Die Fürſtin ſtand auf. „François mahnt. Ich darf die Mama nicht warten laſſen. Adieu alſo!" Damit neigte ſie ſich zur Schweſter und küßte ſie auf die Stirn. Im Weggehen hielt ſie inne. „Eins noch, liebes Kind," ſagte ſie. „Der Baron nimmt Antheil an Dir — mit dem Herzen, mein' ich — das läßt ſich nicht wegläugnen. Bleibt Dein Herz kalt dabei, ſo ſcheint mir's gerathen,

eine Bekanntſchaft, die zu nichts führen würde, bei Zeiten abzubrechen. Denke darüber nach, prüfe Dein Inneres. Du biſt des würdigen Mannes werth und Dein Beſitz würde ihn glücklich machen. Das iſt meine Meinung über Euch Beide — doch meine liebe Schweſter hat zu entſcheiden, nicht ich."

Juſtine ſah der davon Eilenden beſtürzt, ja erſchrocken nach. — „Er liebt mich?" ſprach ſie zu ſich ſelbſt. „Darf man denn keinen Freund haben?"

Sie ſenkte das zarte Haupt, berührte mit leiſen Lippen den Mund des ſüß ſchlummernden Kindes und ſaß lange in Gedanken verloren.

Im April näherten ſich die Feſte der haute volée ihrem Ende. Ein großer Ball beim franzöſiſchen Botſchafter machte den Schluß. Fürſtin Arabella Sulkowska prangte da im vollſten Glanze ihrer Jugend und Schönheit und ihrer Brillanten. Auch die Toilette, eben ſo reich als geſchmackvoll, war für die Blondine paſſend in dunkeln Farben gewählt. Die brunette Schweſter ihr zur Seite ſtand aber durchaus nicht im Schatten. Das Ballkleid von weißem Atlas, der Korallenſchmuck und der Veilchenkranz auf dem glänzend dunkelbraunen Haupthaar eigneten ſich für das zarte junge Mädchen, welches

bald nach ſeinem Eintritt in die Säle von den jungen Cavalieren umdrängt wurde. Um die Fürſtin aber hatte ſich ein Kreis von höheren Diplomaten, Generälen nnd andern Würdenträgern gebildet. Die Dame kümmerte ſich wenig um die kleinen Attachés, Lieutenants und übrigen jungen Leute. Als Gemahlin eines Polen fühlte ſie ſich noch immer, troß der verunglückten Revolution, in einer Art von politiſcher Stellung.

Graf St. Aulaire, der liebenswürdige Hausherr, eröffnete den Ball mit der Fürſtin; ſie hatten in der Quadrille Juſtinen mit Baron Felix zum vis-à-vis. Als es ſpäter zum Walzer und zur Polka kam, zog ſich Arabella für einige Zeit zu den ältern Damen zurück, ſtreifte ſpäter am Arme des ruſſiſchen Botſchafters durch die Reihe der Säle. Das Paar begrüßte ſich im Vorübergehen mit Dieſem und Jenem, oder hielt bisweilen ein wenig inne, um die paar Worte de rigueur mit Bekannten und halb Bekannten zu wechſeln. Da erklang die Einladung zum Cotillon.

„Pardon, Excellence!“ ſagte die Fürſtin, ließ von dem Arme ihres Begleiters, eilte nach dem Tanzſalon, die Blicke hin- und herſendend, während die Tanzpaare ſich langſam zuſammen fanden. Die Dame ſchien nicht

zu finden, was ſie ſuchte. — Da trat die Schweſter am Arme eines ſchmucken Huſarenrittmeiſters in die Reihen ein. Der junge Mann war zugleich Vortänzer und ſuchte Ordnung zu machen.

Die Fürſtin ſchien etwas „desappointirt.“ (Wir wiſſen kein deutſches Wort dafür). Ihre Blicke ſuchten abermals und wendeten ſich zuletzt nach einem kleinen, nur matt erleuchteten Nebengemach, in welches man unmittelbar aus dem Tanzſaale gelangte. Ein einziger Herr ſaß darin an einem Tiſchchen, blätterte in den Albums und blickte dazwiſchen nach dem bunten Durcheinander da draußen. Der Herr war Baron Felix. Die Fürſtin trat langſam auf ihn zu.

„Bon soir, cher baron!“ Sie ſetzte ſich ihm zur Seite. „Der Walzer iſt vorüber wie die Polka,“ ſagte ſie. „Wollen Sie auch den Cotillon verſäumen?“

„Ich mache zur Noth eine Quadrille mit,“ — erwiderte der Baron. „Die jungen Tänze paſſen mir nicht mehr.“

„Weil Sie ein wenig über die Dreißig ſind?“ entgegnete Arabella achſelzuckend. „Sie ſind noch jung und friſch. Weit jünger, als unſere jeunesse dorée. — Den

Einen dort etwa ausgenommen" — bemerkte sie, nach dem Tanzsaal gewendet.

„Sie meinen den Grafen Arthur?" fragte der Baron, ihrem Blicke folgend.

„Den wunderhübschen Husaren, allerdings, der mit meiner Schwester den Reigen anführt. Sie hatte sich übrigens Besseres gehofft."

„Besseres?"

„Soll ich's verrathen? Ich weiß, was man erwartet hatte. Die Aufforderung eines gewissen morosen Freundes, der die lebhafteren Tänze etwas frühzeitig abgeschworen."

„Ich?" fuhr Baron Felix auf. „Ich sollte der Partner der jungen Comtesse sein?"

„Beim Cotillon. Warrm nicht? Das ist ein Tanz, der mehr zur Conversation eignet. Und was läßt sich mit einem Husaren viel discuriren? — Sie blickt auf uns herüber. Sehen Sie nur! Sie scheint verlegen."

„Weil sie gewahrt, daß wir von ihr sprechen."

„Ein anderes Thema also! — Bekommen Sie Urlaub für den Sommer?"

„Nicht auf eine Woche, nicht auf drei, auf zwei Tage!" wurde etwas verdrießlich erwidert. „Es liegen

Organisationsarbeiten vor, die leider meine Gegenwart hier schlechterdings erfordern."

„Jammerschade! Denn wenn wir unsere Zelte in Scharfenstein aufschlagen sollten, — zwar die Schwester gewiß!"

„Justine! So?"

„Aber dürfen wir sie allein in die Einsamkeit senden? Oder sollen wir sie Monate lang entbehren? Ein halbes Jahr vielleicht?"

„Wie? Ein ganzes halbes Jahr?

„Was sonst? Wie in der letzten Saison. Es ist ihr freilich nicht übel bekommen. — Scharfenstein taugt Ihnen also nicht? Ein Landaufenthalt überhaupt nicht?"

„Die fatale Staatskanzlei! Ich darf mich nicht von Wien entfernen. Doch hab' ich mir ein pied-à-terre in Hietzing vorbehalten. Früh Morgens herein, spät Abends zurück. Man schnappt ein bischen Luft, das ist Alles!"

„Nun, das trifft sich ja gut! Vielleicht werden wir Sommernachbarn."

„Wie denn das? Sie in Scharfenstein und ich" —

„Wir vermuthlich in Meidling auf der Villa, Sie in Hietzing. Das ist doch nahe genug? — Das Pro-

ject mit Steiermark ſchwankt noch. Die Mama kann die ſcharfe Luft dort nicht vertragen"

„Aber Juſtine?"

„Sie iſt jetzt friſch und geſund und wo wir's aushalten können, die ganze Familie, da ſeh' ich zuletzt nicht ein —"

„Sie wird uns alſo nicht verlaſſen?" fragte der Baron raſch. „Die Familie, mein' ich," ſetzte er hinzu.

„Sie" — betonte die Fürſtin — „wird weder uns, noch unſere Freunde verlaſſen — am wenigſten den, der uns am meiſten theuer iſt," ſagte ſie verbindlich und erhob ſich von ihrem Sitz wie auch der Baron. — „Der Cotillon iſt zu Ende. Wollen Sie die Schweſter nicht aufſuchen, ſich bei ihr entſchuldigen?"

„Sie dachte wirklich, daß ich ſie auffordern würde?" fragte der Baron lebhaft.

„Wer denn ſonſt? Der Huſar war nur ein pis-aller. Aber ſollte ſie ſitzen bleiben?"

„Wenn das iſt —"

Der Baron wollte augenblicklich in den Saal treten, beſann ſich aber und wendete ſich nach der Fürſtin zurück, um ihr mit einem halb verlegenen „pardon, princesse!" den Arm zu reichen.

„Wenn Sie mich über die Schweſter ein wenig vernachläſſigen, ſo will ich's Ihnen nicht nachtragen," — ſagte die Dame mit einem wohlwollenden Lächeln.

Beim Fortgehen trat ihnen Fürſt Metternich entgegen und mit dem Lorgnon hart auf Baron Felix zu. „C'est vous, que je cherche, mon ami!" ſagte er, und die Fürſtin gewahrend, ſetzte er mit Artigkeit hinzu: „Mais je vous dérange, chère princesse!"

„Pas du tout, Monseigneur! Nous ne nous sommes unis que pour nous séparer. Vous voyez bien!" Damit entzog ſie dem Baron den Arm.

„Rien donc qu'une douzaine de mots à lui dire, si vous permettez!"

„C'est à vous de commander, Altesse!" — Sie verneigte ſich tief vor dem Fürſten und flüſterte dem Baron im Abgehen zu: „Pauvre ami! Vous voilà captif. Je vous excuserai auprès d'elle!"

Der Staatskanzler zog den Baron in eine Ecke des kleinen Gemachs. „Une chose de la plus haute importance, mein lieber Hofrath" — ſagte er laut und glaubte zu flüſtern. So hielt er den Mann über eine Glockenſtunde feſt. Der Baron hörte nur mit halbem Ohr und als er endlich befreit war, beeilte er ſich, die

Comteſſe aufzuſuchen. Doch er fand nur die Fürſtin. Juſtine war mit der Mama bereits nach Hauſe gefahren. Die nervöſe Dame hatte die Hitze nnd den Blumenduft und Dunſt in den überfüllten Salons nicht länger aushalten können.

Fürſt Metternich und Graf St. Aulaire hielten ſpäter eine anfangs vertrauliche Converſation. Andere Diplomaten traten hinzu. Der Fürſt unterhielt ſich mit ihnen Allen bis vier Uhr Morgens, ſagte zuletzt beim allgemeinen Aufbruch den noch vorhandenen Damen eine Fülle von Artigkeiten und entwickelte überhaupt eine eben ſo erſtaunliche Ausdauer als blühende Redſeligkeit.

Ein ſtiller Abend in Juſtinens Boudoir kam nicht mehr zu Stande. Baron Felix war überbeſchäftigt, hatte keine freie Stunde; die jungen Leute ohne ihn zu empfangen, ſchien der Comteſſe nicht paſſend. Doch mußte es endlich zum Abſchied kommen. Günter und Chalybeus empfahlen ſich dem geſammten gräflichen Hauſe. Gräfin Helene benahm ſich überaus gnädig gegen beide, der Oberſt und der Dragoner gaben ſich einfach und herzlich wie immer, der diplomatiſche Graf Lothar war wenigſtens artig mit dem liberalen oder radikalen Paar, ſo widerhaarig es ihm auch längſt erſchienen ſein mochte.

Graf Guido war abwesend wie immer. Im Circus war heute Gala-Vorstellung und später Souper bei Lauretta, mit den Spitzen der Kunstreitergesellschaft.

Zuletzt blieben nur die beiden Schwestern und die beiden Freunde im Salon zurück. Die Fürstin hatte sich, besonders gegen Günter, ausnehmend freundlich erwiesen. Zu Chalybeus sagte sie: „Auch ich will in Scharfenstein Turnstunden nehmen. Sie sollen ja ein ausgezeichneter Lehrer und Meister sein."

Chalybeus verneigte sich stumm. Er war überhaupt heute von wenig Worten. Der Abschied von der Comtesse lag ihm zu schwer auf der Brust. — Auch Justine sprach wenig. Nur Arabella erhielt die Conversation aufrecht.

„Erinnern Sie sich noch" — wendete sie sich zu Günter — „welche artigen Sachen Sie mir vor Jahren vorgelesen? Ich war ein junges flüchtiges Ding, konnte nicht Alles auffassen. — Sie haben doch die Poesie nicht aufgegeben?"

„Die Poesie mich, liebe Fürstin!" erwiderte ihr Carl Günter.

„Freilich, Sie sind jetzt Landwirth. Da ist viel Prosa bei. — Ihr habt ja auf dem Lande auch Comödie gespielt?"

„Ein einziges Mal.“

„Das muß wieder! Schreiben Sie uns etwas. Oder wir ſpielen ein franzöſiſches proverbe von Muſſet oder Feuillet. Das ſind reizende Bagatellen. Und Sie helfen uns einſtudiren, machen den Regiſſeur, nicht wahr? Ich brenne vor Begierde, auf einem Podium zu ſtehen. Nur mit dem Auswendiglernen müſſen Sie mich nicht allzu ſehr plagen. Eine kleine Rolle! aber dankbar. Und nur nichts Sentimentales! Dafür iſt meine Schweſter. Luſtig oder heroiſch! Das iſt mein Fach. — Doch nun Adieu! Es wird ſpät und ich habe drei Bälle auszuſchlafen.“

„Kurz ſei der Abſchied für die lange Freundſchaft!“

citirte ſie mit Emphaſe, Carl Günter die Hand reichend.

„Sie hören, ich declamire erträglich. — Ihr zieht morgen ab? Glück auf die Reiſe alſo! Gute Nacht — und au revoir!“

Als die drei allein waren, entſtand zuerſt eine Pauſe. Chalybeus unterbrach die ängſtliche Stille.

„Comteſſe,“ — ſagte er, und weiter fehlte ihm das Wort. Die hellen Thränen floſſen dem Rieſen über die Augen. Er ſchämte ſich, ſie abzutrocknen.

„Lieber, lieber Chalybeus!“ ſagte Juſtine bewegt,

ihm die Hand reichend. „Mein wackerer, mein ehrlicher Freund!“

„Auf Tod und Leben!“ rief der Recke aus.

„Wer spricht von Tod? Wir sehen uns ja wieder. Und bald — recht bald!“

„Wir wollens hoffen!“ erwiderte Chalybeus gefaßt.

„Im wunderschönen Monat Mai!“

„Wenn Ihr Euch noch etwas zu sagen habt“ — fügte er halblaut hinzu, küßte Justinens beide Händchen und schlich zur Thür hinaus.

„Ein trefflicher Mensch! Eine goldene Seele!“ sagte Justine nach einer kleinen Pause.

„Er ist Alles, was ich habe — außer mir selbst,“ erklärte sich Günter über seinen Freund.

Neue Pause.

„Sie haben den Baron nicht im Bureau besucht?“ fragte sie endlich und setzte sich.

„Wozu? Der Herr Hofrath und ich taugen nicht für einander.“

„Wenn Sie einen Jeden zurückstoßen, der es gut mit Ihnen meint —“

Günter trat näher. — „Geh' ich Ihnen aus dem Wege, Justine? Oder Sie mir?“ sagte er sanft, ohne Vorwurf.

„Ich Ihnen? Wie so?“

„Sie laſen ein bedeutendes Buch mit meinem Freunde. Mir hatten Sie das verſchwiegen, mir nie darüber geſprochen. Bin ich einer Mittheilung nicht werth? Durfte nur er die ſtillen Gedanken erfahren, die Sie innerlichſt beſchäftigen? Nicht ich? Ich nicht?“

„Es iſt ein Mißverſtändniß!“ ſagte Juſtine lebhaft und raſch. „Setzen Sie ſich. Ich will es Ihnen erklären, Alles erklären.“

Günter rückte einen Seſſel zur Cauſeuſe, in welcher die Comteſſe ſaß und nahm ſtillſchweigend Platz.

„Sie erinnern ſich unſeres Geſpräches in Scharfenſtein?“ hub Juſtine an. „Es verfolgte mich die ganze Zeit her. Ein Menſch, der mir näher ſteht — und ein Gotteslängner! Ich konnte den Gedanken nicht los bekommen. — Und doch war ein Etwas in Ihren warmen Worten, das auch eine Saite in meinem Innern berührte, wenn ich gleich Ihre Hauptargumente ablehnen mußte, ohne ſie widerlegen zu können. Aber wer iſt im Recht? Er oder ich? hört' ich nicht auf, mich zu fragen.“

„Und mich fragten Sie nicht,“ unterbrach ſie Günter.

„Sie wollten mir meinen Gott nehmen. Konnt

ich mich an Sie wenden? Ich suchte nach Waffen zur Vertheidigung meiner Sache. So kam ich darauf, mich bei Büchern Raths zu erholen. Zuerst bei dem Buche der Bücher?"

„Sie lasen die Bibel?"

„Auch die Lessing'schen Fragmente und Schleiermacher und Vieles noch, und ward nur immer verwirrter."

„Armes Kind!"

„Ich sprach zuletzt mit Chalybeus über den Gegenstand und fand eine Art Deisten an ihm. Er war's auch, der mir das „Leben Jesu" anrieth."

„Und das verwirrte Sie noch mehr?"

„Nein. Im Gegentheil. Der klare kritische, auch historische Geist klärte mich über Manches auf, worüber ich bisher im Dunkel schwebte. Meinen Glauben hielt ich zwar fest, doch mancher Aberglaube schwand. — Es giebt keine Ereignisse, keine Erscheinungen außer oder über der Natur, mußt' ich mir zuletzt sagen, auch erinnerte ich mich des Wortes: „Geheimnisse sind keine Wunder." — Daß die Welt ist, daß wir sind, ist das größte, das einzige Wunder und die Naturgesetze sind unwandelbar. — Sie hören, wir nähern uns einander."

„Vortrefflich! — Aber die Offenbarung! Ihr Gottessohn?“

„Iſt Jeſus wirklich nur der reinſte Menſch —“ wollte die ſchöne Grüblerin weiter documentiren.

Günter ließ ſie nicht ausreden. „Das iſt er!“ rief er lebhaft aus. „Und wollten doch die übrigen Menſchen ſich ihn wirklich zum Vorbild nehmen, ſich zur reinen Menſchheit erheben, nach ſeiner Lehre, ſeinem Beiſpiel! Die Menſchengleichheit iſt der große Inhalt ſeines Evangeliums und das ſchöne Wort: „Liebet Euch!“ ſein holdeſtes Vermächtniß.“

Die Comteſſe ſchien das zu überhören. — „Folgt aus alledem, daß es keinen Gott giebt?“ fragte ſie. „Auch mein Autor iſt gläubig.“

„Der proteſtantiſche Geiſtliche iſt noch nicht völlig aus der Schale der Dogmatik herausgekrochen,“ meinte Günter. „Auch bleibt dem trefflichen Manne ſein letztes Wort noch auszuſprechen. — Wir Beide nähern uns alſo?“

„Nur einen Schritt. Eine Kluft zwiſchen uns, ein Abgrund! Ihr Atheismus hält uns noch weit auseinander.“

„Wollen wir Gott mit einander ſuchen?“ forderte er das liebe Mädchen auf.

Juſtine erhob ſich von ihrem Sitze, wie auch Günter. „Genug über den Gegenſtand!“ ſagte ſie. „Anſichten und Glaubensunterſchiede ſollen die Freunde nicht mehr auseinander bringen. Und damit ſei's abgethan!“ — Sie reichte ihm freundlich die Hand.

„Der Ketzer hat alſo ſeine Abſolution?“ fragte Günter in munterer Weiſe.

„Was will man thun? Nicht jeder Saulus wird zum Paulus!“ erwiderte die Comteſſe in ähnlichem Ton. „Doch es wird ſpät. Hohe Zeit, daß wir ſcheiden. Wenn die Schweſter wüßte, daß wir uns bis nahe an Mitternacht in religiöſe Subtilitäten verirren!“ bemerkte ſie, halb ſcherzend. — „Auf Wiederſehen alſo, über ein Kurzes!“

„Sind Sie davon überzeugt?“ fragte Günter wie zweifelnd. „Werden wir uns in Steiermark wirklich zuſammen finden?“

„Nicht ſo ungeſtört, wie das erſte Mal. Mama und Schweſter werden von der Geſellſchaft ſein.“

„Aufrichtig, liebe Juſtine! Ich traue Ihrer Schweſter nicht. Sie iſt falſch.“

„Eigentlich nicht. Nur gar zu poſitiv. Sie duldet kein zweifelhaftes Verhältniß, iſt die Feindin aller „dun-

keln Gefühle", wie ſie's nennt. Eins noch, mein Freund! Der Baron kam Ihnen ſo wohlwollend entgegen. Sie wollen ſeine Freundlichkeit nicht erwidern?"

Günters Stirne runzelte ſich. „Wozu ſoll das führen?" ſagte er.

„Vielleicht zu etwas Gutem! Baron Felix kann Ihnen in Manchem an die Hand gehen. Auch ich lerne von dem älteren und erfahrenen Manne. Ich halte ihn werth. Er kommt mir — gleich nach Ihnen. Darum iſt es mir nicht lieb, daß Sie ihn vermeiden."

„Iſt es Ihr Wunſch, ſo ſuch' ich ihn auf, ſtelle mich ihm zu Dienſten!" verſetzte Günter, nicht ohne Leidenſchaft.

Die Comteſſe beſann ſich ein wenig. — „Nein, mein Freund!" ſagte ſie dann mit Entſchiedenheit. „Alles überlegt — Sie ſollen meinetwegen nichts thun, noch laſſen, was Ihren Anſichten, Ihrer Ueberzeugung, wohl Ihrem ganzen Weſen zuwider wäre. Nur will ich nicht, daß Sie ſich ſchaden, ſich, wer weiß, Ihre Zukunft verderben. Es wäre daher vielleicht gerathen, gewiſſe Artikel, ſo ſchön, ſo wahr ſie auch ſein mögen, nicht weiter fortzuſetzen, weil —"

„Der Reſt iſt längſt vernichtet!" unterbrach Günter die liebenswürdige Warnerin.

„Schade darum!“ meinte Juſtine. „Warum haben Sie die Manuſcripte nicht aufbewahrt? Es kann eine Zeit kommen, wo man ſie wieder hervorſuchen, ſie benutzen kann.“

„Wenn die neue Zeit kommt, braucht man meine alten Artikel nicht mehr!“ unterbrach ſie der Freund abermals. „Was ich aber jemals Neues ſchreibe, will ich erſt Ihrer Cenſur unterwerfen. — Vermag ich etwas? Bin ich etwas? Ich weiß nicht. Wird nichts Allzugewöhnliches aus mir, leiſte und ſchaffe ich, was gelobt wird und gefällt, ſo iſt's, weil ich mich zuſammen nehmen will, all' meinen Muth, alle meine Kraft, um Ihrer, der lieben Freundin, werth zu ſein!“

Damit ergriff er Juſtinens Hand, die er küßte, (doch ganz anders als Chalybeus) und ſie dann an ſein Herz drückte.

Die Comteſſe wurde blutroth, zog ihre Hand langſam von der pochenden Bruſt des feurigen jungen Mannes zurück. — „Bitte!“ hauchte ſie leiſe. „Wir müſſen uns trennen.“

Günter langte haſtig nach ſeinem Hut, ſtürmte fort. An der Ausgangsthür hielt er inne, wandte ſich noch ein Mal dem verehrten Weſen zu. Ein kaum be-

merkbares Kopfnicken, ein halb ängstlicher, aber doch seelenvoller Blick gaben ihm das Geleite.

Justine stand eine Weile sinnend. „Wie meinte die Schwester?“ sprach sie halblaut zu sich selbst. „Man will mich verheirathen? Nimmermehr!“ — Sie schlug die Augen hoch auf, warf den Kopf empor. „Ich kann Alles ertragen! Auch dulden und leiden!“ rief sie aus, — „aber die Freiheit, ich selbst zu sein, die müßt Ihr mir lassen.“

Dreizehntes Capitel.

Die Schweigenden.

Die Wunden, die wir nicht nennen, ſind
gerade diejenigen, an welchen wir verbluten.
Dahlmann.

Unsere beiden jungen Männer hielten im April 1846 ihren zweiten Einzug in Scharfenstein und wurden von der trefflichen Frau Apollonia Rüdiger, die wie gewöhnlich mit ihren zwei Anhängseln behaftet war, mit lautem Jubel empfangen. Sie erkundigte sich alsogleich nach der „gar so lieben" Comtesse und erhielt von Seite des wackern Chalybeus die ihr nicht vollkommen verständliche Auskunft, die Gegenwart der besagten Dame in loco werde den Wonnemond noch wonniger gestalten helfen.

Nun ging's an die Arbeit. Den Wiesen und Aeckern wurde nachgesehen, die Wälder wurden durchritten. Der Oekonom hatte während der Abwesenheit des Oberverwalters tüchtig geschaffen, auch die nothwendigen Neubauten mit Beihülfe des Architekten und

Baumeisters in Angriff genommen. Ein großer, neuer Meierhof stand bereits fertig und konnte bis halben Mai die dazu gehörigen Kühe und Schafe in trockenen und luftigen Ställen aufnehmen. Auch der Hof für das Geflügel fehlte nicht.

„Giebt's welsche Hühner und farbige Duckenten?“ fragte Chalybeus. „Die Comteſſe liebt dieſe Geſchöpfe und füttert ſie gern eigenhändig. In ihrer Gegenwart ſollen ſie zuerſt heranpiepen und ſchnattern, ſie ſoll den Thiertempel einweihen.“

Auch das etwas vernachläſſigte Schloß war ausgebeſſert und verſchönert, die Hauptterraſſe nach der Ausſicht zu bequem erweitert worden. „Orangen- und Myrthenbäumchen müſſen da hinauf und alle ihre Lieblingsblumen!“ mahnte der Rieſe.

Im Park wurden neue Bänke aufgeſtellt und das ſtille Plätzchen mit dem Chalet prangte im herrlichſten Frühlingsglanze.

Der Mai ging zu Ende und keine Nachricht von der Weißenſtein'ſchen Familie. Man hatte doch verſprochen, zu ſchreiben, die Ankunft anzumelden. Der halbe Juni kam herbei — noch immer nichts! Chalybeus wurde ungeduldig, Günter immer ſchweigſamer. —

Endlich ein Brief! — „Von ihr!“ jubelte Chalybeus — „und an mich! An mich!“

Mit zitternder Hand löſte er das feine Couvert, überflog das Blatt — „ſie kommt nicht!“ lautete ſein Schmerzensruf.

„Nicht? So? Es ſchwante mir längſt,“ ſagte Günter wie gepreßt und ſetzte ſich langſam und blieb in ſich gekehrt.

Chalybeus hatte inzwiſchen für ſich geleſen. „Sie haben ſie nach dem ſtaubigen Meidling geſchleppt, die Fürſtin und die nervöſe Mama! Wozu nun die Duckenten! Das Schweizerhaus! S' iſt zum Verzweifeln. Wir ſollen ihr ſchreiben. Werde nicht ermangeln.“

Er las laut:

„In der ſichern Hoffnung, bald von den Freunden Nachricht zu erhalten, Ihre Juſtine.“

Er küßte das Blatt. „Meine! hörſt Du's? Engel! Da iſt noch ein Poſtſcript.“

Er las:

„Baron Felix in Hietzing, folglich unſer naher Nachbar, beſucht uns täglich. Er grüßt freundlichſt. Er iſt der Einzige, mit dem ich von den Freunden ſprechen kann.“

„Nun, was ſagſt Du dazu?“ fragte Chalybeus. „Schreibt ſie nicht recht gemüthlich? Lies ſelbſt. Aber was hilft's! Sie kommt nicht! Das verwünſchte Meidling! Die fatale Fürſtin! — Sie will Antwort haben? Ich ſchreibe ihr heute noch, jetzt, gleich. — Und Du?“

„Ein andermal,“ ſagte Günter und ſtand auf, ging langſam zur Thür hinaus.

„So grüß' ich ſie von Dir!“ rief ihm Chalybeus nach.

* * *

Fürſtin Arabella hatte die vorbereitenden Schritte zur Erreichung ihres geheimen Planes mit der Schweſter und Baron Felix glücklich durchgeführt. Der gefährliche junge Günter war wenigſtens auf ein halbes Jahr bei Seite geſchafft, Juſtine in Meidling „internirt,“ der Baron der tägliche Abendgaſt in der Weißenſtein'ſchen Villa. Der Funken, den ſie damals auf dem Balle in ſeine Seele geworfen, ſchien gezündet zu haben und ſie gewahrte mit Vergnügen, mit welcher Sorgfalt der ernſte und gewöhnlich zurückhaltende Mann ſich um die Schweſter bemühte. Mit Juſtinens Charakter bekannt,

hatte es die Fürſtin bei ihrem erſten Anwurf bewenden laſſen. Sie ſchwieg ſeitdem. Man durfte das Mädchen nicht drängen. Doch ſollte der Sommer nicht vorüber gehen, ohne ein beſtimmtes Reſultat. Der Baron mußte dahin gebracht werden, ſich zu erklären; bis zum Herbſt konnte die Verlobung ſtattfinden.

So ſtand das fürſtliche Heirathsproject nicht gerade übel, als der Hofrath noch zu Ende des Junius zu einer wichtigen Sendung nach Petersburg auserſehen ward und augenblicklich abreiſen mußte. Anſcheinend ein Hinderniß für Arabella's Pläne, welches jedenfalls die Ausführung verzögern mußte. Doch wer weiß! Zeitweiſe Trennung hat bisweilen ihr Gutes und dem Abweſenden läßt ſich um ſo ungehinderter zu Gunſten ſprechen.

Juſtine, ohnehin verſtimmt, war wirklich betrübt über das Scheiden des letzten Freundes und Vertrauten. Baron Felix ging ihr ab, und der junge Graf Arthur, der hübſche Huſarenrittmeiſter und ausgezeichnete Vortänzer, der ſich immer häufiger in der Villa einſtellte, ſchien nicht der Mann, ihr den bewährten Freund zu erſetzen. Doch die Fürſtin wurde auf den Grafen aufmerkſam. Er gehörte einer der blaublütigſten und

reichſten Familien des Landes an und manches vornehme, mit Töchtern mehr als mit Glücksgütern geſegnete Elternpaar hielt die Augen auf ihn gerichtet. — Iſt's der Eine nicht, ſo ſei's der Andere! dachte Arabella. Hier ein etwas gereifter Staatsmann, dort ein friſcher Soldat. Mehr Galanterie als Geiſt, gleich viel! Hat ſich doch die poetiſche Esmeralda in den albernen, aber hübſchen Ritter Phöbus verliebt. Jedenfalls kann man ihn brauchen, um den Andern zu reizen und ſie hat die Auswahl.

Die Fürſtin gewahrte mit Vergnügen, daß der Graf nach der Abreiſe des Barons, vor dem er eine Art Scheu hegte, ſich zum Habitué der Villa auswuchs. Der junge Mann war einfach und natürlich und immer guter Laune; Juſtine lachte und ſcherzte gerne mit ihm. Im Uebrigen war der kleine Jagello ihre einzige Freude und Zerſtreuung. Sie hatte alle Mühe, ihn den Namen Cha—ly—beus ausſprechen zu laſſen. Er begnügte ſich mit „Chalyb.“ Mit dem „Carl“ gings leichter.

Der Sommer ſtrich vorüber, ohne den geheimen Hofrath zurückzubringen. Im September ſchrieb er Juſtinen, daß er ſich nach London begeben müſſe, viel-

leicht auch nach Paris. Gegen Ende Oktober hoffe er heimzukehren.

„Das ist lange!“ meinte Arabella und begünstigte einstweilen den Husaren.

Justine bekam ab und zu Briefe von dem getreuen Eckard, Chalybeus genannt. „Günter läßt grüßen“ — war immer beigefügt.

Er zürnt mir, weil ich nicht an ihn schreibe! Das hatte sie längst heraus — auch bereits ein Dutzend Briefe angefangen und wieder zerrissen. Sie konnte den rechten Ton nicht finden.

* * *

Die Schwalben waren längst weggeflogen, die Blätter fielen von den Bäumen, der Spätherbst meldete sich an und Scharfenstein bekam ein etwas melancholisches Aussehen. Es hatte geregnet und war naßkalt, trotz der paar matten Strahlen der wässerigen letzten Oktober-Abendsonne. Chalybeus schritt dem beliebten Walde hinter dem Parke zu. Auf den sorgsam gepflegten Pfaden krochen die Schnecken herum, die Liebhaber des Feuchten. Unser Philosoph schob sie sorgsam in's hohe

Gras daneben, damit die armen Thierchen nicht zertreten würden. Die himmliſche Vorſehung ſcheint gar häufig auf unſere menſchliche Nachhülfe zu rechnen. — Unter ſeiner gemüthlichen Verrichtung war der Schneckenretter in die veredelte Wildniß gelangt und an das Lieblingsplätzchen der Comteſſe. Auf dem holzgeſchnitzten Bänkchen vor dem Chalet, dem etwas magern Waſſerfall gegenüber, pflanzte er ſich auf.

„Da hätte ſie ſitzen ſollen, nicht Du!“ ſprach er mit ſich ſelbſt. „Oder Du neben ihr — nein, mein Freund, nicht ich. Ich wär's nicht würdig. — Aber ich bin wohl ein Narr, daß ich mich ſo an ſie gewöhne. An ihr Weſen, ihre Augen, ihre Gutheit. Wenn ſie nur auf der Welt iſt! Das iſt ſchon etwas. Und wenn man ſie ſieht, ſie ſprechen hört! Na, im nächſten Monat geht's wieder nach Wien! Da will ich mich an ihr ſatt ſchauen und hören, mich erlaben an dem ganzen ätheriſchen Weſen, wie es dahin ſchwebt! So ſtelle ich mir die homeriſchen Göttinnen vor.“

Ein Rauſchen im Gebüſch unterbrach den Monolog. Günter trat vor. „Ich ſuchte Dich,“ ſagte er.

„Nimm Platz, Bruder.“ Chalybeus rückte auf der Bank. „Da ſollt' ſie ſitzen, gelt?“

Günter ließ ſich ſchweigend nieder.

„Du warſt ja wieder heute den ganzen Tag unſichtbar," bemerkte der Freund, „wie auch die letzten Wochen ſchon. Immer in Schriften und Rechnungen vergraben!"

„Ich mußte Ordnung machen, da unſer Aufenthalt hier zu Ende geht."

„So geht's bald nach Wien?" fragte Chalybeus freudig.

„Ich habe dem Oekonomen alle Geſchäfte hier übergeben," fuhr der Andere fort, ohne eigentlich zu antworten, „habe mir auch von dem Herrn Grafen Urlaub erbeten."

„Urlaub? Wozu?"

„Willſt Du mich begleiten?"

„Nach Wien? Wie denn nicht?"

„Nichts mit Wien! Nichts mit Oeſterreich! Ich will reiſen."

„Oho! — Ja, wohin denn?"

„Wo immer hin! In die weite Welt!"

„Bruder, biſt Du verrückt?"

„Du willſt mich alſo nicht begleiten?"

„Wer ſagt das? In die Hölle, wenn Du's verlangſt. Aber wir kommen doch wieder nach Wien zurück?"

„Vielleicht.“

„Nur vielleicht? Das wäre! Und die Comteſſe? — Sage mir nur —“

Günter ſtand auf. „Es wird dunkel,“ ſagte er. „Komm' in's Schloß zurück. Die Beamten erwarten mich. Auch die Arbeiter und Handlanger. Sie müſſen ausbezahlt werden. — Sieh Dir den Platz hier zum letzten Mal an — wie ich!“ — Er blickte rings um ſich, verhüllte dann das Geſicht.

Chalybeus war raſch aufgeſprungen.

„Bruder, was haſt Du? Was fehlt Dir? Biſt Du krank?“ fragte er ängſtlich und umfaßte den Leib des Freundes.

„Laß nur!“ ſagte Günter abwehrend. „Es iſt nichts. Mein Reiſeplan ſteckt mir im Kopf. Unterwegs ſag' ich Dir Alles.“

* * * *

Mehrere Wochen vor dieſer Scene war der Oberſt in das Zimmer ſeiner Tochter Juſtine getreten, einen offenen Brief in der Hand und mit den Worten: „Sage, was unſer Charles hat?“

„Günter, Papa?“

„Ja. Lies das.“

Der junge Oberbeamte hatte keinen einfachen Urlaub verlangt, sondern seine völlige Entlassung eingereicht, zugleich den tüchtigen Oekonomen als seinen Nachfolger vorgeschlagen. Er selbst wolle eine größere Reise antreten, nach Deutschland, Frankreich und England, zu literarischen und wissenschaftlichen Zwecken.

„Soll wohl politische heißen!“ sagte der Oberst ärgerlich. „Der junge Mann ist malkontent — das bin ich zwar auch, aber anders wie er, ganz anders. Mäßiger Fortschritt! Das ist meine Devise. Aber er! Mit seiner Heftigkeit, seinem Feuer, seiner Leidenschaft! Will er nicht immer das Kind mit dem Bade verschütten? Baron Felix meint das auch.“ Und laß den Menschen zu den Demokraten nach Deutschland kommen, zu den Herrn Hecker und Consorten, zu den Socialisten und Republikanern in Paris, à la Ledru-Rollin — wie werden die ihn zurichten. Daß ihm die Landwirthschaft auf die Länge nicht taugen würde, das hab' ich voraus gewußt und die Entlassung kann ich ihm nicht verweigern. Aber die Reise — wo er nur den Paß her hat? Die närrische Reise! — Auf Dich hält er etwas — Du solltest ihm's ausreden, mein Kind!“

„Ich, lieber Vater? Wie käm' ich dazu?“ sagte Justine verlegen.

„Du correspondirst ja mit ihm!“

„Nein, nur mit Chalybeus!“ versetzte sie rasch.

„Wenn er den zur Seite behält, läßt sich noch hoffen,“ meinte der Oberst. „Der Bücherwurm und Bibliothekmensch ist zwar auch so ein Volksmann, aber mäßig, kein Hitzkopf. Er wird den Andern von gar zu dummen Streichen abzuhalten wissen.“

Ständischer Besuch wurde gemeldet, der Oberst entfernte sich.

Justine war aufgeregt. — „Er will reisen? Warum sollte er nicht? Und hat er mir nicht bisweilen davon gesprochen? — Aber sie werden doch Abschied nehmen?“ — Die Freundin der Freunde wartete von Tag zu Tag auf einen Brief, von Woche zu Woche. Endlich kam die ersehnte Epistel. Auf dem Couvert die derben und deutlichen Schriftzüge unseres Chalybeus. Poststempel München.

Justine erbrach das Couvert eilig und las:

„Theuerste Comtesse!

Ich bin entführt worden. Von heute auf morgen. Aus Steiermark über Tyrol hierher. Er bekam

plötzlich den Raptus, kann's in Oeſterreich nicht länger aushalten, will mich an den Rhein ſchleppen, nach Paris, noch weiter, was weiß ich! Daß wir nicht über Wien kommen, iſt ſeine Marotte. Wir müſſen verſchwinden, behauptete er. Das thun wir hiemit. Der Abſchied von Ihnen wär' uns wohl auch gar zu ſchwer geworden. Mir wenigſtens. Aber auch ihm! So kalt er ſich ſtellt. — Er hat mich beauftragt, Ihnen zu ſchreiben, (ich hätt's ohnehin gethan!) Ihnen für alle Freundlichkeit, alles Gute zu danken, das wir durch Sie genoſſen. Er wünſcht Ihnen das beſte Lebensglück. — Und ich!!! Ach, Sie verdienten eine beſſere Welt als die iſt, auf der wir Andern herumkriechen.

Während er nach der Eilpoſt läuft, ſchreib' ich Ihnen hier in einem der Säle der königlichen Bibliothek. Das iſt was anderes als in Wien! Raum, Licht, und Luft in Ueberfluß. Und welche Schätze! Und man theilt ſie auch mit, ſchnurrt und ſchnauzt die dunkeln Gelehrten, wie ich Einer bin, nicht ſo kanzleimäßig an! Der gelehrte Schmeller wies mir Alles dienſtfertig. Die ſeltenen Manuſcripte, die Incunabeln.

Aber ich ſchwatze Ihnen da gelehrtes Zeug, was ich gar nicht wollte. Von Scharfenſtein hätt' ich Ihnen ſprechen ſollen, von Ihrem Lieblingswaldwinkel, den wir ſo prächtig für Sie herausgeputzt. Die Schweizerhütte! Wann werden Sie dort wieder einziehen? Nächſten Sommer, nicht wahr? Und da kommen wir gewiß zurück, oder —

Oder? Ich weiß nicht, was ich ſchreiben wollte. Günter ſtörte mich. Er kommt eben, mich abholen. Ich lud ihn ein, dran zu ſchreiben. Er will nicht. Er fragt durch mich, ob Sie unſers Abſchiedsabends noch gedenken. Er ſprach auch was von einem „letzten Blick," was ich nicht recht verſtanden habe. Er drängt mich. Wir müſſen fort. Die Eilwagen warten nicht. Wohin wird er mich noch ſchleppen? Wo und wann er mir wieder eine Stunde Ruhe gönnt, bekommen Sie einen neuen Brief. Bekomm' ich auch Antwort? Nur zwei Zeilen! Poste restante. Aber wohin? Das wiſſen die Götter! Er ſelber weiß es nicht. Nun reißt er mich vom Seſſel auf. Ich unterzeichne ſtehend: Ihr herumgeſchleppter und wider Willen reiſender, aber ſtets getreueſter

Hans Chalybeus."

Juſtine las den Brief mehrmals und aufmerkſam durch, blätterte dann hin und her. — Schwerer Abſchied — wünſcht beſtes Lebensglück — die Schweizerhütte — der letzte Blick. — Das waren ſo die Stellen, die ſich die Comteſſe beſonders aus dem Briefe herausklaubte, wie die Kinder die Roſinen aus dem Kuchen. Günters „Reiſe in's Blaue," wie ſie ſie im Aerger nannte, blieb ihr aber ein halbes Räthſel und daß er immer nur ſchreiben ließ, ihr nich ſelber ſchrieb, faßte ſie als eigentliche Kränkung auf.

Fürſtin Arabella, welche die Schweſter im Stillen beobachtete, hatte bald heraus, daß da eine Art „dépit amoureux" obwalten müſſe. Die Reiſe der jungen Männer kam ihr übrigens höchſt erwünſcht, die Rückkehr des Hofraths, mit welchem Juſtine eine fleißige und geheime Correſpondenz unterhielt, war mit Nächſtem zu erwarten und der hübſche Huſar, der täglich nach Meidling geritten kam, glühte augenſcheinlich bereits in den heißeſten Liebesflammen.

„Für den Einen oder den Andern muß ſie ſich entſcheiden," dachte die Fürſtin. „Mädchen bleibt keine gern und ein Ideal kann man nicht heirathen!"

Juſtine hatte ſich vorgenommen, dem braven Chalybeus mit aller Herzlichkeit zu antworten, des Andern aber nur flüchtig und nebenbei zu erwähnen. In ähnlicher Weiſe ließ Günter in der Folge durch den Freund nur immer ſeine Grüße melden. — Man ſieht, Beide fühlten ſich verwundet, das Mädchen wie der Mann. Beide Theile hüllten ſich in Schweigen. Die Wunde brannte darum nicht minder.

Vierzehntes Capitel.

Die Reise in's Blaue.

L'Allemagne est faite pour
y voyager — l'Angleterre
pour y penser — la France
pour y vivre.
Montesquieu.

Die Reise in's Blaue brachte unsere beiden Freunde an den Rhein und so auch nach Bonn, wo sie mit Literaten und Professoren bald in den angenehmsten Verkehr geriethen. Günter fühlte sich zumeist von dem poetischen Kinkel angezogen, welcher, gleich unserm Helden, für Deutschland schwärmte. Der philologische Chalybeus hielt sich mehr an Simrock. Alle die Nibelungen und Amelungen wurden mit deren Herausgeber und Bearbeiter auf das Eifrigste durchgesprochen.

Unter den jungen Bonner Professoren war ein Ueberschäumen von Freiheitsdrang. In Deutschland rührte sich's. Das hatten die Freunde auch in Mannheim gewahren können, wo sie mit Hecker und Itzstein (den vor Jahr und Tag aus Berlin Verwiesenen) und andern Führern der badischen Opposition zusammentrafen. Hecker, in der Vollkraft seiner Jugend, träumte

nur von deutscher Republik. Ueber Oesterreich zog er gewaltig los.

„Eure Schriftsteller und Professoren, worunter auch eine Menge Hofräthe," wandte er sich zu Günter, — „haben ja bei der Regierung einen gar kühnen Schritt gethan — eine Petition um Verbesserung der Censur eingereicht! Welche contradictio in adjecto! Wie kann man etwas verbessern, was ganz und gar nicht bestehen sollte! Verbessert einmal das Fegefeuer. Preßfreiheit oder hol' Euch Alle der Teufel, wie Börne sagt. Das ist der Weg. — Habt Ihr Oesterreicher denn alle Courage verloren? Wo sind die Wiener Schuster geblieben, die den Schloßgraben mit ihren Leisten ausfüllen wollten? Wo sind die „valschen ungetreuen Wiener", über die der elende Hofknecht Beheim los zieht, die aber den schwachköpfigen Papa des sogenannten „letzten Ritters" — recte Abenteurers — in seiner Angstburg belagerten und ihm gehörig einheizten. Und Ihr biegt Euch und schmiegt Euch vor Euren Sedlnitzkis und deren blitzblauen Schergen, die mit dem Stock in der Hand auf Graben und Kohlmarkt Ruhe und Ordnung schaffen. Ein Stock gegen Männer! Und Männer dulden das! Pfui!" —

Derlei Reden jagten das Blut in Günters Antlitz, stachelten ihn aber auch mächtig auf. Dieser Hecker wird ihn gehörig „zurichten!“ Der Oberst hatte das richtig voraus gesehen. — Der Republikaner schonte aber auch sein deutsches Vaterland nicht, weder das weitere noch das engere. Gegen Preußen war er besonders erbost. „Dort sind sie noch weit schlechter als bei Euch in Oesterreich!“ rief er aus — „weil sie gescheidter sind. Und schlau und zäh' und ausdauernd, immer ihr Ziel vor Augen. Sie graben langsam wie der Hamster und wenn's zum Angriff kommt, stürzen sie los wie die Tiger. Wundern würd' es mich nicht, aber zu meinem Leide wär's, müßt' ich's erleben und mit ansehen, daß die süße deutsche Pomeranze schließlich doch in den steifen preußischen Schoß fallen sollte!“

„Quod Deus vortat!“ rief Chalybeus laut dazwischen.

„Populus, non Deus!“ schrie ihm Hecker entgegen. „Das Volk ist Alles, aber wollen muß es. — Du bist ein Holsteiner, Herr Bruder? Nun, wenn wir Alle von der Eider bis zum Bodensee, bis zur Donau fest und treu zusammen gehen, so soll kein preußisches, so wird ein deutsches Deutschland werden! Und wird's nicht,

ſo giebt's noch freien deutſchen Boden drüben in Amerika!"

Das war wie aus Günters Seele geſprochen. Oeſterreich war ihm verleidet, Preußen haßte er, und die Auswanderung lag ihm noch immer im Sinne.

Zunächſt ſollte es nun über Mainz nach Forbach, zur franzöſiſchen Grenze.

Chalybeus meldete das der Comteſſe und erbat ſich Antwort poste restante in Paris.

Der Winter von 1846 auf 47 war in der Seineſtadt mehr als lebhaft.

Günter hatte Empfehlungsſchreiben an Cremieux, Ledru-Rollin und andere Häupter der Oppoſition. Allein der Deutſche in Paris ſucht immer zuerſt die Deutſchen auf. Börne war leider nicht mehr. So wurde der kranke Heine begrüßt. Die Reiſenden fanden ihn bettlägerig. Seine dicke, immer muntere Mathilde pflegte ihn. Der Arme mußte die Augendeckel mit dem Finger heben, um die Fremden nothdürftig zu ſehen. — Das Geſpräch kam zuerſt auf Literatur. Der berühmte Dichter verſicherte, daß er die deutſche Poeſie zur Genüge habe. Goethe ausgenommen. Er ſeinerſeits möchte weit lieber den Fauſt geſchrieben, als den Intermaxillarknochen ent-

denkt haben, womit ſich der Alte ſo viel gewußt. Mit Vorliebe laſſe er ſich übrigens Ritter- und Zauberromane vorleſen. — Dazwiſchen machte er einige gute, auch ſchlechte Witze, lachte ſelbſt wohlgefällig über jeden ſeiner Einfälle, war auch auf der Lauer, ob ſie gehörig einſchlügen. — Ueber Politik ſchien er ſich ungern einzulaſſen; da ließ er die Fremden das Wort führen. Als ſie über den deutſchen Jammer klagten — „davon weiß ich ein Lied zu ſingen!“ rief er aus. „Wiſſen Sie, wie ich Deutſchland eintheile, meine Herren? In das katholiſch-abſurde und das proteſtantiſch-bornirte.“ Er lachte und lauerte. Der Witz hatte nicht recht eingeſchlagen.

Man kam auch auf Louis Philippe und auf das juste milieu zu ſprechen.

„Ueber den König laß' ich nichts kommen,“ ſagte Heine. „Er verſteht zu laviren, darum iſt's auch der beſte Regent. Thiers und Guizot denken freilich anders über ihn. Sie haben ihm zeitweiſe ſouffirt, deßhalb glauben ſie ihn von Grund aus zu kennen. Sie haben vielleicht Recht. Il n' existe pas de grand acteur pour un souffleur.“

Beſuch kam. Ein Hausfreund. Er liſpelte dem

Dichter in's Ohr. Man glaubte Ziffern aussprechen zu hören — und so war es auch. James Rothschild hatte den kranken Poeten mit Promessen gewisser Actien betheiligt. Die Differenzen waren nicht zu verachten, Heine rieb vergnügt die Hände. — „Ein kleines Geschäft, meine Herren — Sie verzeihen."

Die Fremden wollten aufbrechen. Mathilde trat in die Krankenstube.

„Meine Frau, Messieurs!" sagte Heine, und zu ihr gewendet: „Des Allemands, des bacheliers-ès-arts, des érudits — rien pour toi, ma petite chatte!" — Er streichelte ihr freundlich die Wangen. Darauf erklärte er den Fremden:

„Ich habe viel geliebt in meinem Leben. Die Liebe ist eine Schwäche, aber nicht für Schwächliche. Zuletzt suchte ich eine Frau — nein, die Frau! „Mein Urbild!" wie der närrische Theobald in der tollen „Weihe der Kraft" des verrückten Zacharias Werner ausruft. — Ich bin ein Deutscher, folglich ein Idealist. Die deutschen Weiber haben Gott im Herzen, aber den Teufel im Leibe. Die deutschen Frauen sind sentimental, die deutschen Männer brutal. Das bin ich nicht, bei Gott! Ich liebte das französische, liebe naive Kind, wie ein

junger deutſcher Menſch, der zugleich ein Dichter iſt. — Mais que ça finisse! Alles Ding muß ein Ende haben. Heirathen wir uns alſo," ſagt' ich ihr. — Pas vrai, Kätzchen? Sie war's zufrieden, wie mit Allem, was ich ſage. — Nun die Heirath iſt wirklich kein Anfang, ſondern das Ende. Mein Ende gewiß!" Er lachte heiſer, hüſtelte dabei.

„Mais vous parlez trop, mon ami!" mahnte ihn Mathilde.

„Ich rede gewöhnlich nichts — aber mein Schweigen verräth mich bisweilen!" bemerkte Heine, wie trübſinnig.

Die Beſucher nahmen zuletzt einen angenehmen Eindruck von ſeiner Perſönlichkeit mit ſich.

„Nur daß er nichts ernſt nimmt!" meinte Chalybeus.

„Er iſt ein Spötter, aber auch ein echter Dichter," ſagte Günter. „Zu Zeiten freilich blos ein Virtuoſe auf der Poeſie."

Sonſt war unter den Deutſchen, zumeiſt den Expatriirten und Flüchtlingen, wenig Gutes zu entdecken. Sie intriguirten, correſpondirten, ſpionirten oder conſpirirten, mehrere ſtanden im Solde des franzöſiſchen Miniſteriums,

der Reſt waren Vagabunden oder Bettler. Mit den Polen ſtand es um nichts beſſer.

Mit den Franzoſen war der Umgang leicht und bequem. Bei Ledru-Rollin fand ſich die republikaniſche Partei in Reih' und Glied zuſammen. Nicht nur das Miniſterium, das Königthum ſelber mußte geſtürzt werden, das galt Allen und Jedem als eine ausgemachte Sache. Ueber die Conſtituirung der künftigen Republik wurde lebhaft und geiſtreich geſtritten und das „pardon, Messieurs!“ womit Einer den Andern unterbrach, um ſeine Meinung auszuſprechen, ließ es nie zur Unart oder zu einer querelle allemande kommen.

Günter war berauſcht von der Freiheits- und Gleichheitsluft, in der man ſich bewegte.

„Frei und gleich?“ ſagte Chalybeus bedächtig. „Nun ja! Bis auf das de, das hier ein jeder boutiquier en rétraite ſeinem Namen eiligſt vorſteckt, wenn er ein paar Joch Acker angekauft oder ein halb verfallenes Landhaus beſitzt mit einem Baumfleck, den er als „Park“ anſchmeichelt. Nun iſt's ein Monsieur de l'artichaut, ein Vicomte de la pomme de terre! — So laſſen ſich ſämmtliche Wiener „Herr von“ nennen. Steht's alſo hier

beſſer damit? Und das rothe Band, nach dem ſie Alle jagen! Sie ſtecken ſich's auch auf Schlafrock und Nachtmütze. Allen Reſpect vor dem Frankreich von 89 — aber eine Republik im Sinne eines Waſhington werden dieſe modernen Pariſer nun und nimmer zu Stande bringen."

Die Freunde blieben den ganzen Winter in Paris, von wo aus Chalybeus ſeine Correſpondenz mit der Comteſſe fortſetzte. Sie war mit dem kleinen Jagello, dem die Wiener Luft nicht anſchlug, zu ihrer Freude nach Steiermark geſchickt worden. Die Stunden, in denen der philoſophiſche Freund ihr ſchrieb, waren ſeine Weihestunden und ein jeder ihrer Zettel galt ihm für ein Heiligthum. Unſer Günter aber verharrte in ſeinem Schweigen; Juſtine desgleichen. Sie ließen ſich nur gegenſeitig grüßen. — Dem guten Chalybeus ward das endlich ärgerlich. — „Was habt Ihr eigentlich gegen einander? Warum ſchreibſt Du ihr nicht?" platzte er eines Tages heraus.

„Was hätt' ich ihr zu ſagen? Was ſie mir?" erwiderte Günter ernſthaft. — „Ich bin auch nicht in das Mädchen verliebt, wie Du," ſetzte er halb ſcherzend hinzu.

„Verliebt!" — Der Philoſoph ſchüttelte den Kopf.

„Das bin ich nicht, das war ich nicht, kann's gar nicht werden. Aber die Comteſſe iſt mir auch kein Frauenzimmer, ſondern ein Freund.“ — Er dachte nach. — „Anders wie Du, freilich! Sagen wir: eine Freundin, die aber hoch über mir ſteht. Wie ſoll ich Dir meine Empfindung für ſie erklären? — Ich bin ein proſaiſcher Menſch und ſie iſt meine Poeſie — verſtehſt Du das?“

„Vollkommen!“ ſagte Günter mit Wärme und drückte dem Freunde die Hand. „Ja, ſie iſt ein Weſen wie es wenige giebt, und Du haſt das heraus gefühlt!“

„Und doch willſt Du dem Engel nicht ſchreiben?“ meinte der Andere gutmüthig.

„Laß das. Ich habe kein Glück mit derlei Briefen. Vor Zeiten hatt' ich ihrer Schweſter geſchrieben und mich lächerlich gemacht.“

„Die Fürſtin und die Comteſſe, das iſt zweierlei. Das iſt wie Fledermaus und Lerche.“

„Nun, ich werde ihr ſchreiben, — wenn ſie einmal verheirathet iſt.“

Chalybeus machte große Augen. — „Verheirathet? Ja, denkt ſie denn daran?“

„Der Herr Hofrath wirbt um ſie. Sollteſt Du das nicht wiſſen?“

„Baron Felix? So? — Nun, der Schlimmſte wär's nicht. Damit iſt nicht geſagt, daß ich ſie ihm gönne."

Die Freunde hatten ihr Zwiegeſpräch, auf einem der minder lebhafteren Boulevards herum ſchlendernd, natürlich in deutſcher Sprache geführt.

„Le voilà! Le voilà!" ertönten plötzlich laute Rufe hinter ihrem Rücken. Sie wendeten ſich um. Eine offene Equipage fuhr auf der Straße. Darin ſaß der berühmte Verfaſſer der „Girondins" mit einem Begleiter.

„Vive Lamartine!" rief ein Rudel junger Leute.

Der poetiſche Hiſtoriker war damals im Zenith ſeines Ruhmes, ſeine Werke die Vorläufer, zum Theil auch wohl die Anreger der nahen Februar-Kataſtrophe.

Lamartine verneigte ſich gegen ſeine lauten Bewunderer; der Herr neben ihm gewahrte unſere Reiſenden, ſchien überraſcht und winkte ihnen freundlich grüßend zu. Auch ſie hatten ihn erkannt. Es war Baron Felix.

„Lupus in fabula!" bemerkte Chalybeus lachend.

„Alſo nicht in Meidling!" rief Günter unwillkürlich und ſchien nicht unerfreut.

Der arme Hofrath der Staatskanzlei hatte lange in Petersburg verweilen müſſen, mußte von dort mit

Depeſchen über London nach Paris und ſehnte ſich längſt nach der Heimreiſe.

Im April waren die beiden Freunde in London. — Paris iſt ein aufgeputztes und aufgeſtutztes Mode-Babel, Wien ein Dorf mit einer Schafweide. Das war ihr Eindruck. An einem Fluß, der ſich in's Meer ausweitet, da können die Menſchen nicht verengen. Das ward ihnen an der Themſe klar. Chalybeus erinnerte ſich an den wunderlichen Ausſpruch eines hegeliſirenden Geographen: „Die potamiſche Welt des Orients und die thalaſſiſche Welt der klaſſiſchen Völker ſind Momente der Oceanität.“

„Was heißt das auf Deutſch?“ fragte Günter.

„Es iſt doch klar und deutlich! Das Waſſer iſt das conſtitutionelle Element,“ erklärte ihm der Freund, — „als Fluß, Mittelmeer und Ocean. Die orientaliſche Welt iſt nur potamiſch, die claſſiſche iſt thalaſſiſch, aber oceaniſch iſt die germaniſche Welt, der auch die künftige Weltherrſchaft angehört.“

„In welche ſich vor der Hand Engländer und Franzoſen theilen.“

„Noch iſt nicht aller Tage Abend!“ meinte der gläubige Deutſche. „Die Franzoſen ſind wohl bald mit

ihrem Latein zu Ende, wie alle romaniſchen Völker. Die Angelſachſen dagegen ſind deutſchen Urſprungs — das hält feſt und dauert an. Ja, hier in England herrſcht die Freiheit, wie ich ſie meine. Der ſtolze Lord mag ſich blähen! Der City-Bürger ſteht für ſich, wie er. „My house is my castle!“ iſt Beider Wahlſpruch. Gleiche Rechte, gleiche Geſetze, — ſonſt braucht's nichts. Hier giebt's keine „Cavaliere“ wie in Eurem Oeſterreich, keine Junker, wie in Preußen, keine Grafen und Barone, die ſich, adels- und bettelſtolz, in's Unendliche fortpflanzen. Hier ſind keine adeligen Dörfer, wie in Ungarn. Der Sohn des Lords iſt ein Communer und ſetzt, wenn er etwas taugt, M. P. auf ſeine Karte. Und die Königin braucht nicht erſt zu laviren, wie Heine dem Louis Philippe nachrühmt. Sie wählt das Miniſterium, das ſie wählen muß. Und wenn die Tory's und Whigs übereinander kommen, ſo kommt das der Nation zu Gute. Jeder Engländer iſt ſelbſtſtändig, frei, ein kleiner König, und nur in zwei Dingen bornirt: in ſeiner pedantiſchen Ordnungsliebe und in ſeiner hochkirchlichen Religion. — Aber worüber ſinnſt Du?“

„Daß ich ein Oeſterreicher bin!“ kam es unſerm Günter aus der Tiefe der Bruſt.

Sie waren in den Docks, bewunderten die riesigen Magazine, die Wälder von Masten. Ein neues Schiff von 1400 Tonnen lag segelfertig, nach Calcutta bestimmt. Sie bestiegen den Bord, betrachteten sich die bequemen Cabinen.

„Das lockt!“ rief Günter aus. „Wollen wir mit reisen?“

Chalybeus erschrak. „Das fehlte noch! Die wahre Reise in's Blaue! Aber er wär's im Stande!“

Im August 1847 kamen die Freunde nach Wien zurück und wurden von dem Polizeimann an der „Linie“ um Paß und Steuerbares befragt.

„Das Oceanische ist vorüber!“ lachte und scherzte Chalybeus. „Wir sind nun wieder in der potamischen Donau- und Alserbachwelt und „die Wien“ stinkt uns heimisch an.“

Fünfzehntes Capitel.

Politik und Liebe.

Some have denied a soul!
They never loved.
Southey.

Der Wiener Liberalismus war im Laufe des Jahres 1847 in Oberwasser gelangt, die Opposition segelte munter mit Dampf und Hochdruck, und die politische Discussion der adeligen Fronde im Salon Doblhoff nahm fast einen gefährlichen Charakter an. Einer der feurigen Redner (obendrein ein Hofrath der obersten Justizstelle) hatte es offen heraus gesagt: man könnte (warum nicht sollte?) dem Fürsten Metternich und Grafen Kolowrat als Hochverräthern den Proceß machen, da sie ohne Auftrag regierten.*) Schon die merkwürdige Thronrede des Königs von Preußen vom 11. April 1847 hatte die niederösterreichischen

*) Diese Aeußerung fiel wirklich in einem Kreise von ausgezeichneten Persönlichkeiten und erfuhr von keiner Seite Widerspruch.

Timoleons und Ariſtogitons völlig aus Rand und Band gebracht. Ueber das „beſchriebene Blatt“ zwiſchen Gott und Preußen, vor welchem der fromme boruſſiſche Fürſt ſo großen Abſcheu an den Tag legte, wurde in dem „Jakobinerclub“ der Herrengaſſe höchſt reſpektwidrig geſpöttelt, das Buch von Simon*) wie das mannhafte Auftreten der preußiſchen Stände laut und hoch geprieſen, und ihr kühnes Beiſpiel für den nächſten niederöſterreichiſchen Landtag ſich zur Nachahmung und „Darnachachtung,“ wie die öſterreichiſchen Beamten zu ſchreiben pflegen, unwandelbar vor Augen gehalten. Man ſah überhaupt einer beſſeren Geſtaltung der Dinge in Oeſterreich mit Sicherheit entgegen, ſchon ſeit der Broſchüre des Herrn von Andrian,**) zu deren zweitem Bande man Daten und Dokumente zu ſammeln und zu ſichten begann, wie man es auch nicht unterließ, ſich mit andern, liberal-publiciſtiſchen Schriftſtellern wie der deutſch-katholiſche Schuſelka in Hamburg, der raſtlos vermittelnde Kuranda in Leipzig und Belgien in ein näheres Einvernehmen zu ſetzen.

---

*) „Annehmen oder Ablehnen.“

**) Oeſterreich's Zukunft.

So unermüdet erwiesen sich die niederösterreichischen Edlen, die Geister herauf zu beschwören. Wenn es ihnen schließlich nur nicht ergeht wie dem Zauberlehrling!

„Ich rieche Pulver!“ so etwas war damals in der Wiener Luft zu spüren. Unser junger Held aber, der aus dem wildgährenden Paris, aus dem wirklich freien England kam, fand in seinem Oesterreich nur Stickluft, die ihm den Athem hemmte. Er machte eine Visite im Weißenstein'schen Hôtel und fand den Obersten, ja sogar die Damen, wie in Politik eingesponnen. Der moderne Lokal-Liberalismus hatte ihre Köpfe wie Weihrauchwolken umnebelt. Fürstin Arabella, die noch immer im Stillen für „ihr Polen“ intriguirte, freute sich der Wiener Stimmung, sowie der gesteigerten ständischen Bewegung, deren Nachwirkung auf Galizien, wie sie meinte, nicht ausbleiben konnte. Sie wußte auch die nervöse Mama für diese Interessen zu gewinnen und zog alle unzufriedenen aristokratischen Elemente in's Haus, die ihrem Zwecke dienen konnten. Die andauernde Abwesenheit des loyalen Baron Felix kam ihr dabei höchst erwünscht, da sie, und zwar mit Recht, einen politischen Gegner in ihm voraus sah. Als Schwager war er ihr

noch immer willkommener als Graf Arthur, der hübsche Husar, der immer „in Bereitschaft“ stand; darum hatte sie auch die Schwester einstweilen nach Steiermark gesendet, um sie dem verliebten jungen Mann aus den Augen zu bringen. Um ihren Bruder aus der Staatskanzlei, welcher der Regierung und dem System mit Leib und Seele angehörte, bekümmerte sie sich wenig, ihr Gemahl that in Allem ihren Willen — so behauptete die mehr ehrgeizige, als galante junge Frau das politische Feld ohne Einspruch von irgend welcher Seite. Ihr Vater, der wackere Oberst, arbeitete vor wie nach rastlos und im Schweiß seines Angesichts in der ständischen Sache. Er wie alle seine adeligen Genossen harrten ungeduldig des nächsten Landtages, dessen feierliche Eröffnung im März künftigen Jahres stattfinden sollte und von dem sie sich goldene Berge erwarteten.

Carl Günter konnte all' dem zappelnden Getreibe durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Die Reise hatte ihn gereift. Die wachsende Bewegung in zwei großen Culturstaaten war ihm nicht entgangen. In Frankreich — das war kaum zu bezweifeln — stand ein gewaltiger und unberechenbarer Ausbruch bevor; die Gährung in den deutschen Geistern, der brennende Trieb nach Be-

freiung, machte ſich nicht, wie in Paris, in wilden Worten und Reden, Parteibanketten und zeitweiſen Aufläufen und Empörungen Luft — dagegen war die deutſche Bewegung tief, innig, allgemein, noch ohne Parteiung, es regte und rührte ſich in jedes ſchlichten Bürgers Bruſt daſſelbe Gefühl, und wenn's zur That kam, war auch hier ein heißer Kampf um die höchſten Güter ſo unvermeidlich wie nothwendig.

Die Maſſenbewegung war im Anzug. Die Perſonen zählten nur mehr als Repräſentanten von Ideen. Ob ein König Ludwig oder Philipp heiße, daran lag wenig. Der demokratiſche Gedanke brach ſich allenthalben Bahn, auch in dem anſcheinend ſtarren und ariſtokratiſchen England. Unſerm Günter war das klar geworden und ſo hatte er den Goethe'ſchen Individualismus, wie er ihn auch poetiſch und menſchlich hoch halten mochte, in der Betrachtung öffentlicher Dinge und Zuſtände völlig von ſich abgeſtreift.

„Und was ſoll aus Oeſterreich und ſeinem höchſt perſönlichen Regimente werden?" fragte er ſich. „Das Syſtem iſt ja im Grunde nur eine Perſon, iſt die Fiktion des fortgeſetzten Kaiſer Franz, der längſt im Grabe ruht. Schauerlich, daß uns ein Geſpenſt regiert! Zwar wenn

der helle Tag anbricht, verſinken die Geiſter. Was aber dann? Wo iſt die neue Idee, die hier den neuen Staat ſchaffen helfe? Wer tilgt die alten Elemente oder wandelt ſie um? Alle das Ariſtokraten-, Pfaffen-, Hofſoldaten-, Beamtenweſen! Wo iſt der Herkules, der dieſen Augiasſtall ausmiſte? — Doch ja! Die Keule iſt da — das Volk muß ſie heben! Und kommt's zum Freiheitskampf, ſo will ich ihn nicht meiden, mit meinem Leibe gern den Abgrund füllen helfen, der ſeit Jahrhunderten uns von dem Schönſten ſcheidet, dem Herrlichſten, wofür zu leben einzig lohnt: das reine Menſchenthum, und Licht und Wahrheit!"

Der aufgeregte junge Mann ging mit großen Schritten auf und ab, da ſchoß der wackere Chalybeus in's Zimmer herein.

„Bruder, morgen geht's nach Scharfenſtein!" rief er ihm von Weitem zu.

„Geht's? Du gehſt?" ſagte Günter achſelzuckend.

„Nein, wir Beide. Der Herr Graf will ſein Töchterlein wieder auf ein paar Tage beſuchen und wir ſollen ihn begleiten."

„Sollen wir? Geh' nur!"

„Du nicht?"

„Unmöglich. Du weißt, ich habe mich unlängst in den juridisch-politischen Leseverein aufnehmen lassen, dort bedeutende Bekanntschaften angeknüpft, soll einen Vortrag halten, muß mich vorbereiten, bin über und über beschäftigt."

„Geh' ich etwa müßig?" erwiderte Chalybeus und suchte dem Freunde, der im Halbdunkel stand, in's Auge zu blicken. „Den ganzen Tag auf der Hofbibliothek. Sie haben mir wieder ein paar Manuscripte verweigert. In München ging's besser. Du willst nicht mit? Die Comtesse wird's übel nehmen!"

„Wir sind ja bereits im September. Sie kommt wohl bald nach Wien zurück," sagte der Andere ausweichend.

„Höre, Du bist ein eigener Kauz!" meinte Chalybeus kopfschüttelnd. „Entweder ist man ein Freund, oder man ist's nicht. Was hast Du mir in London gesagt? Oder war's in Paris? Sie ist ein Wesen, wie's wenige giebt, hieß es —"

„Das ist sie auch" — wollte ihn Günter unterbrechen.

„So zeig' es ihr, beweis' es ihr!" eiferte der naive Freund. „Mach's wie ich! Zehn Meilen wollt' ich

in einem Athem rennen, nur um ſie ein einziges Mal zu ſehen, und Du rührſt keinen Finger, keinen Fuß, ſchreibſt ihr nicht, gehſt ihr hartnäckig aus dem Wege."

„Du und ich ſind eben zweierlei. Ein Jeder hat ſeine Art."

„Oder Unart! Alſo nichts? Gut," ſagte er barſch, „was ſoll ich ihr ausrichten? Wieder einen leeren Gruß?"

Günter ſchwieg. Chalybeus trat näher zu ihm.

„Hör', Bruder, ſo darf's nicht weiter gehen!" verſicherte er ihn. „Das alberne Oeſterreich macht Dich krank und die dumme Politik. Ich werd's der Comteſſe ſagen und ſie ſoll Dir den Kopf waſchen."

Er ſchnalzte mit den Fingern.

„Ich werd' ihr noch Allerlei ſagen, Alles ſagen," ſetzte er mit einem pfiffigen Blick hinzu.

„Was Alles?" fuhr ihn Günter an. „Keine Thorheiten, Herr Bruder, wenn ich bitten darf!"

„Die laß' ich Dir über! Ich weiß, was ich weiß, und werde ihr ſagen, was ich muß. Denn ich bin Dein Freund und ſie iſt Deine Freundin. Punktum. Du gehſt nicht mit nach Scharfenſtein? Die Folgen auf Dein Haupt! Adieu."

Damit ſchoß er wieder zur Thür hinaus.

„Hans!“ Günter wollte ihn zurück halten, beſann ſich aber. „Die Freiheit!“ ſprach er vor ſich hin, an ſeinen früheren Gedankengang anknüpfend. „Sie iſt wohl nur ein ſchöner Traum — wie die Liebe! — Und doch kam ich nach Wien zurück. Warum? Wozu? Ihretwegen?“ unterbrach er ſich. „Ich meide ja ihre Nähe ſeit jenem Scheideblick. — Und was träum' ich nur von Kampf und Freiheit? Es iſt und bleibt ja das alte Wien! Was ſoll ich alſo hier? Was ſoll aus mir?“

* * * *

Juſtine mit dem kleinen Jagello, Herr und Frau Rüdiger ſammt Anhängſeln waren die einzigen Bewohner auf Schloß Scharfenſtein. Die Comteſſe fühlte ſich glücklich in ihrer Einſamkeit und verlebte halbe, auch ganze Tage in und vor dem niedlichen Chalet. Keine Kreuzotter wagte ſich mehr in die Nähe der kultivirten Wildniß, keine rettende Hand war nöthig. Der tüchtige Chalybeus hätte es zwar nöthigen Falles mit Drachen und Rieſen aufgenommen. Seine Freude bei dem Wiederſehen ſeiner geliebten Comteſſe iſt nur mit

dem Entzücken zu vergleichen, womit ein Pudel dem lang vermißten Herrn entgegen ſpringt und ſeine Seligkeit in unartikulirten Liebestönen auszudrücken bemüht iſt. Juſtine war aber nicht undankbar. Sie hegte ein warmes Gefühl für den trefflichen Menſchen. Er dagegen verehrte ſie wie eine Gottheit. Ihr weihte er ſich ganz und gar, ſie hätte jedes Opfer von ihm verlangen können. Und ob man den Göttern Schafe oder ſeine Seele opfert, das gilt ja gleich. Er liebte aber auch ſeinen Freund und konnte ihn nicht anders denken, als im Zuſammenhang mit der Freundin. Darum war es ſein beſtändiger Kummer, daß Günter ſich von Juſtinen mehr und mehr zurück zog. Wenigſtens hatte es den Anſchein. „Dem Ding muß ein Ende werden," dachte er.

Sie ſaßen täglich zuſammen auf dem Bänkchen vor dem Chalet und er mußte von der „Reiſe in's Blaue" erzählen.

Die Stunden rannten ſchnell — ſo kam der Abſchiedsabend. Der kleine Pole, Juſtinens beſtändiger Begleiter, inzwiſchen brav empor geſchoſſen, auch redſelig geworden, ritt munter auf dem Knie des Freundes. Juſtine, um nicht völlig müßig zu ſein, hatte eine

Schlingarbeit zur Hand genommen. Das Reiſethema mußte abermals herhalten, Chalybeus über das geringſte Detail genau berichten.

„Hopp!“ rief der lebhafte Knabe und verſetzte dem Schenkel des Rieſen einen Hieb mit der improviſirten Reitgerte, die ihm der nächſte Haſelſtrauch dargeboten. „Hopp! Trab, trab!“

„Was treibſt Du da, Kind?“ mahnte Juſtine. „Du beläſtigſt den Herrn, thuſt ihm auch weh.“

„Kein Herr, Tante Stine!“ erklärte ihr der Knabe luſtig. — „Der Chalyb iſt Pferd, Pony! Wie Onkel Guido ſagt. — Hü! Hopp! Galopp!“

„Pferd, Kameel, was Du willſt, mein Junge!“ ſagte der gutmüthige Rieſe und ließ den Knaben galoppiren. Dieſer aber, nach Kinderart, hatte bald des Spiels genug, ließ von ſeinem Reitpferde und haſchte nach Schmetterlingen, ohne ihrer habhaft zu werden, pflückte Blumen, die er gleich wieder weg warf, um Steinchen oder kleine Erdſchollen aufzuleſen, die er in das Muſchelbecken zu ſchleudern ſich bemühte.

„In den Londoner Docks alſo?“ fragte Juſtine im Geſpräch. „Und nach Calcutta wolltet Ihr reiſen?“

„Er, Comteſſe, nicht ich!“ betheuerte Chalybeus. „Er hat überhaupt Einfälle.“

„Zum Beiſpiel?“ drängte Juſtine, da der Erzähler inne hielt.

Chalybeus hatte die Tage her mit ſich gekämpft, einen heiklichen Gegenſtand zu berühren, der ihm von höchſter Wichtigkeit ſchien. Wer verſchiebt nicht gern? Aber nun war die letzte Stunde — nun galt's!

„Ich habe etwas nachzutragen“ — hieß es zögernd — „noch aus Paris. Dort begegneten wir nämlich —“

„Wem denn?“ fragte die Comteſſe, da er abermals ſtockte, und ſchob ihre Arbeit bei Seite.

„Er fuhr mit dem berühmten Lamartine in einer offenen Equipage und er grüßte freundlich, da er unſer auf der Straße anſichtig ward.“

„Wer? Lamartine?“

„Nicht doch! Hab' ich's denn nicht geſagt? — Der Herr Hofrath.“ — Nun war's heraus.

„Baron Felix? Ja, ich weiß. Er mußte ſpäter nach Petersburg zurück, und ſo entbehren wir ihn noch immer, ſchon ſeit Monaten.“

„Das iſt Ihnen wohl recht verdrießlich?“ wagte

Chalybeus zu fragen und der Verehrten dabei fest in's Auge zu blicken.

„Gewiß!“ versetzte das Mädchen, völlig unbefangen. „Ist's doch mein Freund, ein wahrer Freund, wie Sie — wie Ihr Beide.“

„Und mehr ist's nicht?“ brachte der Andere etwas mühsam hervor.

„Mehr? Was sollte? — Was meinen Sie damit?“

„Weil es heißt — wie man behauptet — Sie und der Hofrath — der Herr Baron und Sie“ — ward heraus gestottert.

Ein leichtes Erröthen flog über die zarten Wangen der Jungfrau. — „Wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Er hat sich's — er hat mir's — kurz er bildet sich's ein!“

„Carl? — Günter?“

„Ja, und es macht ihn unglücklich! Längst wollt' ich's Ihnen sagen —“

„Er täuscht sich! Sagen Sie ihm das! Ich will mich nicht verändern!“ wurde lebhaft und in Absätzen herausgestoßen.

„Das wird den Hitzkopf beruhigen," meinte der Freund. „Er war beſorgt — wir Beide — wir würden Sie verlieren."

„Auf dieſem Wege nicht!" verſetzte Juſtine, wieder gefaßt. „Ich denke nicht daran. — Und darum ſchrieb er mir nicht? Kam nicht mit Ihnen hierher? Raubt ſich und mir die paar heitern Stunden? Iſt das recht?"

„Zanken Sie ihn nur aus! Tüchtig aus! Vielleicht fruchtet's von Ihnen" — ſagte Chalybeus händereibend. „Ich predige ihm vergebens!"

Juſtine bedachte ſich ein wenig. „Ich hoffe, in Wien finden wir uns wieder — wie ſonſt. Ich will ihn nicht verlieren — Keinen von Euch!"

Damit reichte ſie dem Freunde die Hand, die dieſer ehrerbietigſt küßte.

„Mein Freund Günter iſt zehn Mal mehr werth als ich und er liebt Sie hundert Mal mehr" — ſagte er gerührt. „Das heißt — er liebt Sie anders, ganz anders! Beide gingen wir für Sie durch's Feuer, aber —"

„Aber? Nun, was für aber?" fragte das

Mädchen und ſah ihn lächelnd an. „Durch's Feuer alſo?“

Er ertrug ihren Blick.

„Die Hand auf's Herz, Comteſſe!“ ſagte er feierlich. „Von wem ließen Sie ſich lieber herausholen? von mir oder von ihm?“

„Aber Chalybeus —“

Etwas verwirrt erhob ſie ſich von der Bank. Der kühn gewordene Freund folgte ihr.

„Alſo auch ein aber?“ ſagte er lachend. „Darf ich ihm davon erzählen?“

Juſtine wollte antworten —

„Der Großpapa!“ rief der kleine Jagello jubelnd und wollte dem Oberſten entgegen eilen, deſſen ſtattliche Geſtalt auf dem ſchmalen Waldpfade ſichtbar wurde. Plötzlich hielt der Knabe inne. „Fremder Herr, Tante Stine!“ Er lief zu ihr zurück, ſchmiegte ſich an die Tante.

Der Oberſt war als Wegweiſer vorausgeſchritten, ſein Begleiter folgte ihm. Beide traten näher.

„Da bring' ich einen Freund!“ ſagte der Oberſt.

„Juſtine!“

„Baron Felix!“

Freude des Wiederſehens nach ſo langer Trennung! —

„Sie heirathet ihn doch nicht!“ dachte Chalybeus bei ſich mit Befriedigung. „Mein lieber Günter darf ſich darauf verlaſſen.“

Sechszehntes Capitel.

Der letzte Censurstrich.

Sie ziehen, traun! so wichtige Gesichter,
Wie zum Verwaltungsrath der Welt ernannt.

Uhland.

Fürstin Arabella, über und über mit polnischer Politik beschäftigt, hatte ihres Söhnleins sowie der Schwester in Steiermark beinahe vergessen, als plötzlich der Vater das Mädchen nach Wien zurück brachte und zwar im Geleite des Baron Felix. Justine hatte ihren Landaufenthalt freiwillig abgekürzt, — ohne Zweifel des Freundes wegen, der sich auch fleißiger als je im Hause wieder einstellte, zur Verzweiflung des meidlinger Verehrers, des hübschen Husaren. Auf die Nachricht von der Heimkehr der Comtesse war Graf Arthur sogleich herbeigeeilt, hatte aber die Verehrte in einem eifrigen tête-à-tête mit dem ihm so widerwärtigen „geheimen Hofrath" betroffen. Justine empfing den harmlosen jungen Mann ruhig, ja freundlich, wie immer; er aber verstummte nach Gewohnheit in Gegenwart des Nebenbuhlers, empfahl sich bald. Ein zweites und drittes Mal ging es nicht besser. Die geistige

Ueberlegenheit des Mannes drückte ihn, ohne daß er's deutlich wußte. Jedenfalls haßte er ihn. „Ein Vierziger, der den joli coeur machen will!“ hieß es verächtlich. „Und ein so famoses Mädchen! Werden sehen!“

Der Husar strich den eleganten Schnurrbart und courbettirte zwei, drei Mal im Tage vor den Fenstern der Comtesse herum — allein weder er noch sein Apfelschimmel wurden besonders beachtet; eben so wenig seine sonstigen Galanterien, als: Sendungen der neuesten französischen Romane, wunderbare und riesige Blumenbouquets, Pariser Bonbonschachteln von den fabelhaftesten Preisen und dergleichen mehr. Die Logentage der Weißensteins im Burg- und Kärntnerthor-Theater waren dem aufmerksamen Liebhaber genau bekannt, er versäumte auch niemals, sich in den Zwischenacten zum Besuche einzustellen, allein entweder fand er, was er suchte, gar nicht, oder den unvermeidlichen Hofrath bereits hinter dem Sessel der Holden aufgepflanzt und ihr vertraulich in's Ohr flüsternd. — Der junge Mensch gerieth allmälig in eine gelinde Verzweiflung, die ihn nahe dahin brachte, seines vortrefflichen Appetits verlustig zu gehen. Ausharrend und hartnäckig sendete er übrigens vor wie nach Bücher, Blumen, Bonboncassetten.

„Mama, Alles ſteht gut!“ verſicherte die Fürſtin. „Geſtern hat mich die Schweſter in das große Geheimniß feierlich eingeweiht.“

„Er hat ſich endlich erklärt?“ unterbrach ſie Gräfin Helene lebhaft. „Baron Felix? Oder Graf Arthur?“

„Vor der Hand noch keiner von Beiden,“ erwiderte Arabella munter, „aber es wird kommen, kann nicht ausbleiben — denn unſere Juſtine hat geſchworen, unvermählt zu bleiben.“

„Mais, chère enfant, Du machſt mich nervös!“ klagte die Gräfin.

„Warum, Mama? — Höre mich an. Was bedeutet ſo ein Schwur? Daß ihr der Monſieur Charles am Herzen liegt, daß ſie ihm, wie man's nennt, treu bleiben will — jedoch nur metaphyſiſch und ohne der Familie Verdruß machen zu wollen. Darauf kenn' ich ſie. Enfin, ſie hat ihn aufgegeben und er weiß das. Darum geht er auch wie begoſſen herum.“

„Aber der Schwur!“ meinte die Mama. „Du weißt, ſie hat ihren Kopf.“

„Was man auch euphemiſtiſch Charakter nennt. Nun ja! Wie lange hält das? — Auch Baron Felix weiß um die Sache, denn ſie ſagt ihm Alles. Haſt Du

aber noch nie erfahren, daß man schließlich den Vertrauten nimmt? Und ist der zu gewissenhaft, was ich bezweifle, so haben wir noch immer den Husaren en reserve. Kein Mädchen bleibt Mädchen, wenn es nicht muß. Nach überstandener Liebe ist das Heirathen nur eine Zeitfrage. — Also Geduld, Mama! Mein Wort, ich bringe Dir den Paradiesvogel noch unter die Haube. — Noch Eins, was nicht gleichgültig ist. Carl Günters Abneigung gegen Baron Felix ist völlig vorüber. Sie stehen auf dem besten Fuß mit einander."

„Was beweist das? Oder was folgt daraus?"

„Eine Menge. Beide sind Idealisten und treffen in der Liebe zu der ditto Idealistin zusammen. Dem Aelteren ist die kostbare Schwester nur gut, der Jüngere ist zugleich der Bevorzugte. Nach Art dieser Schwärmer hat nun der ältere A zweifelsohne zu Gunsten des jungen B resignirt; das rührt aber den B, und da er die C ohnehin nicht kriegen kann (wir und die Welt stehen dazwischen), so gönnt er sie aus Edelmuth dem A, nur seinem Andern, seinem unbekannten X. Der X kann sie aber nicht bekommen — folglich — früher oder später wird das C Baronin Felix. — Das ist der Beweis aus dem Idealismus."

Die Fürstin war gewiß eine Frau von Geist und Scharfsinn und wenn sie das Verhältniß der beiden Männer im Ganzen ziemlich richtig beurtheilte, so reichte doch ihr klarer Verstand nicht aus, das innerste Wesen ihrer Schwester zu ergründen. In Justinen lag eine Gemüthstiefe, die der kindliche Chalybeus mehr ahnte als völlig erfaßte und begriff. — Carl Günter hatte sich aus Liebe zu ihr freiwillig von ihr verbannt. Als er, nicht ohne inneres Zagen, wieder in ihre Nähe trat, da kam sie ihm so freudig, so holdselig entgegen!

„Wir haben über Gott und Religion gestritten, lieber Günter," — sagte sie, — „das soll nicht mehr. Also Frieden!" Sie reichte ihm die Hand. „Ein Jeder bleibe bei seinem Glauben."

„Ich glaube an Sie!" versetzte Günter.

„Und ich an die Freundschaft. An einen Freund, der nicht gleich übler Laune wird, in die weite Welt läuft. Sie, unser treuer Chalybeus und der wahrhaft edle Felix — Ihr seid meine kleine Welt. Ich will euch Alle behalten, keinen verlieren. Wie freu' ich mich auf den Winter! Unsere stillen Abende sollen auf's Neue beginnen, uns Alle einig finden. Alle! Nicht wahr?"

„Wer Ihnen werth ist, der soll auch mir theuer sein!“ versicherte der Freund.

„So ist's recht!“ rief Justine freudig aus. „Sie haben mich verstanden. Und nun genug davon. — Aber was hat der Herr? Wo sind Ihre Gedanken? Sie sagen kein Wort.“

„Ich höre Sie sprechen, vernehme die Stimme, die ich so lange entbehren mußte!“

„Mußten Sie's denn? Wir haben ein Jahr verloren, durch Ihre Schuld! Wie viel Gutes kann Einem in zwölf Monaten zu Theil werden! Aber man muß hübsch zusammen bleiben.“

„Und wenn die Trennung voraussichtlich dennoch der Schluß ist?“

„Nichts währt ewig, mein Freund!“ versetzte Justine nach einer kleinen Pause. „Darum muß man sich des Tages freuen, sich die paar schönen Stunden nicht durch Trübsinn verderben, verscheuchen. — Man wird mich wohl kaum des Leichtsinns zeihen, wenn ich festhalte, was ich besitze und mich daran erfreue, unbekümmert um das, was kommen mag. — Aber was soll kommen? Wenn ich bin und bleibe, wie ich bin, so setz' ich das Gleiche bei Denen voraus, die zu mir gehören, zu denen ich

gehöre. Was wechselt denn, wenn wir nicht wechseln, uns ändern? Auf mich können Sie zählen. Und soll ich an Ihnen zweifeln? Ich habe keinen Grund dazu."

Justinens Neigung zu Günter war so innig und warm, dabei so jungfräulich, so unschuldvoll, daß das liebe Mädchen keinen Wunsch hatte, als den Freund in der Nähe zu haben, und darin nichts Uebles sah.

Der junge Mann hatte einen Blick in den Vorhof ihrer schönen Seele gethan. Wie konnt' er auch ihrem holden Leichtsinn widerstehen, der ihn in ihren gefährlichen Umkreis bannte? Komme, was kommen mag! Er ging beglückt herum, wie ein süß Träumender vor dem Erwachen zur nüchternen Wirklichkeit. „Wie begossen!" hatte das die Fürstin in ihrer Sprache genannt.

Das Verhältniß zwischen Günter und Baron Felix war, nach Justinens Wunsche, wirklich ein freundliches geworden, ja ein freundschaftliches. Nur über die genauere Definition eines „guten Oesterreichers" konnten die beiden Männer nicht recht zusammen stimmen.

Der halb politische, halb national-ökonomische Vortrag, welchen Günter im Leseverein abzuhalten gedachte, war von der Polizei untersagt worden. Die jungen Sprudelköpfe und Heißsporne unter den Vereinsmitglie-

dern schrieen Jeder darüber. Der unterdrückte Redner zuckte die Achsel und theilte die Arbeit der Freundin mit, die davon entzückt war. Auch Baron Felix fand Vieles daran zu loben, erbat sich sogar eine Abschrift.

Im Leseverein hielt sich unser Günter mehr zu den älteren und gemäßigteren Elementen. So kam er auch in nähere Berührung mit Alexander Bach. Der geistreiche Advokat, damals im besten Mannesalter, talentirt, hochgebildet, mit den wichtigsten Processen und juristischen Gutachten betraut, war auch in den andern Literaturfächern mehr als bewandert und hatte durch Studium, Reisen und Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten verschiedener Länder seinen politischen Blick mehr als irgend ein Oesterreicher erweitert. Seine Rede war präcis und scharf, seinen Argumenten nicht leicht zu widerstehen. Manche seiner Gaben konnten an den geheimen Hofrath mahnen, den er jedoch in Schlagfertigkeit und Sicherheit des Auftretens weit überragte, wie ihm Jener vielleicht an humanem Sinne voraus war.

Günter fühlte sich gleich in der ersten Stunde zu dem reiferen Manne hingezogen, der ihm seine eigenen Gedanken, nur fertiger, ausgebildet und abgerundet wiedergab. Ueber die Nothwendigkeit einer neuen Consti-

tuirung Oesterreichs war keiner von ihnen im Zweifel. — „Wenn Italien nach Herrn von Metternichs Ausspruch nur ein geographischer Begriff ist, was ist denn unser Oesterreich?“ fragte Bach. „Eine staatliche Fiction! Weiter nichts. Wer ist denn ein Oesterreicher? Kein Ungar, kein Czeche, kein Pole, kein Italiener. Aber es hilft nichts! Sie müssen's werden“ — setzte er mit Ueberzeugung und mit dem ihm eigenen, schiefen Augenblinzeln hinzu.

Günter sprach von Friedrich List und seinem System der Colonisation Ungarns durch deutsche Einwanderer.

„Das kommt zu spät oder zu früh!“ unterbrach ihn der Advokat. „Wissen Sie, was Ungarn braucht? Ich setze voraus, daß seine alberne aristokratische Constitution mit Nächstem in die Brüche geht. Drei Dinge thun dort noth: Deutsches Geld, deutsche Schullehrer, deutsche Beamte. Straßen und Eisenbahnen, Bildung und gute Justiz! Damit thut man Wunder.“

„Und Freiheit, Herr! Hüben wie drüben! Das ist die Sonne, die Alles reift!“ rief der enthusiastische Günter.

Bach lächelte. Der junge Mann gefiel ihm aber. Ein Begeisterter ist immer zu benützen. Er führte ihn daher in seine Freundeskreise ein, wo man die Situation, in welcher wir damals schwebten, scharf auffaßte und wenn auch von Seite Günters im demokratischen Sinn, doch jedenfalls weit practischer und staatsmännischer als das bei den n.-ö. Landständen der Fall sein konnte, die weniger die Freiheit als ihre Freiheiten im Auge hatten.

Im Winter 1847—48 konnte man die Flügel des „Weltgeistes," dessen ein künftiger Minister erwähnen sollte, bereits rauschen hören. Wenn die ernsten Männer das Chaos herein brechen sahen und sich um Schutzmittel dagegen im Vorhinein beriethen, so wollte die feurige Jugend nicht zurück bleiben und regte und rührte sich in ihrer Weise. Studentendemonstrationen standen mit Nächstem bevor, so nannte man sich einander zu und nannte bereits diesen und jenen Namen. — „Vivat! Nur Opposition!" riefen die Bürger und Spießbürger.

Es gehörte damals zum guten Ton, sich als Gegner der Regierung zu erklären und zu behaben, zumeist über den armen alten Metternich und seine bête noire, den Grafen Sedlnitzki, zu spötteln und los zu ziehen.

Die Zustände waren allerdings faul geworden und zeigten sich kaum mehr haltbar. Selbst die Administrativbeamten, auch die der Polizei, glaubten mit dem Strom schwimmen, mit den Wölfen heulen und folglich liberale Allüren annehmen zu müssen; sie ließen verbotene Bücher und Brochüren in Massen einschmuggeln, hielten dem lauten Schimpfen an öffentlichen Orten ein taubes Ohr entgegen, sahen bei dem täglich anwachsenden Spektakel bequem und unthätig durch die Finger. Hatte doch die sonst so strenge Censur sogar ein Lustspiel*) „durchgehen" lassen, in welchem das herrschende System offenbar verhöhnt wurde, und zwar auf den teutschen Brettern des Hofburgtheaters. „Blase" und „abwarten" wurden beliebte Schlagworte, die man sich höhnisch lachend einander entgegen rief. Das „System" saß dabei in der Loge und amüsirte sich königlich. „Auf mich ist's nicht gemünzt!" sagte jeder der drei Cerberusköpfe und freute sich über den Tort, der den andern Beiden angethan wurden.

Der uns wohlbekannte Polizeimann und Regierungsrath Wenzel Rucida mit seinem klaren Blick und

*) „Großjährig". Im November 1846.

ſeiner Begierde, empor zu kommen, ſah aber die Sachlage etwas anders an, als jene ſchwachköpfige Kopf-Trias. Man hatte ihn zu „außerordentlicher Dienſtleiſtung“ bereits im Frühjahr 1846 nach Wien berufen, wo ihm die hohe Gnade zu Theil ward, dem Fürſten Staatskanzler mündlich über alle Details des galiziſchen Aufſtandes berichten zu dürfen. — „Der Mann iſt brauchbar, den merken Sie ſich vor,“ — hatte ſich der Fürſt über ihn geäußert, indem er ihn dem Grafen Sedlnitzki empfahl. Der Herr Graf war eben eifrig mit der Cenſur der Wiener Theaterkritiken beſchäftigt; noch um Mitternacht, wenn er aus den Soiréen heim kehrte, ſtrich er ingrimmig jedes tadelnde Wort, welches ſich irgend ein brutaler Recenſent über eine beliebte Hofſchauſpielerin, Opernſängerin oder gar Ballettänzerin erlauben wollte. Zu ſeinem Erſtaunen fand der arme Kritiker in dem gedruckten Zeitungsblatt am nächſten Morgen nicht ſelten das directe Gegentheil des Kunſturtheils, welches er am Abend vorher niedergeſchrieben. Hatte er z. B. in lakoniſcher Kürze referirt: „Mlle. X ſang heute ſchlecht“ — ſo war das umgewandelt in: „Mlle. X ſang heute vortrefflich, wie immer.“

Man ſieht, Wien war damals das Eldorado aller

Künſtler — die Dichter etwa ausgenommen. Die honneten Leute überhaupt. Und da ſoll man nicht ein wenig revoltiren.

Rucicka war inzwiſchen wirklich Vater geworden und hatte ſich in Wien mit Frau und Kind häuslich niedergelaſſen. Er war auch häufig auf kleinen Geſchäftsreiſen begriffen, was ihn aber nicht abhielt, auf den jurid. polit. Leſeverein (dieſen kochenden Herd der Revolution, wie er ſich in ſeinen Berichten äußerte) ſowie auf die Umtriebe der Studentenſchaft ein wachſames Auge zu richten. Auch einzelne Perſonen wurden insgeheim beobachtet, wie A. Bach, der längſt als „bedenklich" bezeichnet war."

Obwohl Rucicka's geheime „Stimmungsberichte" an die oberſte Polizeihofſtelle von Monat zu Monat und von Woche zu Woche eine immer ernſtere Färbung annahmen und er wiederholt auf entſchiedene und ſchleunigſt zu ergreifende Maßregeln angetragen hatte, ſo ward dem dienſtbefliſſenen Beamten doch niemals eine Erledigung auf ſeine Eingaben, geſchweige eine Weiſung oder ein beſtimmter Auftrag zu Theil. Er dachte daran, ſich ſeinem oberſten Chef perſönlich vorzuſtellen — doch eine Audienz bei Seiner Excellenz zu erlangen, war keine

kleine Sache. Jeden zweiten Tag fand ſich der arme Rucika in den Vorzimmern des (man weiß nicht womit) ſo vielbeſchäftigten Polizeipaſcha ein, um nach ſtundenlangem Warten mit der Weiſung abgefertigt zu werden: „Se. Excellenz hätten keine Zeit“ — oder: „es wäre ſchon gut“. Es war aber gar nicht gut, daß die Excellenz beſtändig Zeit hatte und zwar hübſch lange Zeit, wenn etwa Mlle. Caroline Müller oder Madame Peche angemeldet wurde, oder wenn der Thürſteher die Vorzimmerthür weit aufriß, um Mlle. Fanny Elßler herein zu complimentiren oder gar die Diva, Jenny Lind, die ſonſt „unnahbare“, ſtrenge ſchwediſche Jungfrau. Auch dem hübſchen und geſelligen Zauberer Döbler, der die Wiener Damenwelt mit ſeiner Galanterie und mit ſeinem: „Noch ein Sträußchen“ entzückte, ward die Ehre zu Theil, mit Sr. Excellenz höchſt vertraulich converſiren und das Haupt der öſterreichiſchen Sicherheitsbehörden mit verſchiedenen neuen und höchſt ergötzlichen präſtidigitatoriſchen Kunſtſtücken à la camera ergötzen zu dürfen, während es dem demüthig harrenden Beamten und Bittſteller in der Antichambre vergeblich auf den Nägeln brannte.

Endlich war es unſerm Rucika durch Vermittelung

eines Polizeihofraths gelungen, in das Sanctuarium der österreichischen police générale einzudringen. Er fand zuerst nicht die beste Aufnahme — doch der Namen Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich, den der Beamte geschickt einzuflechten wußte, „seines hohen und nie genug zu verehrenden Gönners", machte den Grafen etwas geschmeidiger. Dieser hatte selber Respect, wenn nicht vor dem Geiste, doch vor der Macht, ja Allmacht des Fürsten. — Rucicka erlaubte sich in aller Demuth, sich auf seine zahlreichen geheimen Berichte zu beziehen.

„Was für Berichte?" brummte der Graf verdrießlich und kramte unter den Actenstößen, die rings herum lagen, staubig und vergilbt. In des Beamten Seele dämmerte die schmerzliche Ahnung auf, sein hoher Chef dürfte die in Diensteifer und Dienstschweiß erzeugten Elaborate seines Untergebenen wohl nie eines Blickes gewürdigt haben.

„Lassen wir das Zeugs! Es muß verlegt sein" — meinte der Chef und warf sich in den Armstuhl. „Um was handelt sich's eigentlich?"

Rucicka, der seinen Mann kannte und den Thürsteher bereits zwei Mal klopfen hörte, befliß sich in seinem mündlichen Vortrag einer eben so lobenswerthen

als nothwendigen Kürze. Das Hauptlicht seiner succinten und lichtvollen Darstellung ließ er auf die Studenten und ihre geheimen Umtriebe fallen. Er überreichte ein paar Blätter, Namen wie Fischhoff, Buridan, Spitzer*) und andere standen darauf verzeichnet.

„Das sind ja Juden und Mediciner?“ sagte der Graf, herum blätternd.

„Die Mehrzahl, Excellenz.“

„Wollen die jungen Leute den Staat curiren? Unsinn! Wir sind nicht krank, befinden uns auf's allerbeste!“

Ein drittes, dies Mal lauteres Klopfen ließ sich vernehmen.

„Sehen Sie doch, was es ist,“ sagte der Chef ärgerlich.

Der Beamte öffnete beflissen die Doppelthüre. Der Leibkammerdiener trat ein, flüsterte dem Grafen in's Ohr.

„Ah!“ hauchte dieser, wie erfreut, und stand rasch auf. „Gleich. Im Augenblick. Ich lasse bitten — nur einen Moment.“

Die Thüren schlossen sich wieder.

„Nun, was soll's also? Geschwinde! Was soll's?“

*) Namen, welche zuerst in den Märztagen auftauchten.

Rucicka bat kurzweg um einen hohen Auftrag an die Polizeidirection, ein halb Dutzend der jungen Leute insgeheim und ohne Aufsehen verhaften zu lassen. Da er die Personen wie ihre Verhältnisse genau kenne, würde er, falls Se. Excellenz huldvoll geneigt wären, ihm die Untersuchung zu übertragen, die Aussagen eigenhändig zu Protokoll nehmen und darüber binnen vier und zwanzig Stunden mündlich zu berichten die „Gnade" haben.

„Sie gehen rasch!" meinte der Chef.

„Es ist vielleicht die eilfte Stunde, Excellenz!" erlaubte sich der Untergebene unterthänigst zu bemerken.

Der Graf sah ihn an, besann sich. „Ohne Aufsehen? Hm! Ich will mir's überlegen, muß auch erst mit dem Fürsten darüber sprechen und mit dem Grafen Kolowrat. Ueberwachen Sie einstweilen die jungen Leute. Ihr Diensteifer ist zu loben. Adieu."

Der Beamte zog sich mit den nöthigen Bücklingen zurück.

„Wieder nichts!" murmelte er in sich hinein. „Quem Deus perdere vult, dementat."

Der Thürsteher öffnete die heiligen Pforten.

„Ich bin heute sonst für Niemand zu sprechen," —

verkündete die Excellenz laut in das Vorzimmer hinaus und eilte der eintretenden, höchst elegant gekleideten jungen Dame entgegen, durch deren leichten Voile ein Paar der brennendst schwarzen Augen blitzten. — „Nun, Caton! Sind Sie endlich von Ihrer Kunstreise zurück? Wie ist's Ihnen ergangen? Und wo haben Sie sich so lange herum getrieben? Sie müssen mir Alles erzählen, Alles! Kommen Sie."

Damit reichte der galante Graf der Schönen den Arm und führte sie in das anstoßende Cabinet, dessen Tapetenthür man bald darauf verriegeln hörte.

Diese Scene fiel in den ersten Märztagen des Jahres 1848 vor, zur Zeit, als die Kunde von der neu gebornen französischen Republik und Kossuths Reden im ungarischen Landtage die Gemüther der Wiener auf's Heftigste entzündeten, zu deren Beschwichtigung die Regierung ein Circular an verschiedene Unterbehörden erließ, kraft dessen den Beamten verboten wurde, sich über die politischen Zustände in der Welt überhaupt, und die in Mailand insbesondere, in irgend einer Weise zu äußern oder sich darüber zu besprechen. *)

*) Faktisch.

Kucicka wartete wohl acht Tage und länger. Endlich, am zwölften März, kam ein geheimes Decret des obersten Polizeipräsidiums an das Präsidium der Wiener Polizeidirection, mit dem Auftrage, über die Personen eines gewissen Fischhoff, Buridan u. s. w. längstens binnen vier Wochen Bericht zu erstatten.

In der Nacht vom 12. auf den 13. März saß aber der Polizei-Dalai Lama ganz wohlgemuth in seinem Arbeitskabinet und strich das Epitheton „schläfrig", mit welchem ein Theater-Referent den damaligen Dramaturgen des Hofburgtheaters (einen Günstling des Grafen Kolowrat*) zu bezeichnen gewagt hatte. Die Excellenz setzte dafür: „eifrig" und ging zufrieden zu Bette, um sich am Morgen des omindsen Dreizehnten den Schlaf und — die Censur aus den Augen zu reiben.

Das todtgeglaubte Wien war aber nach dreien Tagen aus seinem Geistesgrabe auferstanden. Unsere Landsleute hielten sich für frei. Zum Mindesten waren sie nicht mehr gefesselt, waren freigelassen.

Ende des ersten Bandes.

*) Helbein.

17120
12

Druck von Otto Janke in Berlin.

Die Freigelassenen.

Bildungsgeschichte aus Oesterreich.

Von

Bauernfeld.

Wir alle leben vom Vergangenen
und gehen am Vergangenen zu Grunde.
Goethe.

C5, 3470

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1875.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
1.	Kapitel.	Idibus Martiis	3
2.	„	Die Barrikadenzeit	23
3.	„	Szeretem a szabadságot	39
4.	„	Die Schutzgeister	57
5.	„	Die Frau Hofräthin	71
6.	„	Blue devils	85
7.	„	Liber et libertus	107
8.	„	Vater und Sohn	127
9.	„	Vater und Tochter	143
10.	„	Ein Zeitungsartikel	159
11.	„	Der Jesuit	177
12.	„	Schwester Benigna	197
13.	„	Das Testament	215
14.	„	Das entsiegelte Blatt	229
15.	„	Epilog	249

Zweiter Band.

Die Stürme.

Hunc ego servum liberum
esse volo.
Formel der alt-römischen
manumissio.

Erſtes Capitel.

Idibus Martiis.

Osez! Voilà tout le secret
des révolutions.
St. Just.

Wie ein Mann, der im dumpfen Halbschlummer liegt, die keuchende Brust gedrückt von dem schweren, gespenstischen Alp — doch die grause Nacht schwindet und mit ihr der entsetzliche Traum, und dem ersten Strahle der allbelebenden Sonne erschließt sich die zuckende Wimper und der lange gequälte Schläfer springt auf von seinem Schmerzenslager, wendet sich, darf sich dem Lichte zuwenden, dem hellen Tage, dem freundlich menschlichen Treiben und Wirken! So war dem Wiener, dem Oesterreicher damals zu Muthe, als der grause Zwang des abscheulichsten Regierungssystems, von dem je ein Volk geknechtet worden, plötzlich nicht mehr auf ihm lastete, als das verschrumpfte, doch bisher allmächtige Polizialräunchen, von dem heißen Strahl der Freiheit

auf den Tod getroffen, ſein verlogenes Zauberdaſein ſtöhnend und ächzend aushauchte. — Die zahme und entnervende Dienſtbarkeit, unter welcher der Oeſterreicher dahin geſiecht, findet nirgend in der Welt ihres Gleichen. Dem aſiatiſchen Despoten gehorcht ein Volk von Sklaven, doch ſie ſind Holz von ſeinem Holze, ſind Barbaren wie er, er nur der Mächtigſte, der Kraftvollſte unter ihnen, und ſo wird ihr Gehorchen wie ſein Gebieten zu einer Art Naturnothwendigkeit. Und die Parias ſind ſich unter einander gleich; ihr Tyrann läßt ſie auch zeitweiſe gewähren, hemmt und hindert nicht ihre lärmenden Freuden, ihre wilden Tänze und Opiumräuſche in den ſparſamen Feierſtunden, nachdem ſie ſich genugſam für ihn geplagt — und beide Theile, Herrſcher und Sklaven, ſind mit einander zufrieden. — Ueber Oeſterreich, mitten im hoch kultivirten Europa, gebot kein grauſam-mächtiger Despot, dagegen regelte ein nergelnder Polizei-Golim die Tage und Stunden des Volkes, ſeinen Verkehr, ſeine Beſchäftigung, ſeine Freuden und Erholungen, ſeine Gedanken und Gefühle; er ruhte und raſtete nicht, bis Herz und Gemüth, Geiſt und Seele zum Gefrierpunkte, zum Niveau der Gleichgültigkeit ge-

diehen waren. Ueber alles lebendige Streben und Weben, über jeden Keim des Gedankens, über Forſchen und Wiſſen, ja über die göttliche Kunſt ſpritzte der Golim ſeinen erſchlaffenden, ertödtenden Geifer aus. Und das Volk ſchwieg, gehorchte, grollte und murrte im Stillen. Ein paar hundert Privilegirte aber taumelten in einem geiſtloſen Genußleben dahin und blickten mit dünkelhafter Verachtung auf die niedergehaltene Völkerherde. Jene nur zählten und galten, ſie waren der „Staat"; der Reſt, die Maſſe war Sperma, Urſchleim, ſtaatlicher Kehricht. — Doch genug von dieſer Erbärmlichkeit, die kein nach 48 Geborener je begreifen oder für möglich halten wird! Kehren wir in die Tage zurück, die in das urfinſtere Chaos den erſten Lichtſtrahl warfen, der von Millionen begrüßt und geſegnet ward, während freilich hunderttauſende lichtſcheuer Augen ſich ihm dumpf grollend verſchloſſen, verhärtete Herzen und widerſtrebende Geiſter gleich im erſten Augenblick bereit waren, ſich zu einem neuen Bunde der Dunkelmänner zu vereinigen. Aber auch ehrliche, nur etwas ängſtliche Gemüther hatten ihre Bedenken; ihre Augen, an die alte cimmeriſche Finſterniß längſt gewöhnt, ſchienen wie geblendet von dem

plötzlich hereinſtrömenden Lichte, und man konnte ihren Zweifel, ob es denn auch fort leuchten werde, kaum beſchwichtigen. —

„Wir wollen ſein ein einzig Volk von Brüdern!“ — Alſo hatten junge Leute der verſchiedenſten Nationalitäten: Deutſche, Ungarn, Böhmen, Polen, Italiener bereits vor Jahren einander begeiſtert zugerufen. *)

War das eine Vorahnung oder eine Vor-Parodie des fünfzehnten März? — Das Zauberwort Conſtitution war ausgeſprochen — und nicht junge Studenten, nein, die Völker ſelbſt brachen in jugendlich-ſtürmiſchen Jubel aus. — Ein ſchöner Moment! Wer wollte daran nergeln? Und doch! Der Poeſie von heute folgt die Proſa des morgen. Das Ungeheure iſt erlebt, man hat es empfunden, allein es will auch begriffen ſein — und ein Jeder legt es ſich doch anders aus. Jedes Große und Neue, welches plötzlich in das Alltagsdaſein tritt, erregt Bewunderung, aber es erſchreckt auch, es beängſtigt, man weiß nicht, wie ihm beizukommen, und ſo iſt zuletzt nichts unverſtändlicher, als die Gegenwart.

---

*) Siehe erſter Band, fünftes Capitel.

Sie wurzelt aber entſchieden in der Vergangenheit, mit der man abrechnen, an die man anknüpfen muß, wenn ſich neues Leben und Sein aus ihr geſtalten ſoll. In dieſem Sinne mag die erſte Hälfte des von uns gewählten Haupt-Motto's verſtanden werden: „Wir Alle leben vom Vergangenen" — indem wir den bedenklichen Schlußſatz: „und gehen am Vergangenen zu Grunde" — einſtweilen auf ſich beruhen laſſen wollen.

Der Leſeverein in Verbindung mit der Aula hatte ſich in den Märztagen als eine Art Lokalbehörde improviſirt. Alexander Bach und unſer Günter ſaßen im permanenten Ausſchuß; Günter kam nicht aus den Kleidern. Am Abend des fünfzehnten eilte er durch die wogenden Straßen dem Hôtel der Weißenſtein's zu, welches er in den drei Tagen nicht betreten hatte. Am Hausthor hielt er inne, ſchöpfte Athem, ſammelte ſich; dann die Treppe hinauf, in das Boudoir der Comteſſe.

„Juſtine! Freiheit!" waren die einzigen Worte, die er aus ſtürmender Bruſt hervorbrachte.

Das geliebte Mädchen flog ihm wie unwillkürlich mit offenen Armen entgegen. Sie hielten ſich lange ſchweigend umſchloſſen, ihre Thränen vermiſchten ſich.

In dem Gefühle, welches ſie Beide elektriſch durchſtrömte, hatten ſie ſich ſelbſt vergeſſen, wie ihre äußeren Verhältniſſe. Es war wie ein Symbol. In den zwei Liebenden umarmten ſich die frei gewordenen Menſchen.

* * *

Die nieder-öſterreichiſchen Stände waren nun plötzlich wie weggeblaſen, die regierende Trias an die Luft geſetzt, die Behörden verſtummten und überließen die Leute ihrem vorläufig unſchuldigen Freudentaumel. Der arme Spitzer lag leider unter den Märzopfern und konnte ſich im Jenſeits über den Grafen Sedlnitzki beklagen, der ihn ohne allen Zweifel beim Leben erhalten hätte, ließ er ihn zu rechter Zeit einſperren. —

Bei dem politiſchen Durcheinander, welches im Anfang herrſchte, wo Niemand lenken und leiten konnte oder wollte, ward unſer Wien mit Einem Mal das Eldorado all' der Leute, die gern in den Tag leben. Freiheit und keine Arbeit! Das war die Loſung, zumeiſt der arbeitenden Klaſſen. Den Sommer 48 über gab es nur lauter halcyoniſche Tage. Die neue Freiheit hatte

auch eine Art Gütergemeinschaft herbeigeführt, wie zu den Zeiten der Apostel und ersten Christen. Wer Geld hatte, ließ laufen. Besonders die reichen Juden. Die Besuche der Nationalgarden aus den Provinzen und ihre Verbrüderungsfeste mit den Wienern nahmen kein Ende, und auch sonst fehlte es dabei nicht an Gästen, die es sich wohl schmecken ließen. Jeder Eingeladene lud wieder ein. Kurz, es ging zu, wie auf der Hochzeit des Camacho. Dabei ließ man die Freiheit hochleben und trank auf den Untergang der „Camarilla". Sonst geschah weiter nichts Uebles, als daß man allmälig anfing, sich in Parteien zu spalten. Bald spielten die Farben ihre Rolle: schwarz-gelb, schwarz-roth-gold, weiß-roth-grün u. s. w.

Im Familien- und Privatleben ging es zu, wie im öffentlichen. Vater und Söhne, Bruder gegen Bruder standen in verschiedenen Lagern, Freunde schalten einander „reaktionair" und „radikal". — Auch bei den Weißensteins gab es bald nicht unbedeutende politische Schattirungen. Das Haupt der Familie war sich im Grunde gleich geblieben, der „Altliberale" nahm die Constitution aufrichtig und ehrlich an. Der Oberst

hatte es für ſeine Pflicht gehalten, ſich beim Kriegsminiſter zu melden. Er bekam eine Diviſion der italieniſchen Armee zu kommandiren; der Dragoner, zum Rittmeiſter befördert, wurde dem Vater beigegeben und jubelte darüber. — Graf Lothar von der Staatskanzlei war entſchieden „ſchwarzgelb“ und ſchwärmte einzig und allein für die Armee, welche die Ordnung nach Außen wie nach Innen wieder herſtellen müſſe und werde. Das berühmte:

„In deinem Lager iſt Oeſterreich“ —

war ſein Schiboleth. Es hatte ſich freilich ſpäterhin weder bei Solferino noch bei Sadowa, oder ſelbſt den Naſenabſchneidern in Dalmatien gegenüber beſonders bewährt.

„'S giebt alſo doch noch Kriege!“ rief der muntere Graf Heinrich triumphirend aus. „Siehſt Du's nun, Herr Bruder? Hab' ich's nicht immer voraus geſagt? Wir müſſen raufen. Mit wem immer! Italiener, Ungarn oder Demokraten, gleichviel! Dreinſchlagen! Das giebt den Ausſchlag!“

Gräfin Helene war völlig faſſungslos, als ſie ihrem eher Antoine und ihrem Henri, die den Schlacht-

feldern entgegen eilten, den letzten Abschied nachwinkte. Sie zitterte an allen Gliedern und bekam wirkliche Nervenzuckungen.

„Bella, mir ahnt's, wir werden die lieben Beiden nie wiedersehen, nie!“ hauchte sie und sank völlig erschöpft in den Armstuhl.

Die Fürstin, weit minder weichen Stoffes, fand es angezeigt, die Mama auszuzanken.

„Schäme Dich! Bist Du eine Soldatenfrau? Denke an unsern alten Radetzky, wie der sich freuen wird, den Papa, seinen freilich viel jüngeren Kriegskameraden, bei sich zu haben. Hast Du Ahnungen, so hab' ich sie auch. Wir werden über diese perfiden Italiener siegen, es kann gar nicht anders, und Vater und Bruder werden ruhmbedeckt in unsere Arme zurückkehren.“

„Gutes Kind! Glaubst Du wirklich? Und Du hast keine Angst?“ fragte die Gräfin, schon halb getröstet.

„So wenig, Mama, daß ich mich über meinen Mann ärgere, der sich durchaus nicht bewegen lassen will, den italienischen Feldzug als Freiwilliger mitzu-

machen. So geht er unthätig herum. Und ich ennuyire mich hier. In „unserem“ Polen giebt's ja durchaus nichts zu schaffen oder zu leisten!“

Aus Italien kamen in der Folge gute Nachrichten, wie die Fürstin vorausgesagt. Der Schmerz der armen Gräfin Helene war auch milder geworden; um so höher steigerte sich ihre Angst. Täglich ein neues fatales Ereigniß! Und die ewigen Unruhen! Die erste Flucht des Kaisers nach Innsbruck, die bewaffneten Deputationen, der Sicherheitsausschuß — ach, und die Katzenmusiken! Wie da die Nerven herunter kommen! — Die Familie sollte ihr Landhaus in Meidling beziehen, wozu der Hausarzt drängte.

„Nicht um die Welt!“ rief die Gräfin. „Sie vergessen die Proletarier! Raub und Mord und Brand steht da draußen auf der Tagesordnung. In der Stadt ist doch einige Sicherheit.“

Die Dame war aber vollkommen sicher. Der „Legionär“ Carl Günter bürgte ihr dafür.

„Verlassen Sie uns nicht, lieber Charles!“ hatte ihn die Gräfin flehentlichst gebeten. „Sie müssen täglich zu uns kommen, zwei-, dreimal im Tage, besonders

wenn „was los iſt!“ Ein Unglück iſt bald geſchehen, man kann nicht wiſſen. Wir ſind nun einmal von altem Adel, ſind Grafen, meine Tochter eine Fürſtin. Können wir dafür? Und dieſer verwünſchte Pöbel — verzeihen Sie! Das Volk, wollt' ich ſagen. Das Volk iſt zwar brav — ſo im Ganzen genommen — aber es giebt doch Ausnahmen! Und die haben's auf uns Alle abgeſehen. Darum verlaſſen Sie uns nicht, ſchützen Sie uns, mein Freund!“

Günter, wie auch Chalybeus, waren in die akademiſche Legion eingereiht, und in den Tagen, in denen die Aula als die einzige Behörde galt, der man etwa Folge leiſten mochte, waren Beide thätig und unermüdlich, wie alle Beſſeren ihrer Genoſſen. Nun ſollten die beiden Freunde, wie die ängſtliche Gräfin Mama verlangte, täglich im Hauſe ſpeiſen, des Mittags wie des Abends. Das ging bei ihren Arbeiten und Sitzungen durchaus nicht an. Günter ſendete daher als Stellvertreter für ſich und ſeinen Freund ein paar brave junge Leute, denen eine beſſere Koſt durchaus nicht unwillkommen ſchien. Ein paar Andere ſollten die wieder ablöſen. Es war eine völlige Haus- und Burgwache, die

auf- und abzog. Die Gräfin zeigte ſich entzückt darüber und ließ zuletzt im rez-de-chaussée des Hôtels ein paar artige Zimmer herrichten, wo die „lieben jungen Leute“ die Nacht über campiren konnten. Sie ſelbſt ſchlief nur ruhig, wenn ſie ein paar „Galaburſer“ im Hauſe wußte. Was der guten Dame aber hauptſächlich abging, war die ſeit Jahren gewohnte und nun ſo plötzlich „aufgelaſſene“ italieniſche Oper. Sie hätte von Herzen gern Venedig und Mailand aufgegeben, wenn ihr nur Debaſſini und die Medori verblieben wären. — Die männliche und kühne Fürſtin Arabella dagegen wußte ſich in die neue Zeit zu ſchicken, gewann durch ihr bezauberndes Lächeln die jungen Legionäre, und ließ ſich ſogar herbei, für irgend eine Abtheilung der Wiener Nationalgarde mit höchſt eigenen „Feenhänden“, eine Fahne zu ſticken. Der fürſtliche Gemahl beſtritt natürlich die Koſten des glänzenden Feſtes der Fahnenweihe, bei welchem die vornehme ſchöne Frau auf einem erhöhten Sitze thronte, und als ſie den Toaſt auf die „conſtitutionelle Freiheit“ ausbrachte, mit einem frenetiſchen, nicht endenwollenden Jubel begrüßt wurde.

Noch iſt des jungen Grafen Guido zu erwähnen,

der ſeinen Grafentitel flugs bei Seite ließ, ſich einfach Guido Weißenſtein nannte, und aus bloßer Luſt an dem Durcheinander in alle Volksverſammlungen lief, wie er auch an den ſtürmiſchen Sitzungen des Sicherheitsausſchuſſes und allen Verbrüderungsfeſten Theil nahm und meilenweite Ritte machte, um einem derlei Gaudium in irgend einem Landſtädtchen beizuwohnen. Seine equeſtriſche Freundin aus dem „Cirkus“ war und blieb dabei ſeine unzertrennliche Gefährtin. Die ſchöne Lori oder Lauretta hatte inzwiſchen ihr Metier aufgegeben, theils aus Bequemlichkeit und da ſie es (bei ihrem Beſchützer) „nicht nöthig“ hatte, theils wegen zunehmender Korpulenz, die ſich trotz allen Reitens und Herumjagens nicht vertreiben ließ. Wir vermuthen, daß die copioſen und leckerhaften Mahlzeiten, denen ſie und ihr Verehrer ſich mit Leidenſchaft hingaben, viel dazu beitragen mochten, die Dame in ihrem dicken statu quo zu erhalten. Sie ſchwärmte zugleich für die Politik des Tages, für die äußerſte Freiheit und unbeſchränkteſte Demokratie, hatte einen Säbel umgegürtet, den deutſchen Hut aufgeſtülpt, und hielt radikale Reden in öffentlichen Ver-

ſammlungen, trotz einer Theroigne de Mericour, obwohl ſie nicht literariſch genug gebildet war, um ſich dieſe Pariſer Heldin mit Bewußtſein zum Vorbild zu nehmen. Es genügt, daß ſie ſie ahnte und ihren gleichfalls dicken, nur etwas ſchläfrigen Freund in ihre Begeiſterung mitzureißen verſtand. Die Wette der jungen Wiener und Peſther Kavaliere: „ob der Guido die Lori heirathen werde," war noch unentſchieden, ſtand aber immer aufrecht.

Baron Felix mußte der Richtung des Tages zum Opfer fallen. Die demokratiſchen Blätter verſchrieen den geheimen Hofrath als reaktionär, und ſo wurde er noch unter dem ſchwachen und ängſtlichen Pillersdorf einſtweilen in Disponibilität geſetzt. Da er ohnehin kein Gehalt bezog, ſo zerriß er die bureaukratiſche Kette ganz und gar, trat einfach aus dem Staatsdienſt, war wieder Privatmann. Den Titel „Excellenz" hatte er beharrlich ausgeſchlagen. Hierauf zog er ſich für einige Zeit auf ſein Erbgut zurück, welches er ſeit lange vernachläſſigt hatte. Da die Fürſtin erfuhr, daß auch das Schloß reſtaurirt und neu meublirt wurde, ſo zweifelte ſie nicht im Geringſten, der Baron werde den nächſten

ruhigen Moment benützen, um die Hand ihrer Schwester zu begehren. Sein Mitbewerber, Graf Arthur, der hübsche Husar, war ohnehin längst in Italien, und der bürgerliche Herr Günter, so hübsch er sich im deutschen Rock ausnahm, erschien in seiner undemokratischen Richtung durchaus als kein annehmbarer Freier, der auf eine Weißenstein Anspruch machen konnte.

Justine und Günter waren in einem eigenthümlichen Verhältniß. Das Wort Liebe war zwischen ihnen nie ausgesprochen worden. Die März-Umarmung war die einzige geblieben. Dabei waren sie doch Ein Herz, Eine Seele, ohne sich's erst versichern zu müssen. Jede Stunde, die er sich abmüßigen konnte, brachte der Liebende, mit oder ohne den treuen Chalybeus, bei der theuern Freundin zu. Sie war glücklich in der trauten Umgebung und hatte nur den Einen Wunsch: daß sich nichts in dem Zusammensein ändern, Ein Tag so in alle Zukunft dem andern gleichen möge. Die Jugend, zumeist die zart weibliche, hat das Eigene, daß sie jede warme Empfindung und jeden holden Zustand für ewig dauernd hält.

Eines Tages ſaßen ſie im traulichen Geſpräch zuſammen. Man erinnerte ſich des friedlichen Sommers in Scharfenſtein. Wie iſt ſeitdem Alles anders worden? Beſſer oder ſchlimmer? Wer ſagt's? —

Beide waren bewegt, Juſtine ſchien beſonders weich geſtimmt.

„Wiſſen Sie, daß ich ſeit Jahr und Tag nicht mehr beichten gehe?“ eröffnete ſie wie zögernd dem Freunde.

„Wozu auch? Wenn man keine Sünden hat?“

„Wer iſt völlig rein?“ ſagte das Mädchen nachdenklich. „Ich habe mir eine Menge vorzuwerfen.“

Günter wollte erwidern —

„Tante!“ rief der kleine Jagello, der in das Boudoir geſprungen kam. „Sieh nur den prächtigen Hanswurſt, den mir der „Chalyb“ geſchenkt.“

Juſtine ſchloß das Kind heftig in die Arme.

„So Ihr nicht werdet wie Eines von dieſen!“ rief ſie leidenſchaftlich aus.

Sie verbarg ihr Geſicht, küßte den Knaben, eilte mit ihm davon.

Günter blickte der Scheidenden nach. Sie liebte ihn, kein Zweifel! — Justine gehörte zu seinem Leben und Sein, und innerlich rief es in ihm bald hoffnungsreich, bald wie drohend: „Erringe Dir das holde Weib oder Deine Existenz ist vernichtet!“

Zweites Capitel.

Die Barrikadenzeit.

Die Welt ist aus den Fugen.
Hamlet.

Es war an einem brennend-heißen Sommerabend. Carl Günter ſaß in der ſchwülen Aula, Chalybeus ſtand ihm zur Seite. Bürger und Bauern kamen zu klagen oder ſich Rathes zu erholen. Es war die Zeit der allgemeinen Rathloſigkeit, wo ſich einzelne Beamte, ja ganze Behörden dem Ausſpruche der Studentenſchaft fügten und froh waren, ſich auf irgend eine, wenn auch nichts weniger als autoriſirte Autorität ſtützen zu können.

Ein zweifelhafter juridiſcher Fall lag vor, ein neues, durch die neuen Zuſtände geſchaffenes Rechtsverhältniß. Das bürgerliche Geſetzbuch reichte zur Entſcheidung nicht aus. Chalybeus mußte lächeln, als Günter ſeinen raſchen Ausſpruch that, der an die Collegien in Heidelberg mahnte und an die dort bei Mittermeier und Thibaut von den jungen Freunden eingeſogenen deutſchen Rechtsgrund-

ſitze. Beide ſtreitenden Parteien ſchienen übrigens mit dem Spruche zufrieden und die Sache war abgethan. Da erhob ſich plötzlich großer Lärm von außen. Man war das gewohnt. Der junge Freiheitsbach, wie alle Frühlingsbäche, war raſch angeſchwollen, rauſchte über die morſchen Baumſtämme, die ſchwachen Repräſentanten der Stabilität hinweg und riß wohl einige Klötze mit.

Ein Spion ſei eingebracht worden, hieß es. Günter ward ärgerlich. „Immer dieſe Narrheiten!“ murrte er, übler Laune. — „Wo iſt der Mann?“

Regierungsrath Rucicka, mit zerquetſchtem Hut und etwas mißhandeltem Leibrock, wurde herein geſchleppt. Er ſei um die Aula herum geſchlichen, klagte man ihn an, habe mit der Bleifeder Notizen aufgeſchrieben und ſich geweigert, ſich auszuweiſen, die Papiere vorzuweiſen.

Es war bereits Abenddämmerung. Der Beſchuldigte trat dicht vor ſeinen jungen Richter, blickte ihm feſt in's Auge.

„Herr Günter, nicht wahr?“ fragte er obenhin — „der ehemalige Oberverwalter der gräflich Weißenſteinſchen Herrſchaften?“

Der Angeſprochene fuhr von ſeinem Sitze empor,

als wäre ihm das Gorgonenhaupt entgegen getreten. Der Mann ſeines Käthchens! (er hatte das längſt in Erfahrung gebracht). Im Grunde genommen, ſein wie ihr Wohlthäter, denn er hatte ſich ja der Aufgegebenen und Verlaſſenen angenommen. Dem vormaligen Liebhaber war aber die Begegnung mit dem Eheherrn widerlich. — „Sie ſind's?“ ſagte er, etwas kleinlaut, und winkte dem Troß, der ſich beſcheiden zurück zog.

„Es ſcheint, Sie ſind hier Herr und Gebieter?“ bemerkte der Beamte ſpöttiſch.

„Da die Herren nicht Ordnung ſchaffen, ſo thun wir's ſtatt Ihrer“ — wurde trocken erwidert. „Was haben Sie geſchrieben?“

„Wollen Sie's leſen?“

„Nein. Wir fürchten Euch nicht, weder Eure Federn, noch Eure Waffen. Doch ſeien Sie ſo gut, die jungen Leute nicht wieder zu reizen. — Mein Freund wird Sie nach Hauſe bringen.“

Der Beamte glättete den Hut mit dem Rockärmel zurecht. — „Darf ich meiner Frau Ihre Grüße ausrichten?“ fragte er mit einem ſchiefen Blick.

„Wenn ſie ſich meiner noch erinnert. — Adieu.“

So schieden die Beiden, vermuthlich auf Nimmerwiedersehen. —

Eine andere Begegnung gestaltete sich freundlicher. Der Studiengenosse aus Heidelberg, der kleine Sachse Peterlein mit dem großen Vollbart, hatte sich gleichfalls in Wien und bei den Freunden eingefunden. Die schönen Tage des Jugendidealismus und der Hegel'schen Philosophie erwachten auf's Neue, durch den Moment der so bedeutenden Gegenwart noch gehoben und verklärt.

„Da wird es nun endlich offenbar, wie sehr der große Mann Recht hatte!" rief das muntere Männchen aus. — „Was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich! Die Idee ist nicht so ohnmächtig, um nur zu sollen und nicht zu sein. Die Existenz, gesetzt in ihren Widerspruch, die sich als Erscheinung reflectirt, die entwickelte Wirklichkeit ist da, die Idee der Freiheit, die einzige Nothwendigkeit! Und darum Heil den braven Wienern! Durch ihre Beihülfe ist die Idee aus dem Scheinen-in-Anderes zum Resultate des Werdens, zum Dasein gelangt, zum eigentlichen Begriff, der Wahrheit des Seins und Wesens."

Aber nicht nur den braven Wienern ließ der lebens-

frohe Sachse Gerechtigkeit widerfahren, sondern auch den hübschen Wienerinnen. Ihm, dem bisher das weibliche Wesen nur selten zur Realität gelangt war, kam nun zu Gute, daß er sich der Aula angeschlossen hatte, für die unsere hübschen Landsmänninnen damals nicht minder schwärmten, wie bald darauf für die galanten Offiziere des poetischen oder poetisirenden Helden Jellachich.

Peterlein gedachte gelegentlich in Leipzig als doctor legens aufzutreten, war aber nicht so bald im Stande, sich von dem Wiener Freiheits- und Vergnügungstaumel los zu reißen. Er hatte eine kleine Privatwohnung bezogen, deren Annehmlichkeiten nicht wenig dazu beitrugen, ihm den Aufenthalt behaglich zu machen. Die Vermietherin, zugleich die Hausbesitzerin, Frau Brigitte Brennberger, war eine wohlhabende Bräumeisterswittwe, wohl etwas über die ersten Jugendreize hinaus, aber sonst von anmuthiger Physiognomie und nicht zu verachtenden körperlichen Formen. Die lebhafte Dame, eine große Verehrerin der Aula, nahm den jungen Doctoranden mit Vergnügen unter ihr gastliches Dach, übervortheilte ihn durchaus nicht im Zins. Da sich der artige Sachse auf seinen hohen Stiefelabsätzen gar galant

zu präſentiren wußte, auch nicht minder naiv als die Wittwe von der „jungen Freiheit“ ſchwärmte, ſo wurden ſie bald mit einander vertraut. Sie wohnten ſich Thür an Thür gegenüber. Der „junge Zimmerherr“ bekam ein Mal über das andere von der ſtattlichen Frau eine Tiſcheinladung; auch Chalybeus, der den Freund beſuchen kam, mußte „vorlieb nehmen“. Man unterhielt ſich dabei ſo vortrefflich, daß für jede Woche ein Tag zu einer derlei „Agape“ feſtgeſetzt ward; am Sonntag, ſchließlich auch an den noch übrigen Wochentagen dinirte Peterlein mit der gaſtfreien Wittwe tête-à-tête.

Die öffentliche Sache ging inzwiſchen ihren unaufhaltbaren Lauf. Alexander Bach war in das Miniſterium Doblhoff getreten, Carl Günter in den conſtituirenden Reichstag gewählt worden, wo er mit Löhner, Violand, Goldmark auf der äußerſten Linken ſaß, die nur zu bald genöthigt war, dem ehemaligen Parteigenoſſen aus dem Leſeverein und dermaligen Juſtizminiſter die heftigſte Oppoſition zu machen. Es kamen die Tage, in denen Ludwig Löhner (unruhig, unſtät, aber hoch begabt) ſeine glänzendſten Reden hielt, —. es kam auch die Stunde, wo der Miniſter ihm und ſeinen

Genoſſen zurufen mußte: „Ich fürchte mich nicht!“*) Bach iſt ein Abtrünniger wurde bitter geklagt — er hält mit der Hofpartei.

Die Freiheit ſchien bedroht. Ihr einziger und letzter Hort waren die Ungarn. Günter vergaß Alles und Jedes, was er wohl ſonſt gegen das magyariſche Adminiſtriren und Uebergreifen Tadelndes vorgebracht. Nur den politiſchen Gedanken im Auge, drangen er und ſeine Partei energiſch darauf, die ungariſche Deputation im Reichstag zu empfangen. Sie wurden überſtimmt. Das brachte ſie außer ſich und warf ſie ſchließlich der Revolution in die Arme.

Je ſtürmiſcher die Sitzungen im Reichstage und in den Comités ſich geſtalteten, deſto ſeltener ſtellte ſich unſer Günter an den ſtillen Abenden bei Comteſſe Juſtine ein. Nur Baron Felix, von ſeinem Gute zurück gekehrt, und der grenzenlos ergebene Chalybeus waren der Freundin treu geblieben. Allein keine Beethoven'ſchen Duo's ertönten mehr! Kein harmloſes Geſpräch über Kunſt, Literatur, Theater! Der eherne Ernſt der Zeit hatte die ſchüchternen Muſen verſcheucht.

*) Hiſtoriſch.

Seit dem letzten Zweigespräch, das einen so leidenschaftlichen Ausgang nahm, hatten sich Günter und Justine kaum mehr unter vier Augen zusammen gefunden. Der junge Mann schien auch seitdem jedes trauliche tête-à-tête zu vermeiden, sprach nur von gleichgültigen Dingen oder beeilte sich, seine politischen Freunde aufzusuchen. Sein Radicalismus steigerte sich fühlbar von Tag zu Tag. — „Muß denn ein Oesterreich sein?“ hatte er einmal im Unmuth ausgerufen. „Und just in dieser Form und unter dieser Herrschaft? Man spricht mir nur immer von der Dynastie. — „Was kümmert uns der Schnupfen vom Aeltesten der Capets?“ sagte Camille Desmoulins ärgerlich und er hatte Recht. Das Volk ist auch etwas. Die Dynastien wechseln, das Volk ist ewig. — Eine Wandlung steht bevor, eine neue Form. Ich meines Theils hätte nichts dagegen, wenn das Ding in Zukunft sich etwa betiteln sollte: Die vereinigten österreichischen Freistaaten. Die deutsch-ungarischen meinetwegen! Wir wollen nicht um die Etiquette streiten.“

Justine erschrak über diese und andere seiner wilden Reden.

„Wer auskehren mithilft, muß Staub machen!“ ſuchte Chalybeus den Freund zu entſchuldigen.

„Er hält es aber mit Ungarn, mit der beinahe offenen Revolution!“ wendete Juſtine ein.

„Unſer Freund iſt doch trotz alledem ein guter Oeſterreicher“ — nahm Baron Felix das Wort, — „ſo wunderlich er ſeinen Patriotismus bisweilen auch ausdrücken und bezeichnen mag.“

„Nun freilich! Ich kann mein Heu auch Stroh nennen,“ meinte Chalybeus.

„Er iſt jung und leidenſchaftlich und wird täglich gereizt“ — fuhr der Baron fort — „das entſchuldigt Vieles. Ein Ideal ſchwebt ihm vor der Seele — vom Leben wie vom Staate. Laßt ihn ſich abklären, ihn die rechte Stelle finden und es wird was Tüchtiges aus ihm, das uns noch Alle erfreuen ſoll.“

„Das war ſonſt auch meine Meinung über ihn,“ — ſagte Juſtine nachdenklich, — „doch nun muß ich faſt beſorgen, daß er ſich verzehrt.“

Wir, die wir in das Innere unſers Helden blicken, möchten der lieben beſorgten Freundin beinahe beiſtimmen. Günter gehörte zu den „problematiſchen Naturen,“

die nur äußerſt ſelten zu einem wünſchenswerthen Endziele gelangen.

Wenn es in dem werdenden Künſtler oder Dichter frühzeitig gährt, tobt und ſtürmt, ſo iſt das der noch gebundene Schaffenstrieb, welcher ſich ſpäter durch wirkliche Schöpfungen beruhigt und befriedigt. Wie aber der Idealiſt, der ſeine Kraft an dem ſprödeſten aller Stoffe, am Außenleben ſelber verſuchen will? Einen Staat zu lenken oder gar umzuformen, Volksmaſſen zu führen und ſie zu einem beſtimmten Ziele zu leiten, dazu bedarf es derb practiſcher Naturen. Der edle Schwärmer hat den reizbaren Nerv, das Werk zu beginnen — um es durchzuführen, fehlen ihm meiſt Knochen und Mark. —

* * *

Wer die Sommermonate von 48 in Wien mitgemacht, dieſe Zeit einer gemüthlichen Anarchie, der wird ſich gewiß mancher heiteren Scene erinnern, ſo wie manchen Contraſtes zwiſchen der ernſten Stimmung und Lage des Moments und ſeiner komiſchen, ja burlesken Ausbeutung. So waren es die eben ſo rieſigen als kunſt-

vollen Barrikaden, von den Wienern aufgethürmt, welche nicht verfehlen konnten, sich des Beifalls aller Fach- und Baukundigen zu erfreuen. Ihre Entstehung war spontan. Der Zweck dieses Bauwerkes erschien minder begreiflich. Man hatte sich einreden lassen, bei Einem der Thore Wiens verspürten die Franzosen unbezwingliche Lust einzurücken, durch ein anderes würden die Russen schnurstracks heranstürmen. Obwohl sich diese gefürchteten kriegerischen Erscheinungen alsobald als leere Phantasmen herausstellten, so ließ man das mühsam erbaute Kunstwerk demungeachtet durch mehrere Tage fortbestehen. Der Verkehr in den Straßen war natürlich gehemmt, allein die bewaffneten Arbeiter und Proletarier, die hoch oben auf den Gerüsten standen, machten sich ein Vergnügen daraus, das verehrte Publicum in den verschiedenen Holzgängen herum zu führen und dafür ein mäßiges Trinkgeld einzustreichen. Die Sache war übrigens nicht gar zu bedenklich. Auf der sogenannten „Kaiserbarrikade" war sogar das Portrait des Kaisers Ferdinand im Geleite einer schwarzgelben Fahne aufgepflanzt. Freilich fehlten auch andere Farben nicht. Der eleganten Wiener Welt machte es Spaß, das Ding

in der Nähe zu beſehen, und nicht nur junge Wiener Stutzer trieben ſich da herum, ſondern ſogar der diplomatiſche alte Weſſenberg machte den Cicerone einer vornehmen Dame und Beide betrachteten ſich die merkwürdige Conſtruction mit eben ſo viel Neugierde als Wohlgefallen. —

Um Eine der Barrikaden, auf deren Spitze eine rothe Fahne prangte, war ein beſonderes Gedränge. Die ſtattliche Reitkünſtlerin Lauretta mit Stürmer und Schleppſäbel ſtand hoch oben, lebhaft geſticulirend und perorirend. Ihr Anbeter, der entgrafte Guido Weißenſtein, horchte ihr bewundernd und mit offenem Munde zu. Die Proletarier, durch den Beſchützer der Dame mit Wein und Würſten ausreichend verſorgt, donnerten Beifall. — Die arme Gräfin Mama, welcher dieſe und andere Verirrungen ihres Lieblings zu Ohren kamen, wurde von einem ihrer heftigſten Nervenanfälle heimgeſucht.

Inzwiſchen hatte Hans Kudlich, von der Bauerſchaft gewählt, im Reichstag ſeinen wenig motivirten Antrag über die Grund- und Bodenbefreiung eingebracht, welcher in Bauſch und Bogen angenommen

wurde, indem man die Entscheidung über die etwa aufzuwerfende Entschädigungsfrage einer späteren, ruhigeren Zeit sorglos überließ. Am 24. September brachten nun die Bauern ihrem Helden am „neuen Markte“ einen Fackelzug dar, bei welcher Gelegenheit der Gefeierte nicht verabsäumte, die populäre Freiheitsrede de rigueur unter dem herkömmlichen Gejohle abzuhalten. Auch die Minister Doblhoff und Wessenberg versuchten gelegentlich von einem Fenster des Gasthofes „zur Stadt Frankfurt“ zu sprechen, ihr schwaches Organ reichte aber nicht aus. Der berüchtigte Taufenau überdonnerte die beiden Würdenträger mit einem ur-radicalen Speech, in welchem er die „pragmatische Sanction“ unter lauter Zustimmung des Volkes einfach „zerriß.“ *)

Die Stürme brausten fort und fort, die Tragik des October ragte bereits herein. Und allüberall die Volksmassen wie die Nationalitäten in Bewegung, in wilder Gährung, und jeder Volksstamm hatte seine Führer. Nur der Deutsch-Oesterreicher, inmitten von Völkern fremder Zungen, sich selbst überlassen, blickte sehn-

*) Symbolisch, natürlich.

ſuchtsvoll, vielleicht vergebens, nach dem großen Deutſchland. Unſer Wien aber wurde von allen Parteien benützt und in den ſtürmiſchen Strudel mit fort gerissen. —

Es gab Momente, in welchen unſern Günter eine unſägliche Trauer und Entmuthigung überkam. Der Geſammtſtaat war wie in Atome zerfallen und überließ es dem guten Willen der Theile, wie ſie zur Noth weiter beſtehen wollten oder konnten.

Drittes Capitel.

Szeretem a szabadságot.

— Doch nach der Jugend rauschenden Fanfaren
Wird jedem Denker sich des Todes Stille
Als seine beste Zuflucht offenbaren.
Dranmor's Requiem.

Peterlein hatte seine Monatswohnung im Sommer gemiethet; als der sechste October kam und die folgenden Tage hereinbrachen, welche alle Geld- und sonstigen Verhältnisse in ziemliche Verwirrung brachten, war seine Hausfrau, die edle Frau Brigitte Brennberger, durchaus nicht zu bewegen, den nächsten Monatzins von ihrem voraussichtlich bedrängten jungen Freunde anzunehmen. „Gottlob, ich kann warten," — sagte sie nicht ohne Selbstbewußtsein, — „und Sie haben Kredit bei mir. Wer denkt auch an Geld? Jetzt, wo man die Guldenzettel in Viertheile zerfetzt, wie meine Köchin die Rebhühner! — Alle unsere „Errungenschaften" sind in Gefahr! Man will die Censur wieder einführen und zwei Kammern statt einer oder gar drei, und die Kirchenbuße

und Beichtzettelabgabe wie anno dazumal — man will den Ungarn ihre Constitution wegnehmen, die, glaub' ich, an die tausend Jahr' alt ist und drüber, und die braven Wiener sollen nicht mehr frei reden dürfen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und die schöne Uniform will man ihnen ausziehen, kein Exerciren und Präsentiren mehr, keine Verbrüderungen, kein gar nichts mehr! Und die abscheuliche Camarilla selber — Gott verdamme das Weib! mit dem Jellachich und seinen Rothmäntlern wird uns noch den alten stocktauben Metternich und den boshaften Sedlnitzki — ich hab' zwei Hunde, Sie wissen, der Eine heißt „Sedl" der Andere „Nitzki" — ja, die will man uns zurückbringen, die ganze alte dumme Zeit, und mit Feuer und Schwert wollen sie wüthen, unser altes liebes Wien an allen vier Ecken anzünden — und warum? Weil unsere jungen Leute deutsche Röcke und Hüte tragen, was ihnen doch so gut ansteht! Oder nicht? Und weil wir deutsch reden wollen, was jeder Gebildete versteht, und nicht czechisch oder kroatisch, was eigentlich gar keine Sprachen sind, sondern nur so Ausdrücke und confuse Redensarten, womit diese wilden Völkerschaften sich untereinander zur

Noth verſtändlich machen und dabei Talg und Unſchlittkerzen freſſen und uns die Schnupftücher, Doſen und Uhren aus den Taſchen ziehen! Todtſchlagen ſollt' man die Kerle, maſſakriren, viertheilen, die Racker!"

Die dicke Frau war außer Athem. „Sedl, wo biſt Du? Nitzki, komm' her!" brachte ſie mit dem letzten Kraftaufwand ihrer fetten Stimme hervor. Dann warf ſie ſich in den ledernen Ohrenſtuhl ihres Seligen und ließ ſich von den beiden Hündchen, die zu ihr hinaufſprangen, die fleiſchigen rothen Arme und die erhitzten aufgedunſenen Wangen mit Wolluſt ablecken.

Der Sachſe trat zu ihr. „Beruhigen Sie ſich, Madame Brennberger!" ſprach er ihr freundlich zu. „Man weiß ja, daß Sie eine gute deutſche Patriotin ſind —"

„Ja, das bin ich!" keuchte die Frau.

„Aber man muß ſich mäßigen. Wozu der Aerger? Ein Schlaganfall iſt bald da. Und bei Ihrer Conſtitution —"

„Um unſere Conſtitution handelt ſich's, und um die ungariſche!" fuhr die lebhafte Frau von ihrem Sitze auf. „Die müſſen wir uns erhalten, oder 's geht ſchlimm!"

Sie rollte drohend die Augen.

„Ja, das müſſen wir, das wollen wir auch“ — ſuchte der Freund ſie zu beſchwichtigen.

Ein ungeheurer Trommelwirbel auf der Straße, ſammt dem damals obligaten Glockengebimmel unterbrachen das Zweigeſpräch.

„Sind's die Ungarn? Oder die Kroaten?“ rief Frau Brigitte und trat an's Fenſter.

„Nichts als der gewöhnliche Appell, unter die Waffen zu treten,“ — ſagte Peterlein und nahm Schleppſäbel und Stürmer zur Hand.

„Sehen Sie nach, was iſt, aber laſſen Sie ſich nicht zu weit ein“ — mahnte die beſorgte dicke Freundin. „Sie ſind kein Wiener — als Fremder gehören Sie eigentlich erſt in's Hintertreffen.“

„Ich bin ein Sachſe, folglich ein Deutſcher!“ erklärte Peterlein, nicht ohne Stolz. „Ich will keine Ausnahme für mich. Und wiſſen Sie, wie mein Freund Moritz Hartmann ſich erſt geſtern zu mir geäußert? — Der iſt ein Elender, ſagte er, wer immer den erhabenen Wiener Kampf nicht mit machen will. — Und

ſo will ich ſeiner wie Ihrer würdig werden! Hoch die Wiener! Hoch die ſchönen Wienerinnen!"

Damit warf der galante Sachſe ſeiner Schutzfrau einen vielſagenden Blick zu, dann ſtülpte er den Hut auf und ſchritt (ein wenig auf den Zehen) zur Thür hinaus.

„Ein kleiner Mann — aber ein ganzer Mann!" ſagte die Wittwe ſinnend zu ſich ſelbſt und ſtreichelte die Ohren ihrer beiden Hündchen.

Wie gewöhnlich war's ein falſcher Alarm, der unſern Peterlein auf die Straße gelockt hatte; ſo benutzte er den ſonnigen Octobertag zu einer Promenade nach der Jägerzeile, wo er zugleich nachzuſehen gedachte, wie weit der Aufbau der dort befindlichen „Sternbarrikade" gediehen ſei.

Eine Dame ſchritt vor ihm durch die Rothenthurmſtraße, am Müller'ſchen Gebäude vorüber, der ſo genannten Schlagbrücke zu. Das nette Figürchen im dunkeln Seidenkleid, den Voile unter dem Hut feſt zuſammengezogen, ſchwebte leicht und beſcheiden dahin. Damals war kein Gedränge von Spaziergängern, die weibliche Welt, beſonders die feinere, nur ſchwach vertreten. Die

zierliche Erſcheinung hatte unſern jungen Legionär angezogen. Sie wandelt denſelben Weg wie ich, dachte er, warum ſoll ich ihr nicht nachfolgen? Und ſo that er auch. Als er der Dame näher kam, hielt ſie inne, warf einen raſchen Blick durch den dichten Voile auf den Fremden, ließ ihn vorüber gehen. Dieſes Verfahren wiederholte ſich ein paar Mal. So kam man in die Jägerzeile, bis nahe an die Barrikade, wo die verſchleierte Wanderin unter ein Hausthor trat, doch wie zögernd ſtehen blieb. Der Spaziergänger hemmte ſeinen Schritt desgleichen. Die ihm völlig Unbekannte trat ein wenig vor.

„Haben Sie mich erkannt, Herr Peterlein?“ fragte ſie.

„Wie, meine Dame? Sie nennen mich bei meinem Namen?“ rief dieſer erſtaunt.

„Sind wir doch alte Bekannte!“ ſagte die Fremde und lüftete lächelnd den Voile.

Der Sachſe ſah ihr eine Weile in das hübſche Geſichtchen. „Das Käthchen von Heilbronn!“ rief er dann freudig aus.

„Nicht ſo laut, mein Freund!“ mahnte die Frau. „Hier iſt meine Wohnung. Wollen Sie mich hinauf

begleiten? Mein Mann iſt zwar nicht daheim, aber eine ehrſame Mama darf wohl einen geſitteten jungen Herrn bei ſich empfangen."

Mit einem freundlichen Kopfnicken ſchritt ſie voraus. Peterlein folgte ihr, entzückt über die Einladung, und begann ſchon auf der Treppe von der luſtigen Studentenzeit zu ſprechen, von Heilbronn, von dem Tanzen und Hopſen dort im Jägerhaus, dem heiteren Zuſammenſein in Heidelberg.

„Es war nicht immer, nicht Alles heiter!" meinte die Frau des Polizeibeamten. — Droben im Zimmer beim traulichen Zuſammenſitzen gab nun Ein Wort das andere. Auch die Freunde, Günter und Chalybeus, wurden genannt und der harmloſe Peterlein war bald ſchlau dahin gelenkt, über den Erſteren Alles und Jedes mitzutheilen, was er nur immer ſelber wußte oder von Anderen über den Freund in Erfahrung gebracht hatte. Einer „vornehmen Comteſſe" wurde mit Discretion erwähnt und das „Verhältniß" zwiſchen ihr und Carl Günter zart angedeutet.

„Iſt ſie hübſch?" fragte Käthchen.

„Sie ſoll ein Wunder von Schönheit ſein."

„Auch jung?“

„So zwiſchen achtzehn und neunzehn, heißt es.“

„Und wird er ſie heirathen?“

„Davon ſei nie die Rede geweſen, auch jetzt keine Zeit für derlei Dinge.“

„Denkt er meiner noch bisweilen?“ wurde weiter geforſcht. „Spricht er von mir?“

„Denken? Gewiß! Aber ſprechen? Man ſpricht am wenigſten davon, woran man zumeiſt denkt,“ wurde diplomatiſch erwidert.

Es kam zum Abſchied. „Sagen Sie ihm nichts von mir, nichts von unſerm Zuſammentreffen,“ bat ihn Käthchen. „Eigentlich ſollt' ich nicht ſo freundlich mit Ihnen ſein, mit Keinem von Euch,“ ſetzte ſie halb ſcherzend hinzu, „denn Ihr ſeid Feinde der Regierung und mein Mann iſt, wie Sie wiſſen, der Herr Regierungsrath Wenzel Rucicka.“

„Warten Sie, bis wir an's Ruder kommen, dann gleicht ſich Alles aus und wir machen Ihren Wenzel noch zum Miniſter, wenn er ehrlich mit uns hält,“ verſetzte der Andere trocken ſpaßhaft, aber doch mit einem ſtillen Köhlerglauben an den Sieg ſeiner Partei.

Die Regierungsräthin wurde ernsthaft. „Ich fürchte, Ihr jungen Leute geht zu scharf in's Zeug!“ sagte sie. „Kommt Ihr etwa in's Gedränge — Einer von Euch — und ist mein Mann im Stande zu helfen, so wendet Euch dreist an mich. Sie wissen jetzt, wo ich zu finden bin.“

„Das wäre dann nur Vergeltung!“ meinte Peterlein. „Denn Ihr Regierungsrath war schon ein Mal in der Patsche, wie ich höre, und unser Günter hat ihm herausgeholfen.“

Bevor sie völlig schieden, führte Käthchen den Freund noch zu ihrem Töchterlein, einem Kinde von zwei Jahren. Peterlein küßte die kleine Marie und sah dabei die Mutter an. „Venus und ein weiblicher Amor!“ sagte er, galant wie immer, und wurde mit einem Handkuß abgefertigt.

* * *

Wien war im Laufe des October stark gelichtet. Der Reichstag nicht minder. Noch mehr das Ministerium. Den unglücklichen Kriegsminister hatte sein Schicksal

ereilt, Doblhoff und Bach waren verschwunden, Hornboſtel völlig in Vergeſſenheit gerathen. Zuletzt blieb nur der Finanzminiſter Philipp Krauß am Platze, der in ſeiner Perſon ſämmtliche Miniſterien vereinigte, und ſo vermittelte er auch zwiſchen dem Reichstag und dem Hofe in Olmütz, verſah den wiener Gemeinderath und ſomit die Vertheidiger der Stadt mit den nöthigen Fonds, wußte aber auch insgeheim Geld für die Armee (die Angreifer!) zu beſchaffen. Eine wunderliche Situation! Der merkwürdige Mann wußte ſich aber geſchickt durchzuſchmiegen. Raſtlos thätig, immer guter Laune, dabei fromm und gottesfürchtig, ſcheute er weder Arbeit, noch Gefahr. Volle ſechzehn Stunden im Tage war er beſchäftigt, ohne daß er ſich durch irgend einen Straßenrummel ſtören ließ. Er ließ Jedermann vor, auch mitten in der Arbeit, hatte für jeden ein gutes Wort. Seine conſtitutionelle Geſinnung war kaum zu bezweifeln. Allein — „erſt die Ordnung, dann die Freiheit!“ war ſeine Deviſe. Philipp Krauß war der öſterreichiſche Beamte par excellence.

In einer Nacht-Audienz hatte der Miniſter den Regierungsrath Rucicka empfangen, ihn beauftragt,

wichtige Depeſchen nach Olmütz zu überbringen. Manches ließ ſich aber nicht zu Papier bringen, Vieles war mündlich auszurichten, dabei ſich diplomatiſch zu benehmen. Der Miniſter hatte den rechten Mann gewählt.

Wie damals in Galizien, ſaß die Regierungsräthin bei der Abendlampe, ihren Gatten erwartend. Ihr Mariechen hatte ſich in dem Bettchen gerührt. Die Mutter beſchwichtigte das Kind, ſchläferte es wieder ein.

Es hatte geläutet. Rucicka trat raſch in's Zimmer.

„St!“ flüſterte die Frau. „Wecke mir die Kleine nicht. Sie zahnt und hat einen leiſen Schlaf.“

„Der Mantelſack iſt gepackt?“ fragte der Gatte halblaut.

„Seit geſtern ſchon. Wäſche und Kleider, auch die Schriften. Du biſt ja immer reiſefertig! Mußt Du wieder fort?“.

„Noch in dieſer Stunde. Der Fiaker ſteht unten, der mich zur Eiſenbahn bringen ſoll. Und wer weiß, wie lange ſie mich in Olmütz behalten! Auch von Kremſier iſt die Rede. — Gern möcht' ich Dich mitnehmen —“

„Und das Kind! Wo denkſt Du hin?“

„Aber wenn es hier drunter und drüber geht — wer weiß wie bald.“

„Wer ſoll einer Frau etwas anhaben? Einer Mutter?“

„Hm! Du biſt meine Frau. — Du haſt alſo keine Furcht? Gut. So bleib' in Gottes Namen und halte Dich ſtill. Wird es irgend bedenklich, ſo bietet Dir der Miniſter eine Zuflucht in ſeiner eigenen Wohnung.“ —

Rucicka ging in's Nebenzimmer, kam mit Reiſeſack und Mantel zurück. — „Adieu, liebe Kathi! Ich ſchreibe Dir, ſobald ich weiß, woran ich bin.“ — Er küßte ſie auf die Stirn und ging.

Die Frau ſah zu dem Kinde, das feſt eingeſchlafen war. „Wenn ich Dich nicht hätte!“ ſagte ſie mit einer Erinnerung, drückte die Lippen leiſe auf den kleinen Mund und fing an, ſich langſam zu entkleiden.

Die Octobertage wurden immer kürzer und immer ängſtlicher. Bald hieß es: Windiſchgrätz ante portas! Wien war von dem anrückenden Militair rings umſchloſſen und kleine Plänklergefechte zwiſchen Mobilgarden

und kroatiſchen Vorpoſten reizten die gegenſeitige Kampfluſt der beiden auf's Höchſte erbitterten Parteien. Robert Blum vom Frankfurter Parlament und der kriegserfahrene polniſche General Bem waren die Hauptſtützen der Bewegung. Was aber die Wiener zumeiſt aufrecht erhielt, war die Hoffnung auf die ungariſche Hülfe, welche auch von den radikalen Mitgliedern des Reichstages nicht im Geringſten bezweifelt wurde.

Wer einer Partei angehört, iſt nicht mehr frei. Unſer Günter ſollte das erfahren. In kühleren Momenten mußte er ſich ſagen, daß man, im Kampfe um die höchſten Güter, der Gefahr entgegeneilte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Auch Juſtine, auch Baron Felix ſprachen und warnten in dieſem Sinne. Umſonſt! Der Parteimann war gebunden, durch ſein Wort, durch ſeine Ehre. — Mein Leben gehört mir nicht mehr an — ſo nehmt es hin! — Und ſeine Liebe? Ach, die Freiheit trug die holden Züge der Geliebten, wie in dem Traum Egmont's! Und wenn das nüchterne Erwachen folgt, werden nicht die lieblichen Erſcheinungen im dämmernden Morgennebel verſchweben, verflattern, in's Nichts verſchwinden?

Ein ungariſcher Student, ein Jüngling von kaum ſiebzehn Jahren, hatte ſich an Günter angeſchloſſen. Der gereifte, wenn auch nicht reife Mann fand ſich ſelbſt, wie er einſt war, in dem jungen Menſchen wieder — nur noch veredelt, verklärt. So rein und naiv-unſchuldig, ſo friſch und kräftig war er niemals! Da war ein voller Blick in Welt und Leben, Gemüth, Phantaſie, dabei ein glühender Patriotismus, wie er nur dem Magyaren eignet.

„Szeretem a szabadságot!“ (Ich liebe die Freiheit!) rief der junge Bela laut jubelnd aus. Aber er liebte auch ſeine fünfzehnjährige Ethelka, ſeine Braut, die er heimführen werde, wenn ſein Ungarn erſt frei, groß und ſelbſtſtändig worden!

Glücklicher Bela! Konnte der ältere Mann gläubig hoffen, durfte er lieben, gleich dem begeiſterten Jüngling? — Der Zweifel, die Skepſis nagten an Günter — doch empfand er eine ſchmerzliche Luſt an den Herzensergießungen ſeines jungen Freundes. So lagen ſie nicht ſelten in der Nacht am Wachtfeuer und ſchwelgten in den feinſten Gefühlen und Gedanken, während die Mobilen tranken und jubelten, die Legionäre ein Freiheits-

lied anſtimmten. Dazwiſchen Alarmrufe, Flintenknattern, dumpfe Kanonenſchüſſe aus der Ferne.

Der treue Chalybeus war ſtets in der Nähe des Freundes. Seine Comteſſe hatte ihn dringend gebeten, den unvorſichtigen Günter zu überwachen. War der Auftrag nöthig? That er's doch aus eigenem Antrieb!

Wien ſollte kapituliren. Wie man weiß, kam es nicht völlig dazu. Ein falſches Gerücht ließ abermals die Ungarn heranrücken — und ſo begann der bereits unterbrochene Kampf auf's Neue. Um die Sternbarrikade ging es beſonders hitzig her. Günter mit Bela, Chalybeus und Peterlein waren unter den Vertheidigern. Kaum daß die Freunde, ſo nahe ſie ſich ſtanden, im Pulverdampfe ſich deutlich gewahrten und erkannten.

„Szeretem a szabadságot!" erklang plötzlich eine helle Jünglingsſtimme und Bela ſank mit zerſchmettertem Haupte unter die Todten. Günter beugte ſich raſch zu ihm nieder, wollte dem Geſunkenen aufhelfen — da fing er ſelbſt zu taumeln an. Eine Flintenkugel hatte ihn nah' an der Schläfe getroffen, eine andere in die Herzſeite. Chalybeus und Peterlein fingen den Sinkenden,

bereits Bewußtlosen auf, trugen ihn mühsam aus dem Getümmel, mit Beihülfe anderer Kameraden.

Im ersten Stockwerk des Hauses nahe an der Barrikade ward ein Fenster aufgerissen. Eine Frauengestalt erschien, rief hinunter: „Hier herauf! Oeffnet das Thor! Hier herauf!“

Peterlein erkannte die Regierungsräthin. „Nur schnell!“ rief er den Kameraden zu. — Das Hausthor ward aufgerissen, der tödtlich Verwundete in das Innere des Hauses gebracht, darauf das Thor wieder geschlossen und fest verrammelt. Dicke Gardinen und schwere Balken schützten bald die Fenster des ersten Stockwerks.

Viertes Capitel.

Die Schutzgeister.

De la violence révolutionnaire on passait presque sans transition à la brusquerie militaire.

Thiers. (Consulat.)

Das Bombardement Wiens zu Ende October richtete keinen besonderen Schaden an und war zu nichts Anderem geeignet, als etwa eine imposante Schlußdekoration à la Stuwer*) zu dem durchgefallenen Revolutionsdrama zu liefern. Der Widerstand war bereits vorher gebrochen und so stellten sich dem Fürsten Windischgrätz bei der Eroberung des Burgtheaters und der halb angebrannten Hofbibliothek keine nennenswerthen Schwierigkeiten entgegen.

Am neunten November war Robert Blum in der Brigittenau erschossen worden. Wer ein Mitglied des Frankfurter Parlaments hinrichten läßt, giebt jedenfalls pantomimisch zu verstehen, daß er nach diesem

*) Eine Wiener Familie von lauter Feuerwerkern.

Parlament nichts frage. Deutſchland ließ ſich das einſtweilen geſagt ſein. — Der Phantaſiemenſch Meſſenhauſer, als ehemaliger Offizier, konnte natürlich nicht geſchont werden. Er ſtarb nicht wie ein Poet, ſondern wie ein Mann. — Der muſikaliſche Alfred Becher, der Vorläufer oder doch Vor-Ahner des großen Richard Wagner, hatte leider nicht das glückliche Schickſal noch das Geſchick dieſes Künſtlers der Zukunft. Meiſter Richard verließ zu rechter Zeit die Dresdner Barrikaden und eilte zum Noten- und Dirigirpult, um Demokraten wie Könige und ſchöne Gräfinnen mit den Tönen ſeiner „ewigen Melodie" zu erfreuen und zu bezaubern. Welche Wonnen uns wie ihm in Bayreuth noch bevorſtehen, liegt vor der Hand gleichfalls im Schoße der Zukunft. — Der arme Becher wurde einfach zu Pulver und Blei begnadigt.

Fürſt Windiſchgrätz war vermuthlich ein erbitterter Gegner der Becher'ſchen Kammermuſik. Der Fürſt mochte wohl auch die Hegel'ſche Philoſophie nicht recht leiden, wofür der gleichfalls erſchoſſene obſtruſe Jellinek den Beweis liefert. Er hatte hegeliſirende radikale Artikel geſchrieben, die er ſelber kaum verſtand, noch

minder das Publikum, am wenigsten der Feldmarschall.

Der Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Welden, zum Civil- und Militairgouverneur ernannt, erfand oder verbesserte die Gensdarmen, die er als eine Art von „Vehmgericht" oder wenn man will, als „militärische Jesuiten" organisirte, welche außer und über jedem Gesetze standen, und deren jeder einzelne gemeine Mann ausschließlich berechtigt war, den Bürger auf der Straße, sowie den Beamten in seiner Funktion anzuhalten und ihre Herzen und Nieren zu prüfen, sie mochten mit Anstellungsdekreten und gehörigen Heimathscheinen versehen sein oder nicht. Der General stilisirte auch Affichen, in denen er sich über die „bösen Wiener Buben" beklagt, und vermuthlich gegen diese gefährlichen Böswichter erbaute er auch jene Menge kleiner und niedlicher Blockhäuser, welche späterhin als völlig nutzlos, noch vor den unnützen Basteien niedergerissen wurden. Ueber die Form der Hüte, welche in Wien legal zu tragen erlaubt war, sowie über die gesetzliche Länge der unter der Kopfbedeckung befindlichen Haupt-

haare wurden von dem Gouverneur, im Einvernehmen mit dem berüchtigten Polizeidirector Weiß von Starkenfels, die ausreichendsten Normen entworfen. Man gedachte auch die Börse polizeilich-militärisch einzurichten; die Ausweisung der Juden hatte aber auf die Course keinen besonders belebenden Einfluß, diese sanken vor wie nach. Das schlechte Wetter wird eben nicht besser, wenn man auch sämmtliche Barometer in Trümmer schlägt. — In der Folge zum Feldmarschall ernannt und mit der Kriegführung in Ungarn betraut, jedoch aus — Gründen wieder abberufen, ließ Baron Welden eine merkwürdige und äußerst lehrreiche Broschüre über seinen nicht ganz glücklichen Feldzug erscheinen. Die Ungarn führten eigentlich gar keinen regelmäßigen Krieg, wird in dem Buche unter Anderm bemerkt — sie machten ihre Märsche und Contremärsche völlig nach Belieben; dort, wo man sie nach allen taktischen und strategischen Grundsätzen aufzusuchen habe, seien sie niemals zu finden, und wo man sie durchaus nicht vermuthen sollte, brächen und stürmten sie plötzlich in Massen hervor, und so trügen sie nicht selten zwar einen Sieg davon, allein

gegen alle Regeln der Kriegswiſſenſchaft.*) Jammerſchade, daß Julius Cäſar und Napoleon I. das Welden'ſche Buch nicht kannten! Sonſt wären wohl die „Annalen“ weit geiſtreicher geſchrieben, die Schlachten von Arcole und Wagram noch triftiger geſchlagen worden.

Man forſchte noch immer nach verborgenen Waffen und deren vormaligen Trägern. Der ſchwer verwundete Günter war aber bei der Frau eines Rucicka vollkommen ſicher. Käthchen hatte ihre kleine Marie der Sorgfalt einer verläßlichen Magd übergeben, ſich ausſchließlich der Pflege des Freundes gewidmet, der im heftigſten Delirium lag. Arzt und Wundarzt, noch in der erſten Nacht insgeheim herbei geholt, ſondirten die Wunden. Den Kopf hatte die Kugel nur ſtark geſtreift, die Verletzung ſelbſt ſchien nicht von großer Bedeutung; dagegen ſtak eine Kugel an der Herzſeite feſt und konnte ohne höchſte Gefahr nicht ſogleich herausgezogen werden.

*) Aehnliche Klagen ſtimmten die öſterreichiſchen und holländiſchen Generale im Jahre 1793 an, als ſie von General Hoche (in Folge von Carnot's weiſen Anordnungen) an der Maas geſchlagen wurden.

Daß Chalybeus und Peterlein die Tage bei dem Patienten zubrachten und in den Nachtwachen mit Käthchen abwechselten, verſteht ſich bei den wackern Freunden von ſelbſt. Um ſicher durch die Straßen zu gelangen, mußten ſie ſich gehörig metamorphoſiren. So hatte Chalybeus ſeinen Cylinder und den unmöglichen Frack wieder hervorgeſucht, auch den Bart ein wenig zugeſtutzt, und nun verlor er ſich, ohne aufzufallen, unter den Hunderten, die ab und zu gingen. Der kleine Exlegionär Peterlein erſchien dagegen in höchſt merkwürdiger Geſtalt. Sein prächtiger Vollbart war völlig verſchwunden, das lange und reiche Haupthaar auf das Allernothwendigſte reducirt — und darüber der nichts weniger als moderne, ſpießbürgerliche Hut, darunter das glatte, wie verſchämte Geſicht, der ſchlotternde weite Rock, die umfangreiche geblümte Weſte, die um eine halbe Elle zu langen und darum beträchtlich aufgekippten Inexpreſſibles! — Der ſcharfſinnige Leſer wird längſt errathen haben, daß die bürgerliche, nicht völlig anpaſſende Garderobe unſers Freundes lediglich nur aus den Relicten des ſeligen Bräumeiſters, Herrn Ambroſius Brennberger, herrühren konnte — eines ſeiner Zeit corpulenten und

ſtämmigen Mannes. Die umſichtige Wittwe hatte ihren Schützling mit jenen beaux restes des eheherrlichen Sonntags-Coſtumes ausgeſtattet, die dem kleinen Mann ihrer Meinung nach ein ſo würdevolles Ausſehen verliehen, daß es ſelbſt dem ſcharf blickenden Auge des F. M. L. Welden nicht gelingen dürfte, den vormaligen flotten Burſchen aus dem gegenwärtigen Philiſter heraus zu finden.

„Nicht wahr, ich ſehe abſcheulich aus?“ äußerte ſich Peterlein ſeufzend und kleinlaut zu dem ſchönen Käthchen. „Wir Alle, auf die man Jagd macht! Die Leute auf der Straße ſehen mir nach, deuten mit Fingern auf mich, lachen mich aus. Aber was thut man nicht Alles, um dem brutalen Akte des am Kragen ergriffen werden's, der falſchen Realität des Militärſtockhauſes zu entgehen!“ — Er wies wehmüthig auf ſeine Kleider. „Das iſt das Uebergehen in Anderes! Damit ſchützt man ſein armes Für-ſich-ſein, das Leben, die Leiblichkeit, dieſe negative Einheit!“

Als Juſtine durch Chalybeus von der gefährlichen Verwundung des Freundes vernahm, hatte ſie nicht

Ruhe noch Raſt. — „Ich will ihn ſehen, muß ihn ſehen!“

„Unmöglich, liebe Comteſſe! Strenges Verbot der Doktoren. Auch iſt der Patient völlig bewußtlos.“

„Sie beſuchen ihn doch, ſind täglich bei ihm! Und das Frauenzimmer, von dem Sie mir erzählten, das ihn bei ſich aufgenommen —“

„Ja, das Käthchen von Heilbronn!“ platzte der Andere heraus.

„Käthchen? Was für Käthchen? Ich dachte eine Beamtenfrau?“ ſah ihn Juſtine forſchend an.

„Das iſt ſie jetzt, nun ja! Aber damals — wiſſen Sie, Comteſſe? Eine Bekanntſchaft aus Heidelberg, noch aus unſerer Studentenzeit.“

Ein gezogenes: „So!“ der Comteſſe und ein fragender Blick ſchien noch weitere Aufſchlüſſe zu erwarten, doch der diskrete Freund ſchwieg, wollte nicht mehr verrathen.

Acht Tage waren verſtrichen, die Kugel endlich herausgezogen. Es war auf Tod und Leben, die Gefahr noch lange nicht vorüber, der Kranke noch immer beſinnungslos. Nur die Schmerzen der Operation hatten

ſeine Lebensgeiſter für Momente geweckt. Er delirirte heftiger als je. Hierauf Ermattung, ein Sinken aller Kräfte, ein Verſinken. Die letzte Kriſe! Er ſtirbt! wollte Juſtine aus Chalybeus' hochbetrübten Mienen abnehmen. Sie eilte in das Boudoir der Schweſter.

„Bella, Du mußt mich begleiten! Ich will ihn ſehen! Zum letzten Mal ſehen!“ rief ſie der Fürſtin von Weitem entgegen.

Dieſe bedachte ſich ein wenig. „Du beſtehſt darauf?“ fragte ſie.

„Mit Dir! Oder o h n e Dich! Ja oder nein? Ich habe anſpannen laſſen.“

Arabella kannte die Entſchiedenheit ihrer ſanften Schweſter in gewiſſen Momenten.

„Verſchweigen wir's der Mama!“ ſagte ſie nur und nahm die Mantille. „Komm'!“

Käthchen ſaß am Bette des Kranken, der ziemlich ruhig, in einem halben Schlummer lag. Die Freundin bewachte ſorgſam jede leiſe Regung, wiſchte mit dem feinen Battiſttuch und mit zarter Hand über Stirn und Wange Günters, rückte Polſter und Decke zurecht.

Chalybeus und Peterlein flüſterten im Nebenzimmer blieben zurück, als der Arzt in's Krankenzimmer trat. Er befühlte den Puls des Schlummernden, machte eine ziemlich zufriedene Miene, Käthchen eine ängſtlich fragende.

„Das Mittel hat gewirkt, liebe Frau Regierungsräthin, —“ ſagte der Doktor, ohne die Stimme beſonders zu dämpfen. „Wenn er erwacht — denn er ſchläft jetzt wirklich — geben Sie es ihm ein zweites Mal. Des Abends komm' ich wieder.“

Chalybeus ſteckte den Kopf durch die Seitenthür herein.

„Zwei Damen, Herr Doktor. Die Frau Fürſtin und die Comteſſe. Seine Jugendfreundinnen, Sie wiſſen. Sie wollen den Patienten nur von Weitem ſehen.“

Der berühmte Doktor war Hausarzt bei den Weißenſteins. Juſtine hatte ihn gleich in der erſten Zeit dringend gebeten, die chirurgiſche Behandlung zu überwachen. — Der Doktor ließ die Seitenthür öffnen, trotz Käthchens ablehnender Pantomime, hierauf winkte er den Damen, über die Schwelle zu treten. Die Fürſtin verneigte ſich artig und den ungebetenen Beſuch wie

entſchuldigend gegen die Hausfrau, Juſtine blickte nur ängſtlich begierig nach dem Kranken. — So vereinigte nun daſſelbe Zimmer die erſte unſchuldige Jugendneigung unſers Günter, wie ſeine zweite, mehr irdiſche Leidenſchaft und die letzte und reinſte Liebe, die ſeit lange ſein ganzes Weſen und Sein erfüllte. Drei Schutzgeiſter umſtanden ihn.

Der Kranke lag noch immer ruhig ſchlummernd. Ein Sonnenſtrahl brach durch die verſchloſſenen Fenſtergardinen. Der Schlummernde regte ſich ein wenig, öffnete langſam die Augen, ſchaute unſicher, dann fiel ſein Blick auf Käthchen, ſtier und ſtarr. Sie galt ihm für eine Fremde, er erkannte ſie nicht. — Der Doktor winkte den beiden Damen, etwas näher zu treten. Günter faßte ſie in's Auge, erſt die Eine, dann die Andere. Ein ſtilles Lächeln verklärte ſeine leidenden Züge. — „Juſtine!“ hauchte er leiſe, und ſank in die Kiſſen zurück, ſeine Augen ſchloſſen ſich wieder, wie in ſüßer Mattigkeit.

„Genug!“ ſagte der Arzt und winkte den Damen, ſich zu entfernen. „Von nun an ſteh' ich für ſein Leben.“

. Juſtine ergriff des Doktors Hand und küßte ſie wiederholt unter hervorquellenden Thränen.

Die beiden Freunde umarmten ſich ſchweigend.

Die Fürſtin ſtand ſinnend, nicht unbewegt.

Käthchen war in Juſtinens Anblick verſunken.

Fünftes Capitel.

Die Frau Hofräthin.

Alte Liebe roſtet nicht.

Im gräflich Weißenstein'schen Hause herrschte großer Jubel. Der Oberst war plötzlich aus Italien zurückgekehrt mit einer geheimen Sendung Radetzkys an den Kriegsminister. Die Familie war entzückt über das gute Aussehen des Gatten und Vaters. Der Feldzug hatte ihn aufgefrischt. Auch Graf Heinrich, der Dragoner, der im Lager zurückgeblieben war, ließ der Mama sagen, er fühle sich im Feldlager wie der Fisch im Wasser, worüber die Gräfin seufzte und zum Himmel blickte. Die arme Frau hatte sich während des Bombardements in den Keller flüchten müssen und war nervöser geworden, als je. Auch eine gewisse kirchliche oder pietistische Richtung trat bei ihr immer stärker hervor

und man konnte ihrem Beichtvater, einem Jeſuiten, beinahe täglich im gräflichen Hauſe begegnen.

Inzwiſchen bereiteten ſich gewaltige Dinge vor. Es kam der 2. Dezember, die Abdankung des Kaiſers Ferdinand zu Gunſten ſeines Neffen Franz Joſeph, es begann der Kriegszug nach Ungarn unter Führung des Fürſten Windiſchgrätz. Der Marſchall begab ſich ohne Zögern zur Armee, der Oberſt ward ihm beigegeben und machte ſich raſch reiſefertig.

„In dieſer Winterkälte!“ jammerte Gräfin Helene.

„Auf die welſche Gluthhitze wird mir der Pußtenſchnee wohlthun!“ ſcherzte und lachte der Oberſt. Noch im Laufe der zwanziger Jahre, bald nach dem Feldzug in Neapel, hatte er ſich in's Privatleben zurückgezogen, da ihm der Kaſernen- und Wachtparadendienſt wenig zuſagte; nun aber, wo es galt, ward in dem trefflichen Mann der Soldat auf's Neue lebendig. Die ſtändiſche Oppoſition, welcher er ſich Jahre lang mit ſo viel Eifer hingegeben, erſchien ihm dermalen nur mehr wie ein Kinderſpiel. Er ſchlug an ſeinen Degen. „Damit wollen wir erſt wieder ein Oeſterreich ſchaffen!“ ſagte er zu Baron Felix. „Männer wie Sie, wie Graf

Stadion und Andere, mögen es dann weiter vorwärts bringen, und das lange und schmählich Versäumte nachholen."

Mit dem Baron hatte der Oberst auch noch eine letzte geheime Conferenz. Nur sein Aeltester, Graf Lothar, dermalen bereits Hofsecretär, wurde beigezogen. Es handelte sich um gewisse Familienanordnungen und testamentarische Verfügungen. — „Man muß auf Alles vorbereitet sein," meinte der würdige Hausvater. — „Und nun auf Wiedersehen, mein Sohn! Mein Freund! Nie bin ich freudiger in's Feld gezogen. Wir haben den welschen Empörern den Herrn gezeigt, auch mit den ungarischen Rebellen werden wir noch fertig werden. Hoch Oesterreich!" —

Günters Genesung schritt äußerst langsam vorwärts. Noch bevor er völlig zu sich kam, hatte sich Käthchen zurückgezogen, die Krankenpflege den beiden Freunden überlassen. Ihr Carl war vor jeder Aufregung zu bewahren, auch wollte die einst Geliebte keine Erinnerung in ihm erwecken, die ihm vielleicht schmerzlich oder unangenehm fiele. — Eine neue Krankenwärterin hatte sich eingestellt und zwar in der höchst würdigen und

nicht minder umfangreichen Persönlichkeit der Frau Brigitte Brennberger. Durch ihren Zimmerherrn hatte sie von dem verwundeten „Freiheitskämpfer" vernommen; Günter war ihr auch sonst nicht unbekannt, da er sich bisweilen mit Chalybeus zum Besuche bei Peterlein eingefunden. Nur ihre Tischeinladungen und Liebesmahle hatte er stets verschmäht. Die gute Frau trug ihm das nicht nach. — „Ihr Freund hat so was Vornehmes, so was extra, so was Apartes," sagte sie damals zu Peterlein. „Was gilt's, er ist der geheime Sprosse eines großen Herrn!" — Und da Peterlein sie auslachte — „Prinz oder nicht!" meinte sie. „Kurz, er ist anders als Ihr Beide. Und wissen Sie, wem er zum Sprechen ähnlich sieht? Dem berühmten Ludwig Löwe vom Burgtheater, der schon vor zwanzig Jahren mein Ideal war. — Das heißt — ich war noch so ein halber Backfisch, verstehen Sie! — Alle Mädchen waren damals in den Menschen vernarrt. Jetzt wird er freilich alt und verliert die Zähne und sprudelt und zischt seinen Hamlet nur mit Mühe heraus!" —

Der arme Günter lag nun verwundet und versteckt. Aber wo? Im Hause eines Polizeibeamten! Das

ging der Frau nicht ein. „Der Kerl wird ihn verrathen!“ behauptete ſie.

„Der Mann ſei gar nicht hier, die Frau pflege den Kranken insgeheim,“ erklärte ihr Peterlein.

„Ich trau' auch keiner Beamtenfrau!“ hieß es. „Was mir zur Regierung ſchmeckt, wird verdorben und nichts nutz!“

Man ſieht, Frau Brigitte war noch immer „radikal.“ — Sie wußte ſich auch was damit, ſchimpfte vorher wie nachher, brach mit ihren „reactionären“ Nachbarn und verachtete Jeden, der die „neue Soldatenwirthſchaft“ gut hieß. —

Es ward nun im Rathe der Freunde beſchloſſen, daß Frau Brennberger ſtatt der Regierungsräthin den Kranken zu pflegen habe. Später wollte ſie ihn in ihre eigene Wohnung bringen laſſen, ſobald der Arzt das erlaubte. —

Ruciča wurde inzwiſchen in Kremſier zu tauſenderlei heitligen Dienſten verwendet, da ihn Fürſt Schwarzenberg eben ſo brauchbar erfand, wie ſeiner Zeit Metternich. Da erhielt Käthchen einen Brief, welcher ihr die baldige Rückkehr des Gatten verkündigte. Das Haus

mußte geräumt werden. Die Freunde trafen auch die nöthigen Vorbereitungen zum Auszuge des Kranken.

Günter lag, halb angekleidet, auf dem Divan. Der Kopf war noch eingebunden, über der Wunde an der linken Seite eine Compreſſe. Die Freunde unterhielten den Kranken mit Anecdoten, Stadtklatſch und dergleichen. Von Politik zu ſprechen, hatte der Arzt ſtrenge unterſagt. Merkwürdig daß auch der Kranke ſelbſt, ſeit er zum vollen Bewußtſein gekommen, keine Frage nach dieſer Richtung that, ja, das Gebiet entſchieden von ſich zu weiſen ſchien, in welchem er ſonſt einzig lebte und webte.

„Sagt mir, wo ich eigentlich bin?“ fragte der Patient mit ſchwacher Stimme.

„Wir haben Dich einſtweilen in das erſte und nächſte Haus gebracht,“ — ſuchte ihn Chalybeus kurz abzufertigen.

Günter ſchien nachzuſinnen. — „Und Bela?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Was für Bela?“ fragte Peterlein.

„Er meint den hübſchen jungen Ungar,“ — fiel ihm Chalybeus raſch in die Rede und winkte ihm zu.

— „Man hat ihn noch nicht aufgefunden," — wendete er sich zu Günter, — „aber seine Freunde geben sich alle Mühe und hoffen mit Nächstem Nachricht über ihn zu bekommen."

Günter erwiderte nichts. Abermals nach einer Pause sagte er, wie in seiner Erinnerung suchend: „Und Frau Brigitte hat mich gepflegt?"

„Wer denn sonst?" nahm die rasche Frau das Wort. Sie hatte sich mit Arzeneigläsern, mit Charpie und mit dem Eiskübel zu schaffen gemacht und trat nun zum Divan. „Da ist ein frischer Umschlag für den Kopf!" sagte sie und hantirte mit sorgsamer und leichter Hand. „Der alte ist fast gar nicht mehr warm. Fühlen Sie selbst, Herr Peterlein!"

„Sie also? Immer Sie?" sagte Günter in seinem früheren Gedankengang verharrend.

„Ich und wieder ich! Grübeln Sie nicht, denken Sie nichts, reden Sie nichts! Morgen werden Sie in meine eigene Wohnung transportirt, wenn Sie wieder brav sind. Der Herr Doctor hat's erlaubt. Dort ist's ruhig und still, kein Wagengerassel und Pferdegetrampel wie hier. Auch haben wir Luft und Licht und die

hübſche Ausſicht auf's Glacis. Und mein luſtiges Gimpelpaar und der passer solitarius ſollen Ihnen vorſingen und der Sedl und der Nitzki ihre Capriolen ſchneiden. Das ſind ſo Unterhaltungen, wie ſie für einen Reconvalescenten paſſen. Nicht wahr, meine Herren?"

Peterlein, im Entzücken über die Suada und den Humor der redſeligen Frau, küßte ihr reſpectvoll beide Hände. Spät Abends brachte er ſeine Miethfrau nach Hauſe. Die Nachtwache war für heute nach dem eingeführten Turnus an Chalybeus. Er pflanzte ſich in den Armſtuhl und zog ſeinen Horaz aus der Taſche, da der Kranke bereits zu Bette gebracht und eingeſchlummert war.

„Dulce ridentem Lalagen amabo" — recitirte Chalybeus halblaut.

Da ertönte es in der Stille der Nacht leiſe vom Krankenlager:

„Sie war hier?"

Chalybeus, eben in die Ode vertieft, erſchrak und ließ den Horaz fallen.

„Sie? Welche meinſt Du?"

„Juſtine!" flüſterte Günter.

„Nun ja! Sie war hier, wollte Dich ſehen. Auch die Fürſtin.“

„Und noch Eine, gelt?“

„Die Krankenwärterin. Sonſt Niemand. — Aber ſchlaf' jetzt! Liegſt Du bequem?“

„Ganz gut — ganz ſüß. Sie war da“ — hauchte der Kranke und entſchlief auf's Neue.

Als Günter am nächſten Tage ſorgſam in die Tragbahre gebracht wurde, lauſchte Käthchen am Fenſter, hinter der Gardine. Das blaſſe Antlitz des Jugendgeliebten verſchwand zwiſchen den Vorhängen der Bahre. Die Träger ſetzten ſich in Bewegung.

„Du ahnſt meine Nähe nicht!“ rief Käthchen ſchmerzvoll. „Niemals ſoll ich Dich wiederſehen!“

„Mama!“ quiekte ein kleines Stimmchen und zerrte die Mutter am Kleide.

„Marie! Mein Mariechen! Mein einziges Gut!“

Das Kind wurde mit Küſſen und Thränen überſtrömt. —

Tags darauf brachte die Magd ein verſiegeltes Päckchen ins Zimmer mit der Aufſchrift:

„An die Frau Regierungsräthin Katharina Rucicka, geborne Schäffle.“

Käthchen gewahrte eine Frauenhand.

„Wer hat das gebracht?“ fragte sie.

„Ein fremder Mensch. Sah aber recht nobel aus,“ — meinte die Magd. „Gewiß ein vornehmer Herr Kammerdiener aus einem Herrschaftshaus.“

„Er verlangte keine Antwort? Keine Empfangsbestätigung?“

„Nichts, gar nichts. Es wär' schon gut. Ich soll's nur gleich übergeben.“

Käthchen erbrach das Päckchen. Sie fand ein Etui und ein Billet mit den feinen Schriftzügen der Adresse. Sie las:

„Geehrte Frau! Sie haben ein Werk der Barmherzigkeit ausgeübt, einem Menschen das Leben gerettet. Einem edlen Menschen! Nehmen Sie die beiliegende Kleinigkeit freundlich an, wie sie dargeboten wird — von einem Wesen, welchem der junge Carl Günter theuer ist — wie Ihnen!“

Keine Unterschrift. Das Etui enthielt kostbare Brillantohrringe. „Das kommt von dieser Comtesse!“

rief Käthchen und schob das Etui bei Seite. — Sie liebt ihn. Der Frau war das bei dem Krankenbesuche klar geworden. — „Sie kann eben so wenig die Seine werden, als es mir vergönnt war!“ dachte sie mit weiblicher Befriedigung. —

Rucicka traf endlich zu Hause ein und zwar in rosenrother Laune. „Nichts vorgefallen, Kind?“ fragte er. — Die Krankenpflege ließ sich nicht verhehlen, doch wurde der Patient einfach als „ein Legionär“ bezeichnet. — Die Auslagen seien auch mehr als vergütet worden, setzte die Frau hinzu, die ihren Herrn Gemal kannte, und wies ihm das Etui.

Rucicka prüfte den Schmuck als Kenner.

„Das ist seine tausend Gulden werth!“ versicherte er schmunzelnd. „Hm! hat vornehme Gönner, dieser Barrikadenkämpfer — dieser Carl Günter!“

Käthchen erschrak. „Wie? Du weißt —?“

„Was wär' ich für ein Spion, hätt' ich nicht Unterspione!“ sagte er munter.

„Wenn Du glaubst, daß ich mich ihm zu erkennen gegeben“ — wollte Käthchen betheuern.

„Du bist incognito geblieben! Das weiß ich ja Alles, liebes Kind," — erwiderte der bequeme Gatte gelassen. „Er denkt auch längst nicht mehr an Dich, sondern nur an die Spenderin dieser Brillanten."

Die kleine Bosheit hatte die Frau seiner Meinung nach verdient. Käthchen langte nach dem Etui. „Ich will's der Dame zurücksenden."

„Keine Narrheiten, Schatz!" unterbrach sie Rucicka mit etwas rauhem Ton, den er aber sogleich milderte. — „Ich habe in der vorletzten und letzten Zeit viel gearbeitet" — fuhr er fort, indem er die Ohrringe wieder zur Hand nahm und sie spielend zwischen den Fingern durchgleiten ließ. „Man hat sich aber auch erkenntlich erwiesen. Das Ministerium Schwarzenberg-Bach sucht, ehrt und belohnt seine Leute. Ich bin avancirt. Und so häng' ich denn diese flimmernden Steinchen an die niedlichen Ohrläppchen meiner Frau Hofräthin.

Der Jugendtraum war in Erfüllung gegangen. Der Bauernknabe Wenzel Rucicka hatte es wirklich bis zum Hofrath gebracht.

Sechstes Capitel.

Blue devils.

I wish no living thing to suffer pain.
Shelley.

Die Physiognomie des Jahres 1849 war grundverschieden von der des Jahres 1848. Wien sah unter dem Belagerungszustande und während noch die Kriegsgerichte fungirten, nicht eben heiter aus; allein es fügte sich, obschon die Verurtheilungen wie auch die Angebereien durch geraume Zeit kein Ende nehmen wollten. Das „Eljen Kossuth" der Massen hatte sich übrigens bald in ein „Zivio Jellachich" umgewandelt, und in den geselligen Kreisen waren die Legionäre wie die liberalen Volksvertreter verschwunden, um jungen Attachés und Lieutenants, auch höheren Offizieren Platz zu machen. Der Ball bei einem jüdischen Banquier war undenkbar ohne einen lebendigen General, und bei der Crême der haute finance hospitirte sogar dieser und jener Minister. Das Kokettiren mit Deutschland hatte nun vollends auf-

gehört, seit das wandernde Frankfurter Parlament in Stuttgart sein Ende gefunden und Uhland, als der letzte Groß-Deutsche, der Militärgewalt weichen müssen. In Preußen ein romantischer König, die Franzosen in Rom, die Reaction in Paris, Radetzky siegreich in Italien und die russische Hülfe in Ungarn — Herz, was willst Du mehr? Man fühlte sich plötzlich wieder als Oesterreicher und kümmerte sich wenig um den Reichstag in Kremsier, wo der damals liberale und überaus deutsch gesinnte Schuselka seine donnerndsten Reden gegen das Ministerium und dessen Uebergriffe hielt. Er und seine Partei machten auch nicht übel Miene, den Adel abzuschaffen. Für die Wiener, wenn der Paragraph durchging, eine Calamität, da sie sich dann nicht mehr untereinander mit Herr von Gradelhuber und Herr von Spitzelberger und Herr von Schuselka ansprechen konnten.

Bei den Weißensteins ging es stille her. Gräfin Helene hatte keinen ruhigen Augenblick, seit Gemahl und Sohn im Felde waren. Die Kirche war ihr einziger Trost und ihr Asyl; sie versäumte auch keine der polemischen Fastenpredigten, in denen die Anhänger der Freiheit und

der „neuen Ideen" in den Pfuhl der Hölle verdammt wurden. Die gute Gräfin erbaute sich an diesen, nicht eben geistreichen Diatriben. — Das gräfliche Haus war nur wenig besucht. Zur Zeit der ständischen Bewegung hatte sich wohl eine Art Gesellschaft dort zusammengefunden, deren Elemente aber nach der großen staatlichen Umwälzung rasch in alle Lüfte zerstoben. Ein Jeder suchte sein Glück anderswo. Die Ministerien waren belagert von Bittstellern, die ihre „gute Gesinnung" zu bethätigen und geltend zu machen wußten. Es wimmelte von Leuten, die dem Minister Doblhoff das Leben gerettet, dem Minister Bach zur Flucht verholfen haben wollten. Dieser und jener, der noch vor wenig Monaten für die demokratische Freiheit geschwärmt, fand es dermalen angezeigt, seinen radikalen Freund und Tuzbruder an die Polizei zu verrathen. Die Machthaber selber wurden ärgerlich über dieses servile Unwesen und Baron Welden in seiner derben Soldatenweise ließ sich den Ausspruch entlocken:

„Die Wiener sind wahre Sch—kerle!*)"

Die Gräfin Mutter, von jeher fromm und kirchlich

*) Seine ipsissima verba.

gesinnt, dachte von nun an nur mehr an ihr Seelenheil und an das ihres unwürdigen Lieblings Guido, der zwar seinen Grafentitel wieder aufgenommen hatte, dafür aber seine equestrischen Künste mit der alten Leidenschaft betrieb und von seiner Lauretta durchaus nicht lassen wollte. Da er längst außer dem Hause wohnte und die Thränen der Mama, noch mehr die rücksichtslosen Vorwürfe seiner Fürstin Schwester fürchtete, so wurde der Familie nur äußerst selten die etwas zweifelhafte und jedenfalls nur kurze Freude zu Theil, den halb verlorenen Sohn in ihrem Schoße zu begrüßen.

Die Gräfin berieth sich nun mit ihren beiden dermaligen Vertrauten, dem Jesuiten, ihrem Beichtvater, und einem überaus frommen Hof-General, seit Kurzem en retraite, der für das Dogma der „unbefleckten Empfängniß" schwärmte und mit dem päpstlichen Nuntius Viale Prela in geheimer Verbindung stand. — Die Herren zeigten sich bereit, dem Gräflein die Leviten zu lesen.

„Ohne Sorge, Gräfin! Ich will dem jungen Herrn gehörig einheizen!" rief der General aus und schlug an seinen Degen.

„Der heilige Ignatius von Loyola wird Alles zum Guten wenden," — ſagte der Jeſuit ſalbungsvoll.

Beide fanden ſich aber in ihren edlen Abſichten bald ziemlich getäuſcht. Sie hatten mit einem hart geſottenen Sünder zu thun. Denn als der Bramarbas zu unſerm Guido in den Garçonſalon trat und ihn zu haranguiren anfing:

„Was ſoll das, junger Menſch? Ich höre, Sie ſchlagen ſich da mit einer Seiltänzerin herum?" erwiderte ihm der Andere trotzen:

„Und mit wem haben Sie ſich herumgeſchlagen, General?"

„Ich?" ſtotterte dieſer und ſah den Grafen zweifelhaft an.

„Ja. Warum wurden Sie ſo plötzlich penſionirt?"

„Warum? Weil — man hat Feinde. Der Hofkriegsrath — der alte Radetzky ſelber, der falſche, immer ſüß lächelnde Kroate, der mir mit Gin's den blauen Bogen zukommen ließ."

„Der Alte kennt ſeine Leute!" lachte Guido. „Wenn man ſich bei Santa Lucia unter einer Brücke verſteckt, um den feindlichen Geſchoſſen zu entgehen, da

iſt der „blaue Bogen“ *) zu wenig, dafür gehören ein paar blaue Bohnen in den Leib!“

„Dieſe abſcheuliche Verleumdung!“ ſchrie der General. „Sie werden mir darüber Rede ſtehen, junger Herr!“

„Mit Vergnügen, alter Herr! Dégen oder Piſtolen?“ Guido wies auf ſeine Waffenſammlung an den Wänden.

„Das wird ſich finden!“ ſagte der Andere barſch. „Erſt werden Sie Ihre Tänzerin aufgeben!“

„Das ſoll geſchehen. Und zwar an dem Tage, an welchem man Sie wieder in Aktivität aufnimmt. — Degen oder Piſtolen alſo? Oder wollen Sie ein amerikaniſches Duell?“

„Der Menſch iſt unverbeſſerlich!“ polterte der General. „Sie ſollen von mir hören!“ Damit ſtürzte er zur Thür hinaus. Guido erwartete vergebens die Secundanten ſeines Gegners.

Dem Jeſuiten erging es nicht viel beſſer. Nach Art dieſer Herren trat er erſt fein und beſcheiden auf, ſprach von der liebenden Mutter, von kindlichen Pflichten,

*) Der Penſionirungsbogen.

ging dann auf gewiſſe Verführungskünſte gewiſſer Damen über.

„Machen Sie's kurz, Herr Pater!“ brummte Guido ihn an. „Ich bin kein Freund von Faſtenpredigten, wie etwa meine Mama.“

Der Jeſuit änderte ſtracks den Ton, ſuchte dem jungen Manne die Hölle heiß zu machen, bedrohte ihn mit der ewigen Verdammniß, falls er die gefährliche Lauretta nicht augenblicklich von ſich ließe.

Guido hörte die Tirade ruhig und gelaſſen an; dann öffnete er die Seitenthür und rief: „Lori!“

Die dicke Schöne zeigte ſich an der Schwelle in einem Morgen-Negligé, welches ſo viele ihrer ſich hervordrängenden Reize preisgab, daß der Jünger Loyola's die Augen — weit aufriß.

„Da iſt ein geiſtlicher Herr, der uns ohne Umſtände einſegnen und trauen will,“ ſagte der unverbeſſerliche junge Menſch.

„Trauen? Ihr Kinder Belials!“ Der Jeſuit ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und ſchielte dabei verſtohlen nach dem derben Weibe.

Lauretta näherte ſich ihm mit einer Pirouette, bei

welcher ſich ihr gediegenes Piedeſtal äußerſt vortheilhaft präſentirte. „Eccomi!“ ſagte ſie. „Ich bin bereit. Machen Sie Ihren Hokus Pokus über uns.“

„Anathema sit!“ rief der Jeſuit und zog ſich, nicht ohne lüſterne Rückblicke, nach der Ausgangsthür.

„Höre, Guido!“ ſagte die Schöne, im Aerger — „zum Beſten halten laß' ich mich nicht lange mehr. Ich will und muß Deine Gräfin werden. Vergiß das nicht. Du haſt mir's verſprochen.“ Sie warf ſich der Länge nach auf den breiten Divan und betrachtete den verlegenen Freund unwirſch und mißtrauiſch mit ihren großen Glotzaugen.

Guido näherte ſich ihr langſam und ſtreichelte ihr reiches, aber wirres Haupthaar, das noch voll Federn hing. „Sei vernünftig, Kind!“ mahnte er. „So lang mein Alter lebt und meine Alte, iſt an derlei nicht zu denken. Und ſollten ſie mich enterben, oder mich auf den Pflichttheil ſetzen, wie mir bereits gedroht worden, was hätteſt Du davon, Gräfin zu heißen?“

Lauretta hatte ihn ſchweigend angehört. Sie gähnte. „Du langweilſt mich und mich hungert!“ ſagte ſie. „Wo bleibt das zweite Frühſtück?“

Bald saß das edle Paar bei Austern, Trüffelpastete, Rebhühner-Fricassée, Chablis und Champagner. Die Heirathsfrage blieb einstweilen ungelöst. —

Fürstin Arabella sah in der Wendung, welche die Dinge in Oesterreich nahmen, keine besondere Hoffnung für „ihr" Polen. Nach dem Stammschlosse der Sulkowskis zurückzukehren, hatte daher für sie keine Lockung und der Aufenthalt im Elternhause ward ihr nachgerade langweilig. Dafür war sie bei dem neuen französischen Botschafter heimisch geworden, wo sie beinahe jeden Abend in lebhaftem Verkehr mit alten und jungen Diplomaten zubrachte. Daß sich Paris mit seiner improvisirten Republik nicht besonders befreunden würde, war leicht vorauszusehen. Raspail und Blanqui zur Deportation verurtheilt, Proudhon wegen eines Journalartikels zu drei Jahren Gefängniß! Dazu der Belagerungszustand in Paris und Lyon. Auch trat der Prinz Louis Napoleon bereits bedeutend in den Vordergrund. „Von ihm läßt sich Großes erwarten," meinte die Fürstin und bemühte sich, ihrem Gemahl den Gedanken einer Uebersiedlung nach Paris möglichst verlockend darzustellen.

Der kleine Jagello kränkelte im heißen Mai abermals. Es war kein Hinderniß, ihn mit Juſtinen wieder nach Scharfenſtein zu ſchicken. Als garde de dame wurde ihr diesmal eine Verwandte des Baron Felix, eine alte Comteſſe douairière mitgegeben, die längſt nach einem gratis Landaufenthalt ſchmachtete. Aber auch eine jüngere Begleiterin ſollte nicht fehlen, eine Nichte jener alten Gräfin. Beide hatten mit einander ſeit Jahren gemeinſchaftliche und höchſt beſcheidene Haushaltung geführt. Baroneſſe Molli war eine hübſche Blondine, friſch, lebhaft, mit luſtigen Augen. „Ein altes Mädchen!“ wie ſie ſelber ſagte. Volle neunundzwanzig! Sie konnte für zweiundzwanzig gelten und bildete zu der neunzehnjährigen brünetten Juſtine den angenehmſten Gegenſatz. Chalybeus meinte freilich: neben der edlen und ernſten jungen Muſe könnte die Andere auf's Höchſte für ein griechiſches Kammermädchen gelten. Die Wahrheit iſt, daß die beiden Mädchen ſich wie Anderen gefielen. Man konnte ſich daher einen vergnügten Sommeraufenthalt verſprechen, da auch Baron Felix, Molli's Halbcouſin, einen längeren Beſuch in Scharfenſtein zugeſagt hatte. Die beiden jungen Freunde

würden freilich fehlen! Günter konnte noch immer nicht als völlig genesen betrachtet werden, ja, die Aerzte schüttelten bisweilen den Kopf über seinen physischen wie geistigen Zustand. Die Brustwunde war zwar beinahe völlig verharrscht und erregte kein weiteres Bedenken; die mörderische Kugel hatte glücklicher Weise weder Herz noch Lunge berührt. Dagegen schienen die Kopfcontusionen bedenklicher als man anfangs dafür hielt. Der Kranke war seit Monaten kaum einen Tag ohne Schmerz. Die körperliche Schwäche schien auch auf Geist und Gemüth wie lähmend zu wirken. Der sonst so kräftige, energische, auch leidenschaftliche junge Mann war nun wie gebrochen, weich wie ein Kind, bisweilen launisch wie ein krankes Mädchen. Ueber ein Nichts kamen ihm die Thränen in die Augen. Von seiner früheren politischen Aufregung war keine Spur mehr zu gewahren; die wechselnden Phasen und Ereignisse, die man ihm erst nur zögernd mittheilte, schienen ihn völlig gleichgültig zu lassen. Mit seinem Herzensfreunde Chalybeus sprach er nur wenig und wie gezwungen; dagegen unterhielt er sich gerne mit Peterlein, der immer guten Humors war und von der stattlichen Frau Bri-

gitte Brennberger ließ er ſich ſtundenlang mit ſichtlichem Wohlbehagen vorſchwatzen. Sie erzählte von ihrem ſeligen Bräumeiſter. Was der für ein Mann geweſen! Leider war die Ehe kinderlos geblieben.

„Denken Sie!“ hieß es. „Mit vier — nein, dreiunddreißig Jahren bin ich Wittwe geworden. Das war vor — — ruhig, Sedl! Was ſchnupperſt Du an mir herum? Dort hinter'm Ofen iſt Deine hölzerne Schüſſel, Du weißt! — Das war alſo vor einigen Jahren. Daß ſich dieſer und jener um die nicht üble Wittwe bewarb, darf ich Ihnen wohl ohne Unbeſcheidenheit eingeſtehen. Aber wer vergißt ſo ſchnell? Mein Herz hing noch immer an dem Seligen. Jetzt aber — ſitzen Sie auch bequem in dem alten ledernen Ohrenſtuhl? Vor Zeiten ſaß mein Ambros darauf! Da war er neu, nicht ſo hart. Ein Polſter gefällig, Herr Günter?“

„Danke, liebe Frau Brigitte. — Sie wollten erzählen?“

„Ja. Das Herz, wiſſen Sie — — Nitzki! Was ſpringſt Du an dem Herrn hinauf? Dort im Winkel iſt Dein Platz. Marſch! — Das Herz bleibt ewig

jung, beſter Herr Günter! Beſonders wenn uns ein gefühlvolles Herz im Buſen ſchlägt. Wer hat nicht ein Bedürfniß, ſich anzuſchließen! Eine einſame Wittwe nun gar. Wenn man ſich verlaſſen könnte — wenn ſich ein Mann fände, ein verläßlicher Mann —"

„Ich wüßte wohl ſo Einen," — ſagte Günter lächelnd.

Frau Brigitte ſchlug eine laute, etwas gezwungene Lache auf. „Das geht auf Ihren langen Herrn Chalybeus, weiß ſchon! Aber der iſt ja ein Frauenhaſſer! Auch wär er mir zu gelehrt."

„Es ſind noch andere, galante junge Männer," meinte Günter.

„Jung, jung!" ſeufzte die Wittwe. „Das iſt's eben. Mein Herz iſt jung, wie geſagt. Aber ſoll ich's, darf ich's in meinen Jahren mit einem jungen Mann wagen? Darf ich noch auf Liebe Anſpruch machen?" Sie machte eine Pauſe, wie eine günſtige Antwort erwartend.

„Sie dürfen," erwiderte Günter zerſtreut.

Die Wittwe ſchien befriedigt. „Wenn ein Mann wie Sie das ſagt, bin ich beruhigt. Na, wir ſprechen

noch darüber. — Aber die Sonne ſcheint ſo ſchön, ſo warm! Frühlingsgrün und Sonnenſchein — das können uns die Reactionäre doch nicht umbringen! Was? — Machen wir eine kleine Promenade auf's Glacis?"

„Recht gern," ſagte Günter und erhob ſich langſam, mit Frau Brigittens Beihülfe.

„Ihr Kopf iſt heute beſſer und die Luft wird Ihnen gut thun. Da iſt Ihr Hut, Ihr Sommerüberrock. Ich mach' mich gleich fertig." Die Hündchen ſprangen kläffend herbei.

„Seid Ihr auch da? Nun ja, wir nehmen Euch mit, wenns der Herr erlaubt. Nicht wahr? Nein, wie Sie dem Ludwig Löwe ähnlich ſehen! S' iſt zum Erſtaunen."

Der junge Mann ließ ſich wie ein Kind von der guten Frau herumführen, wohl auch ſonſt ein wenig lenken und leiten. Nichts iſt gefährlicher, ja eigentlich ſo ertödtend, als der Umgang mit mittelmäßigen oder unbedeutenden Menſchen. Indem man ſich ihren kleinen Anſchauungen und Bedürfniſſen fügt, geräth ſelbſt der beſſere Menſch allmälig in ihre Botmäßigkeit und ver-

liert ſo den Blick in's Größere, in's Allgemeine. Das war zwar bei unſerem Freunde nicht völlig der Fall. Wer ihn beobachten konnte, wenn er allein war, dem entging es wohl nicht, wie es in ſeinem Innern gährte und mit welcher Anſtrengung er ſich gewiſſe quälende Gedanken vom Leibe zu halten ſuchte. Er hielt den Kopf feſt zwiſchen beiden Händen zuſammengepreßt. Es war nicht der phyſiſche Schmerz allein, der in ihm tobte; das Seelenleiden iſt mächtiger. Seine heitern Knabenjahre zogen an ihm vorüber, das muthige Streben des Jünglings, die Freundſchaft- und Liebesbegeiſterung, die Täuſchungen und Irrthümer — bis zu dem Momente, wo ihn die Liebe zu dem edelſten Weſen, eine erwiderte und doch hoffnungsloſe Liebe, hoch über ſich ſelbſt erhob, wo die Begeiſterung für das Vaterland ihn in die Reihen der Kämpfenden trieb. Ein vergeblicher Kampf, wie er ſich ſelber eingeſtehen mußte. Und ſo ein verlorenes Leben! Sein junger Freund Bela war glücklich zu preiſen. Er ſank dahin im Gewühle des Kampfes um die Freiheit, deren einſtigen Sieg er noch mit dem letzten Hauch ſeines Mundes verkündigte! — „Aber ich? Ich!“ — Er riß ſich los

aus den marternden Gedanken und die ſchwatzende Frau Brigitte, der ſcherzende Peterlein waren ihm ein wahres Labſal, da ſie ihm unbewußt beihalfen, die „blue devils“ zeitweiſe zu bannen. — Der ehrliche und treue Chalybeus aber mußte es ſchmerzlich empfinden, daß in ſeinem geliebten und ſtumm gewordenen Freunde der Sinn für alles Ideelle wie erſtorben ſchien. Und er leidet! dachte er. Was lebt und fühlt, ſollte nicht leiden müſſen. — Am merkwürdigſten war's, daß Günter den Namen Juſtine nicht wieder nannte, jedem Geſpräche über das Mädchen aus dem Wege ging; doch wußte er ſehr wohl, daß Chalybeus der Comteſſe täglich über das Befinden des Kranken genau zu berichten hatte. Er ſelbſt fragte nicht nach ihr und war zufrieden, wenn es im Allgemeinen hieß: „Drüben ſteht Alles gut und im Alten.“

Am Tage der Abfahrt nach Scharfenſtein kam Chalybeus zum letzten Mal in's gräfliche Haus und brachte einen Gruß von dem Freunde. „Sage ihr, daß ich ſie beſuchen werde, ſobald ich vollkommen geneſen bin,“ hatte er wörtlich auszurichten.

Wie gern hätte Juſtine von dem kranken Freunde Abſchied genommen! Sie unterdrückte den geheimen Wunſch.

Die muntere Molli war entzückt von Scharfenſtein. „Wald und Berg und Freiheit und eine Freundin wie meine Juſtine, ſo gut iſt mir's noch nie im Leben geworden!“ rief ſie aus. „Meine alte Tante, die gute Biri nicht zu vergeſſen.“

„Und Deinen Couſin Felix nennſt Du nicht mit?“ meinte Juſtine. „Er wird mit Nächſtem eintreffen.“

„Der iſt mir zu koſtbar!“ ſcherzte die Baroneſſe. „Auch viel zu ernſthaft. Als Kind hab' ich mich vor ihm gefürchtet — nun, die Scheu und Furcht ſind jetzt weg, aber der Reſpekt iſt geblieben.“

Juſtine führte die Freundin durch den Wald in das Chalet.

„Da könnte man ja ein Schäferleben führen,“ rief Molli in die Hände klatſchend. „Die Schäfer fehlen freilich. Gleichviel! Wir wollen uns hier poetiſch einrichten — Du Roſalinde, ich Celia — und den Orlando erwarten.“

Sie durchſtöberte das kleine Häuschen. Ein männliches Portrait in Waſſerfarben hing an der Wand. „Das iſt ja der aus Deinem Album!“

„Günter. Ja. Ich hab' es nach der Photographie gemalt."

Molli betrachtete das Bild aufmerksam. „Ein prächtiger junger Mensch!" sagte sie. „Nicht eigentlich, was man einen schönen Mann nennt, Gott Lob! Aber interessant. Und so sanfte, milde Züge, dabei doch feurige Augen, eine kräftige Stirn!"

„Er ist jetzt krank," sagte Justine ausweichend und suchte die Freundin von dem Portrait wegzuziehen.

„Er wird wieder gesund werden. Das wär' ein Orlando, wie man sich Einen nur wünschen könnte! — Meinst Du nicht auch?"

Justine überhörte die Frage. „Hier ist es so dumpf, gehen wir in's Freie," mahnte sie.

Der kleine Jagello sprang der Tante entgegen, die sich zu ihm niederbeugte, das Kind schweigend liebkoste.

Molli hatte ihre Gedanken.

Auch die alte Gräfin Biri war herbei geschlichen. „Die Mittagsglocke hat schon zwei Mal geläutet," meldete sie, „habt Ihr denn keine Ohren, Kinder? Und keinen Magen?"

„Hier in diese poetische Einsamkeit dringt keine

eherne Zunge der Zeit, Tante, kein derlei prosaischer Schall!“ erklärte ihr Molli. „Und man vergißt Essen und Trinken, wenn man mit einem Orlando beschäftigt ist! Gelt?“ wendete sie sich schelmisch zu Justinen.

„Orlando? Was ist das wieder für ein neuer Unsinn?“ fragte die Gräfin.

Justine legte wie bittend den Finger an die Lippen.

„Das ist aus Shakespeare, folglich englisch und läßt sich gar nicht übersetzen, Tantchen!“ sagte das muntere Mädchen. „Darum zu Tisch!“

Siebentes Capitel.

Liber et libertus.

Wem ihren Strahl die Freiheit einmal
in's Herz gegossen,
Abfällt der nun und nimmer, trotz
sond'rer Kampfgenossen!
Nibelungen im Frack!

Die Liebe ist die Freiheit zu Zweien.
Unbekannter.

Der kranke Günter fühlte sich eines Morgens plötzlich gesund. Zum ersten Mal hatte er eine Nacht, ohne zu erwachen, durchgeschlafen. Er sprang mit beiden Füßen aus dem Bett, eilte zum Fenster, schob die Vorhänge zurück, riß die Flügel auf. Eine frische Morgenluft fächelte ihm entgegen, die klare Sonne lachte — er fühlte sich von Wohlsein durchströmt. Das ist die Jugend, die nichts bedarf, als sich selbst. Von der Stunde an war's ein neuer Mensch, oder der alte, der sich wieder fand. Doch blieb er noch eine geraume Zeit mit sich allein, vermied es, sich auszusprechen. Es giebt Zustände, Gedanken, Empfindungen, die sich nicht mittheilen lassen. — Von dem Tage an las er wieder Zeitungen.

Der ungariſche General Görgey hatte die Unmöglichkeit eingeſehen, ſein Vaterland länger vertheidigen zu können. Er kapitulirte und übergab ſich und ſeine Armee den ruſſiſchen Waffen. Der ruſſiſche Feldherr ſchrieb ſeinem Czaren: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majeſtät!“ — Der Fiebertraum der ungariſchen Republik war ausgeträumt.

Günter reichte dem Freunde das Zeitungsblatt. „Da, lies!“

Chalybeus warf einen Blick in das Blatt.

„Eine Schmach für Euer Oeſterreich!“ rief er aus.

„So fühl' ich's auch!“ verſetzte Günter. „Wir exiſtiren nun durch fremde Gnade. Und man wird das uns großmüthig geſchenkte Land wohl bald als ein erobertes betrachten und darnach behandeln,“ — fügte er bitter hinzu. „Bald wird es heißen: Sklaven drüben wie hüben!“

„So dürft' es wohl kommen!“ ſtimmte Chalybeus bei und betrachtete mit Befriedigung den Freund, der wieder an öffentlichen Dingen Theil zu nehmen ſchien. „Du ſiehſt heute vortrefflich aus!“ ſagte er. „Auch Deine Schmerzen haben ſich gemildert?“

„Seit vierzehn Tagen kaum eine Mahnung mehr, —“ erwiderte Günter. „Ich bin glücklich zusammen geflickt. Aber ich habe das Müßiggehen satt. Es wäre hohe Zeit, daß wir was Tüchtiges anfingen.“

„Ich bin dabei!“ versetzte der Freund lebhaft. „Weißt Du, daß man mir angeboten, Gymnasialprofessor zu werden? In Fulda oder in Gotha. Ich habe die Auswahl.“

„Das ist zu wenig für Deine Talente,“ — meinte Günter. „Auch versauert man in den kleinen Nestern. Ich habe Besseres mit uns im Sinne, wenn Du nach wie vor mit mir halten willst.“

„In Leben und Tod! Du weißt ja.“

„Nur müssen wir uns bescheiden. Der Trieb in's Große, in's Ganze zu wirken, ist mir vergangen. Wir wollen sehen, was wir im Kleinen, im Beschränkten zu leisten vermögen.“

„Einverstanden.“

„Aurcam qui-quis mediocritatem
Diligit —“

citirte Chalybeus.

„Das konnte gelten zur Zeit des Augustus, des

Horaz und Virgil. Nun ſteht die Sache anders. Man darf in unſern Tagen den Zuſammenhang mit der Welt, mit dem Weltganzen nicht völlig verlieren. — Aufrichtig, Freund! Was hältſt Du von meinem Oeſterreich? Von unſerm Deutſchland?“

Chalybeus ſchüttelte den Kopf. „Sie haben ſich in eine Sackgaſſe verrannt, alle beide!“ ſagte er bedächtig.

„Du haſt vielleicht Recht! Wir glaubten einen Schritt zur Freiheit zu thun — ſind nun bitter getäuſcht!“

„Frei! Seid Ihr denn eigentlich frei? Könnt Ihr's werden? Wird man's auf dem Wege? Es iſt ein Unterſchied zwiſchen dem homo liber und dem libertus. So iſt's auch mit den Völkern. Wenn der Herr dem Sklaven ſagt: hunc ego hominem liberum esse volo — ſo wird der Sklave blos zum libertus. Und wenn es heißt: hunc ego populum liberum esse volo — wird das Volk dadurch frei? Nicht im Geringſten! Durch eine derlei politiſche manumissio oder Oktroyirung werdet Ihr nur Freigelaſſene, keine Freien. Die Römer unter der Republik waren

BIBL. VNIVERS. LIPS.

frei, die Engländer ſind frei, die Kolonien ſind es geworden.

„Wer frei ſein will, muß führen ſelbſt den Schlag.“ — Euer Schlag war verfehlt, war ein Waſſerſchlag. Ihr habt hier nichts gethan, als dem alten wurmſtichigen Rumpel, der wohl von ſelber zerfallen wäre, ein paar Tage früher den Garaus gemacht. Jetzt kommen die Mittelmäßigen d'ran, oder die Phlegmatiſchen, denen nach Macchiavell's Behauptung die Welt gehört. „Nel mondo non è se non volgo.“ — Die Heerde braucht den Leithammel. Dieſe Bach's und ihres Gleichen werden Euern Staat in Jahren und für Jahre zur Noth wieder zuſammen leimen.“

„Freigelaſſen! Nicht frei!“ wiederholte Günter nachdenklich. — „Und Deutſchland?“

„Nenne mir's nicht!“ fuhr ihm der Holſteiner hitzig in's Wort. „Der Moment in Frankfurt war groß, ward nicht benutzt, und wird in dem Jahrhundert, wird vielleicht gar niemals wieder kommen! Ein deutſcher Mazzini hat uns gefehlt. — Wie meinte der närriſche Hecker damals? Die ſüße deutſche Pomeranze wird in den preußiſchen Schoß fallen! — Nun, ſo wollt'

ich doch lieber mein Lebelang ein halber Däne bleiben, als ein völliger Preuße werden!"

„Hecker iſt in Amerika, nicht wahr? — Dort iſt man frei, mein Freund!" rief Günter aus, beinahe mit einer früheren Lebhaftigkeit.

„Dort?" — Chalybeus ſah ihn fragend an.

„Willſt Du mich nach Scharfenſtein begleiten?" hieß es, ſtatt einer Antwort.

„Jeden Moment! Jetzt, gleich, wenn Du willſt!"

„In den nächſten Tagen alſo. Wir reden's ab und Vieles Andere noch. Da kommen unſere Hausleute. Thu' nichts dergleichen!"

Frau Brigitte mit Peterlein trat in's Zimmer. „Drüben iſt aufgetragen," meldete ſie. „Wenn's gefällig iſt, Herr Günter!" — Der Reconvalescent reichte ihr galant den Arm. Das Mittagsmahl war heiter, Günter geſprächig, die Andern glücklich über ſeine Munterkeit. Beim Deſſert wurde eine Champagnerflaſche aufgeſetzt. „Sie dürfen nur Waſſer trinken, ich weiß" — ſagte die gutmüthige Hausfrau — „aber ein wenig nippen hat der Herr Doktor erlaubt. — Auf die Wiedergeneſung unſeres Freundes alſo! — Und jetzt ein zweites Glas.

„Eljen Kossuth!“ toaſtete die unverbeſſerlich radikale Wienerin.“

„Halt! Da thu' ich Einſpruch!“ unterbrach ſie Günter. „Dafür bin ich ein zu guter Oeſterreicher. — Aber unſere Hausfrau! Und was wir lieben!“ —

„Was wir lieben!“ ſtimmte Peterlein eifrig zu und hielt ſein Glas mit einem viel ſagenden Blick der korpulenten Schönen entgegen, die verſchämt die Augen niederſchlug, ihr Glas leiſe anklingen ließ.

Wenige Tage darauf bezogen die Freunde ihre frühere Junggeſellenwohnung, nachdem der dankbare Patient ſeine Pflegerin mit Schmuckſachen und Hauseinrichtungsſtücken ſo reichlich bedacht hatte, daß die immer „noble“ Dame ſich zu Gegengeſchenken verpflichtet fühlte. Günter durfte eine längſt mit Peterlein geplante Ehrengabe nicht ausſchlagen. Es war ein ſilberner Lorbeerkranz mit der Umſchrift in goldenen Lettern: „Dem Kämpfer für Freiheit und Recht.“

„Gut gemeint! Aber ein überwundener Standpunkt!“ dachte der Beſchenkte. Chalybeus ward mit einer Pariſer Ausgabe der römiſchen und griechiſchen Claſſiker überraſcht.

Zu Hauſe empfing Günter häufig einen Mann in quadrillirten Kleidern, mit dem Hut und dem Backenbart eines Marineurs, welcher geläufig deutſch ſprach, nur mit ſtark engliſchem Accent. Es war der ehrenwerthe Mr. Thompſon, ſeit Jahren der Pächter der Texaniſchen Beſitzungen des alten Günter. Er war in Auswanderungs- und Handelsgeſchäften nach Europa gekommen, dachte aber bald wieder nach der Kolonie zurückzukehren. Die beiden Männer verkehrten täglich ſtundenlang miteinander, und der Fremde legte eine Maſſe Papiere und Dokumente vor, worüber es ein eifriges Verhandeln, auch Berechnen gab. Späterhin wurde auch Chalybeus beigezogen, und man ſchien ſich nach mehrfachem Berathen über einen beſtimmten und bedeutenden Plan vereinigt zu haben.

„Du hältſt alſo mit uns?“ fragte Günter.

„Mit Dir in die Hölle meinetwegen!“ erwiderte Chalybeus. „Da wir ſchon aus dem Himmelreich hinaus müſſen!“ ſetzte er mit einem halbunterdrückten Seufzer hinzu. Ohne Zweifel gedachte er dabei ſeiner verehrten Comteſſe. —

In Scharfenſtein war ein idylliſches Leben. Die

weibliche Bevölkerung, dort vorherrſchend, hatte noch einen kleinen Zuwachs bekommen. Die würdige Frau Rüdiger nährte ein jüngſt geborenes Mädchen an der mächtigen Bruſt, der frühere Säugling zerrte bereits links an der mütterlichen Schürze, und die kleine Apel, obwohl inzwiſchen tüchtig und derb herangewachſen, hatte ſich ihre Stelle zur Rechten demungeachtet nicht ſtreitig machen laſſen. Aus zwei Anhängſeln waren drei geworden; der kräftigen Frau war das nicht zu viel. Sie rumorte mit der lieben Laſt vor wie nach im Hauſe herum. „Comme si de rien n'était!" ſagte die alte Gräfin Viri zu ihrer Nichte. — Juſtine und Molli hatten ſich einander immer mehr genähert und die Heiterkeit der älteren Freundin hatte auf die jüngere den günſtigen Einfluß, daß ſie ein wenig aus ſich ſelbſt herauskam. Der, von beiden Damen verehrte Gaſt, Baron Felix, trug nicht wenig zur Geſelligkeit bei; Lektüre, Muſik und Spazierritte, auch Spazierfahrten mit der Douairière brachten Abwechslung und der kleine Jagello ward zu ſeinem Entzücken bisweilen auf einen wirklichen Pony gehoben. Da kündigte ein kurzer und

etwas myſtiſch gehaltener Brief unſeres Chalybeus den Beſuch der Freunde an.

„Wie begierig bin ich doch auf dieſen Orlando!“ flüſterte Molli der Freundin zu.

Günter und Juſtine hatten ſich beinahe ſeit Jahr und Tag nicht wieder geſehen. In der Zwiſchenzeit welch' eine Welt von Ereigniſſen! Manches ließ ſich nicht wohl berühren, und ſo vergingen Mittag und Abend in etwas gezwungener Geſelligkeit. Chalybeus war völlig ſtumm und hielt die Augen nur immer unwandelbar auf ſeine Comteſſe gerichtet. Baron Felix und Günter ließen im Geſpräche keine Pauſe eintreten, Juſtine warf ihr Wort dazwiſchen, Molli ihre Scherze. Die alte Gräfin Biri aß und trank nach Herzensluſt, und der kleine Jagello hielt ſich zu ſeinem „Chalyb.“

Am nächſten Morgen begab ſich Günter mit den beiden Freundinnen nach dem Chalet.

„Ihr Werk, Herr Günter!“ bemerkte die Baroneſſe. „Ihr Andenken verknüpft ſich damit.“

„Dieſes Häuschen ward in hoffnungsreichen Stunden aufgerichtet,“ — verſetzte der junge Mann, — „und ſo möge es ſtets ein Denkmal der Erinnerung bleiben.“

„Dir iſt es geweiht!“ wendete ſich Molli zu der Freundin — „Du biſt die Göttin des kleinen Tempels, ich nur die Tempeldienerin.“ — Sie küßte die Freundin und ging abſeits, Blumen zu pflücken, war bald völlig verſchwunden.

Günter lud die theure Freundin ein, auf dem Bänkchen vor dem Chalet mit ihm Platz zu nehmen.

„Ich habe Ihnen tauſend Dinge zu ſagen, ja eine völlige Generalbeichte abzulegen —“ begann er, nicht ohne innere Bewegung.

Juſtine blickte freundlich zu ihm auf. „Haben Sie Sünden zu bekennen?“ fragte ſie.

„Eine Menge.“

„Eins nach dem andern alſo! — Sie hatten gute Pflege während Ihrer Krankheit?“

„Bei der braven Frau Brennberger! Chalybeus erzählte Ihnen ja —“

„Nein, früher, mein' ich!“

„Früher? Da war ich bewußtlos. Nur Ein Moment des Erwachens! Da ſtand mein Schutzgeiſt vor mir. Sie, Juſtine! — Wer weiß! Ihnen dank' ich mein Leben.“

„Ach, hätt' ich Sie pflegen dürfen, wie —" Sie ſtockte.

„Wie wer?"

„Sie wiſſen nicht, in welches Haus Sie gleich anfangs gebracht wurden?",

„Ich weiß von nichts. Meine Freunde ſorgten, dachten, handelten für mich, ich war ein Kind, ein Ding, ein Nichts!"

„Armer Carl!" — Sie unterdrückte alle weiteren Fragen. — „Sünden alſo?"

Günter fuhr mit der Hand über die Stirn. „Es iſt vorüber!" ſagte er. „Vor Allem Eins, vielleicht das Schlimmſte. Ich habe mir zu Großes zugetraut. Ihr Freund Felix hat Recht! Das Neue wird nicht im Moment. Es bedarf der fleißigen Arbeit langer und mühſamer Jahre. Und ſo muß man ſich ſagen: Du biſt nur Einer, trage Dein Scherflein bei. Das will ich auch, ehrlich und aufrichtig. Der tolle Kampf iſt vorüber, der nach Außen, wie der in meinem Innern. Von nun an bin ich nichts, als ein einfacher Arbeiter, ein Pionier, Einer, der Bahn brechen hilft."

Juſtine ließ ihr dunkles Auge auf dem Freunde

haften. „Ich verſtehe Sie nicht!“ ſagte ſie. „Wozu haben Sie ſich entſchloſſen?“

„Zur Einkehr in mich ſelbſt! Zur Buße!“ verſetzte er milde. „Ich will mich von dem Liebſten losreißen, das ich auf der Welt beſitze, um vielleicht ſeiner würdig zu werden. — Sie wiſſen“ — fuhr er nach einer kleinen Pauſe mit etwas unſicherem Tone fort — „Sie wiſſen, mein Vater hat mir ein außereuropäiſches Beſitzthum hinterlaſſen.“

„Sie wollen auswandern?“ rief das Mädchen erſchrocken.

„Will's Gott, nicht für immer! — Hören Sie mich an, Juſtine. — Ueber unſer Vaterland werden ſchlimme Tage kommen. Das Licht, kaum angebrochen, wird man wieder verlöſchen wollen, die Ideen verläugnen, Jeden ihrer Bekenner verhöhnen, verfolgen. Deß mag ich nicht Zeuge ſein. Wie ich denke und fühle, iſt in Oeſterreich keine Thätigkeit für mich. So ſuch' ich ſie anderswo.“

„In einem andern Theile der Erde? So ſoll das Weltmeer uns ſcheiden?“ rief Juſtine ſchmerzlich aus. —

Günter ergriff ihre beiden Hände, sah ihr fest in's Auge. „Das Meer oder ein Salon, liebes Mädchen! Sind wir hier nicht auch geschieden?“

„Wer weiß!“ sagte Justine und entzog ihm sanft die Hand.

„Große Länderstrecken in Texas sind es, die ich mein nennen darf,“ sprach Günter weiter. „Ueber dem Lande weht seit einigen Jahren das Sternenbanner der Union. Eine deutsche Kolonie hat sich auf meinem Eigen angesiedelt, die ich mit Beihülfe wackerer Freunde vergrößern will, die Urwälder ausroden, Blockhäuser bauen, den Boden befruchten, die Eingebornen der Sitte und Kultur zuführen, den Einwanderern eine Zuflucht bieten. Tüchtige Arbeiter und Handwerker haben sich gemeldet, auch Ingenieure und Feldmesser, und an Schullehrern für die Kinder soll es nicht fehlen, unter unseres Chalybeus Leitung. Und so heran, wer reinen Herzens ist und tüchtiger Gesinnung! Unser Land wird kein Eldorado sein, vielmehr ein Boden der harten, schweren, aber segensreichen Arbeit — eine Pflanzstätte deutschen Wesens, ein Asyl der Sicherheit, des Rechts und der Freiheit!“

Der junge Mann hatte sich warm gesprochen. Justinens Augen glänzten. „Sie wählen sich ein beneidenswerthes Loos," — sagte sie. „Doch nicht für immer, hieß es. Wann wollen Sie wiederkehren?"

„Wenn die Freigelassenen erst wirklich frei geworden sind, —" erwiderte Günter, mit einer Erinnerung an die Worte seines Freundes. „Ich bin als Sklave geboren und habe einen Zug aus dem Freiheitsbecher gethan — das ist mir zu wenig. Nichts halbes! Ganz oder gar nicht. So will ich mich selber frei machen und Anderen, so viel ich's vermag, zur Freiheit verhelfen. — Sie sehen, liebe Justine, ich bin unverbesserlich!"

„Sie wählen für sich das Beste. An mich dachten Sie nicht dabei?" fragte sie, wie hingeworfen.

„An Sie! Ach, an wen sonst! An Sie — die ich von mir befreien will! Mit welchen Schmerzen! Sie begreifen's nicht. Mein Leben ist nur halb. In dieser Stunde sei es ausgesprochen."

„Und *mein* Leben! Wenn Sie erst fort sind" —

Günter sprang auf, warf sich zu ihren Füßen, barg den Kopf in ihre Hände. „Soll ich bleiben? Ver

Ihren Augen zu Grunde gehen? Ich will's! Da ich Sie nicht besitzen darf!"

Er umfaßte ihre Kniee.

Justine machte sich sanft von dem Stürmischen los. „Ruhig, mein Freund!" sagte sie und erhob sich langsam, zog ihn zu sich empor. „Reisen Sie! Es bleibe dabei" — sprach sie mit Entschiedenheit. „Werden Sie ein freier Mann — wie ich ein freies Mädchen bleiben will."

„Nein, Justine! Sie sollen ihr Leben nicht verzehren."

„Will ich's denn?" sagte sie mit Ruhe. „Wissen Sie, wie alt ich bin? Bald zwanzig. Nun, mit vier und zwanzig Jahren sind wir Mädchen erst völlig frei. Doch dann bin ich Ihnen vielleicht zu alt!" setzte sie lächelnd hinzu.

„Liebes, theures Mädchen! Können wir denn jemals hoffen —?"

„Kämpfe wird's freilich setzen — mit der Familie, mein' ich! Aber wenn Sie den Muth haben —"

„Den Muth?" Er sah sie fragend an.

Sie horchte auf. „Ich höre Stimmen. Wir

ſprechen noch darüber. — Eins nur, mein Freund! Mein Vater kehrt in dieſen Tagen aus Ungarn zurück. Er war ein Freund Ihres Vaters und meint es auch mit dem Sohne gut. Theilen Sie ihm Ihren neuen Lebensplan mit und wenn er ihn billigt, dann reiſen Sie. Liegt auch das Weltmeer in Zukunft zwiſchen uns, ich erwarte Ihre Nachrichten und auch Sie ſollen von mir hören. Ich hoffe, wir ſcheiden nicht für immer. Ich bleibe, wie ich bin, ſelbſtſtändig und frei." Sie reichte ihm die Hand, Liebe im Auge, wie im Herzen.

Achtes Capitel.

Vater und Sohn.

Wer tölpisch ist und nichtens kann,
Der ist im Land ein Edelmann!
Das Schlaraffenland.

Der Oberſt war aus dem ungariſchen Feldzug zurückgekehrt. Er hatte noch ſein lebhaftes Weſen, wie ſonſt, doch waren die Kriegsſtrapazen an dem, nun beinahe ſechzigjährigen Manne dies Mal nicht ſpurlos vorüber gegangen. Seine Haltung war die frühere ſtramme nicht mehr, das Auge hatte von ſeinem Glanze verloren, der ſtattliche Körper war bedeutend abgemagert. Ein trockenes Hüſteln, das er zu unterdrücken ſuchte, hatte ſich übrigens bald durch leichte Mittel etwas gemildert. Gräfin Helene war glücklich, ihren cher Antoine wieder zu beſitzen, die Familie feierte ein Freudenfeſt. Daß Juſtine, des Vaters Lieblingskind, ſogleich aus Scharfenſtein herbei eilte, um in ſeine Arme zu fliegen, iſt kaum nöthig zu erwähnen. Sie war die Einzige, welche das Entzücken über das gute Ausſehen des Papas mit den Uebrigen nicht theilte.

Mit unſerem Günter hatte der Oberſt lange Conferenzen, denen zuletzt auch Mr. Thompſon beigezogen wurde, der ſich als ein überaus practiſcher Geſchäftsmann erwies. Die neue Handelscolonie in Texas war vorzugsweiſe ſeine Schöpfung; ſein Name hatte in New-York wie in London gleich guten Klang. Juſtinens Vater war mit Günters neuem Lebensplan vollkommen einverſtanden; auch die glückliche Umwandlung in dem Weſen des jungen Mannes entging ihm nicht. In dieſem Sinne äußerte er ſich auch zu ſeiner Tochter.

„Unſer Carl hat ſich die Hörner abgeſtoßen, — ſagte er und bezwang das Hüſteln. „Er iſt der radikale Phantaſt nicht mehr. Eine große Wirkſamkeit ſteht ihm offen — wenn er nur aushält! Doch es ſcheint ihm ernſt damit und ein tüchtiger Mann ſteht ihm zur Seite. In fünf, ſechs Jahren wird ſich's zeigen. So lang muß er wenigſtens aushalten — zehn Jahre, wo möglich! Wenn ihn das Heimweh nicht früher zurück jagt."

„Du huſteſt, lieber Vater" — unterbrach ihn Juſtine ſorglich.

„Ein kleiner Reiz in der Kehle. Nichts von Be-

deutung. Ich trinke Selterwaſſer dagegen — das hilft.“ — Er räuſperte ein wenig. — „Weißt Du, daß ich mich an der Sache betheilige?“

„An der Colonie?“

„Es iſt eine Actienunternehmung und ich habe für Dich gezeichnet.“

„Für mich?“

„Eine gute Anlage für die Zukunft. Wer weiß, wie bald Du's nöthig haben wirſt!“

Der treffliche Mann ſchien einen trüben Gedanken zu unterdrücken, äußerte ſich nicht weiter.

Carl Günter war allerdings verändert, und zwar zu ſeinem Vortheil. Er trat ſicher auf, ohne Unbeſcheidenheit, doch wie ein Mann, ſeiner ſelbſt bewußt. Die Fürſtin meinte, er ſei intereſſanter geworden, auch männlich ſchöner. Sie fing an, die Theilnahme ihrer Schweſter für den feurigen Freiheitskämpfer zu begreifen. Zum Glück lag bald der Ocean zwiſchen ihnen! — Günter war der ganzen Familie wieder lieb geworden; er ſelbſt fühlte ſich heimiſch in dem Hauſe, das er nun auf ſo lange meiden ſollte. Allein Mr. Thompſon drängte und die Auswanderer harrten in Hamburg und Liverpool

ihrer Einſchiffung mit Ungeduld entgegen. Die Trennungsſtunde ſchlug.

„Ich bin Dein oder keines Mannes!“ hatte Juſtine ihrem Carl noch im Momente des Scheidens betheuert. Den guten Chalybeus würdigte ſie in Gegenwart der Schweſter einer herzlichen Umarmung. Der verblüfft-gerührte Menſch zehrte die ganze Reiſe davon.

Der alte Radetzky, der Sieger von Novara, kam im Herbſt 49 nach Wien und wurde mit Ovationen überſchüttet. In den Jubel klang ein greller Mißton. Trauer herrſchte im Grafenhauſe. Der wackere Dragoner, Graf Heinrich, war in der Schlacht gefallen, wie auch ſein Camerad, der hübſche Huſar, Graf Arthur. Alle Geſelligkeit bei den Weißenſteins hatte nun ein Ende. Nur Baron Felix und die heitere Molli hielten treulich bei Juſtinen und ihrem Schmerze aus. Heinrich war ihr der Liebſte unter ihren Geſchwiſtern, auch der Einzige, der eigentlich ein Herz für ſie hatte. Die Eltern waren tief gebeugt. Es gab einen traurigen Winter, einen freudenloſen Frühling! —

Fürſtin Arabella, ſo reizend ſich die Blondine in den Trauerkleidern ausnahm, gefiel ſich nur wenig

in der nothgedrungenen Zurückgezogenheit und das ſtille Familienleben ſagte ihr durchaus nicht zu. „Mama ſeufzt und betet, Papa huſtet, die Schweſter ſchmachtet — was iſt das für ein Leben?“ ſagte ſie zu ihrem Gatten. „Gewiß, auch ich beklage den Verluſt meines Bruders, aber nun iſt beinahe ein halbes Jahr darüber hin. Man weint ſeine Thräne und lebt weiter. Hier oder dort!“

Unter dem dort war Paris zu verſtehen. Der Ueberſiedelungsplan wurde auf's Neue durchgeſprochen und kam noch im Sommer 50 zur Ausführung. Die franzöſiſche Republik ſiechte dahin. Der Prinzpräſident Louis Napoleon werde ſeiner Zeit noch eine bedeutende politiſche Rolle ſpielen, war Arabellas entſchiedene Meinung. Nun hatte ihr Gemahl den Prinzen vor Jahren in London kennen lernen, ihm, der ſtets in Geldverlegenheiten war, eine ziemlich bedeutende Summe vorgeſtreckt, von der allerdings nicht mehr die Rede war. Das kann aber noch ſeine Zinſen tragen!

„Dieſer Mann glaubt an ſeinen Stern — warum ſollen wir nicht auch daran glauben?“ meinte die Fürſtin. „Es iſt was Magiſches in dem Namen Napoleon. Dieſer

Louis mit ſeinem Adler war mir auch niemals lächerlich. Es ſteckt ein kleiner Dämon in dem verſchloſſenen Prinzen und das Dämoniſche beherrſcht die Welt.“ —

So leichtlebig Arabella auch war, ſo kam es ihr doch ziemlich hart an, ſich von der Mama zu trennen. Sie hatte an ihr ſtets ein gefügiges Werkzeug, die ſchwache und immer ſchwankende Frau an der energiſchen Tochter eine Stütze. — Den Gedanken, Juſtinen zu verheirathen, hatte die Fürſtin vorläufig aufgegeben. „Bewacht ſie gehörig oder ſie macht Euch noch einen dummen Streich!“ äußerte ſie ſich über die Schweſter noch in der letzten Stunde zur Mutter.

Zu gleicher Zeit mit den Sulkowskis verließ auch Graf Lothar das väterliche Haus. Er war zum Geſandtſchaftsſecretair an einem kleinen deutſchen Hofe ernannt worden. Das Scheiden des Bureau-Menſchen hinterließ kaum eine merkliche Lücke. Weit ſchmerzlicher für Juſtinen ward ihr die Trennung von dem kleinen Jagello. „Sie werden ihn in Paris verziehen!“ klagte ſie dem Baron Felix, welcher derſelben Meinung war.

„Die Einen nach Paris, der Andere gar nach der

neuen Welt! Was das für glückliche Menſchen ſind!“ rief Molli lebhaft aus.

„Biſt Du ſo reiſeluſtig, Couſinchen?“ fragte der Baron.

„Wie ſollt' ich's nicht ſein? Tante Biri hat mich ein paar Mal nach Baden und Reichenau gebracht und Euer Scharfenſtein (zu Juſtinen gewendet) war bis jetzt mein weiteſter Ausflug. Und ich altes Mädchen brenne vor Begierde, die Welt zu ſehen! Aber wie anſtellen?“

„Herzlich gern würd' ich Dich mitnehmen, wenn ich wieder eine Reiſe mache“ — meinte der Couſin — „ohne die alte Tante natürlich! Aber die Welt, die Welt! Was würde man dazu ſagen? Darf man mit einer jungen Couſine reiſen?“

„Schade, daß ich nicht wenigſtens Deine Schweſter bin!“ brachte Molli mit einem ſo komiſchen Seufzer hervor, daß beide Freunde nicht umhin konnten, laut aufzulachen.

Nur Vater, Mutter und die eine Tochter bewohnten nun das weitläufige Hôtel. Mit der Fürſtin war alle Geſelligkeit verſchwunden. Selbſt der fromme Hof-General war ſeit dem Erſcheinen des Oberſten für immer

weggeblieben. Dagegen brachte Don Aranda, der Jeſuit, alltäglich ein paar Stunden in Gebeten oder frommen Betrachtungen mit Gräfin Helene zu, dem Oberſten zum Aerger, welcher dieſe geiſtliche Richtung ſeiner Gemahlin vergebens zu bekämpfen ſuchte.

„Laß mir dieſen Troſt, mein Freund!“ ſeufzte die Gräfin. „Seit dem Verluſte unſeres Henry iſt es die Religion einzig und allein, die mich aufrecht hält. Und daß ich Dich habe!“ Sie reichte dem Grafen die Hand, die er küßte. „Leider daß unſere junge Tochter“ — ſie hielt inne.

„Daß ſie nicht in die Kirche geht, meinſt Du?“ verſetzte der Oberſt.

„Noch zur Beichte und Communion. — Doch das muß anders werden!“ fuhr die Mutter eifernd fort. „Ich werde für ihr Seelenheil ſorgen. Don Aranda hat mir's zur Pflicht gemacht.“

„Laß das Kind, beſte Helene!“ unterbrach ſie der Oberſt, ziemlich hitzig. „Unſere Juſtine iſt eben ſo gut als verſtändig. Ihr Herz bedarf keiner Beihülfe und mit ihrem Geiſte, der kein geringer iſt, mag ſie ſelber fertig werden.“

Die Gräfin ſchlug die Augen gegen Himmel und ſeufzte abermals. Sie ſchwieg aber. Der Widerwille ihres Gatten gegen alles Clericale war ihr zu ihrem Leidweſen bekannt genug.

Bald nach dem Ableben des Grafen Heinrich hatte der Oberſt den jungen Guido zu ſich auf's Zimmer gerufen. „Du haſt verweinte Augen, mein Sohn?“ ſprach er ihn an. „Ein Zeichen, daß Du Deinen Bruder geliebt haſt.“

„Er war immer ſo gut mit mir“ — ſchluchzte der junge Menſch, der bei allen ſeinen Schwächen und Fehlern das hatte, was man ein gutes Herz zu nennen pflegt.

„Ich nehme an, daß Du auch Deine Eltern liebſt und ihnen Freude und Ehre machen willſt,“ — fuhr der Vater fort.

„O Papa“ — brachte Guido mit Mühe hervor und legte die Hand an's Herz, indem er von Thränen überſtrömte. Das Limphatiſche war bei ihm vorherrſchend.

„Deine Mutter klagt aber über Dich. Du haſt Dich, während ich im Felde lag, in dem ganzen Unglücksjahr 48 nichts weniger als wie ein Cavalier benommen, haſt Dich in Schulden geſtürzt, Dich mit leichtſinnigem Volk,

ja mit Geſindel herumgetrieben, biſt nie anders geſehen worden als in Geſellſchaft einer abenteuernden Dirne."

„Eine Künſtlerin, Papa" — erlaubte ſich der junge Mann etwas kleinlaut dazwiſchen zu bemerken. „Auch ein ſehr kluges und gebildetes Mädchen" —

„Sie mag Dich wohl an Bildung übertreffen, denn Du haſt eben im Gymnaſium nicht allzu viel gelernt. Zum Theil meine Schuld. Ich verließ mich zu ſehr auf den Hofmeiſter und die Stände nahmen damals meine ganze Zeit in Anſpruch. Deine Brüder, ein Jeder in ſeiner Art, haben ihren Pflichten genug gethan. Aber Du! Biſt Du ein Edelmann? Weil Du gut zu Pferde ſitzeſt? Man muß auch auf zwei Füßen ſtehen und etwas leiſten können. — Doch manches Verſäumte läßt ſich wohl noch nachholen."

„Mein Gott! Ich ſoll doch nicht etwa weiter ſtudiren?" ächzte der korpulente junge Mann.

Der Oberſt mußte wider Willen ſchmunzeln. „Das wäre wohl vergebene Mühe, mein Sohn! Was Hänschen nicht lernt — — Zum Gelehrten biſt Du nicht geſchaffen. Eins bleibt Dir noch übrig, was auch vollkommen für Dich paßt. Die Landwirthſchaft."

Guido horchte hoch auf.

„Du wirſt Dich daher auf unſer Scharfenſtein begeben — vielleicht Dein künftiges Erbe, wenn ich mit Dir zufrieden bin. Es war Euch Beiden zugedacht — dem armen Heinrich und Dir!“

Guidos Limphgefäße rührten ſich abermals beträchtlich.

„Dort ſollſt Du unter der Anleitung meines neuen Verwalters lernen. Vor Allem arbeiten lernen, Dich mit Allem und Jedem beſchäftigen, was zum Feldbau gehört. Auch zur Viehzucht. Und dort giebt es nicht nur Kühe und Schafe, ſondern auch Pferde, mit denen Du ja ſo vortrefflich umzugehen weißt. Nur die Kunſtpferde ſind ausgenommen und die Kunſtreiterinnen. — Verſtanden?“

Guido nickte mit dem Kopfe. Die Limphe blieb von nun an unthätig.

„Mach' Dich alſo fertig, in acht Tagen abzureiſen. Deine Schulden ſind getilgt. Die Schöne aber wirſt Du abdanken. Als Cavalier, mein' ich. Brauchſt Du noch Geld, ſo ſag' es.“

„Lauretta liebt mich aber, Papa“ — wurde ſchüchtern eingewendet.

Der Vater ſah das Söhnlein ſcharf an.

„Die Liebe dieſer Art Geſchöpfe kennt man. Soll ich mit ihr ſprechen?“

„Nein, nein, Papa! — Aber wie ſtell' ich's an?“

„Das überlaß' ich Dir. — In acht Tagen alſo. Und der Schönen den Laufpaß! Dein Wort darauf, Deine Hand. — So. Jetzt ſind wir wieder gute Freunde.“

Er umarmte den Sohn, der etwas unſicher zur Thür hinausging.

„Sie liebt mich zum Sterben und ſie wird weinen, heulen und das kann ich nicht ausſtehen. Aber es muß, ich hab's verſprochen.“ — Das war beiläufig Guidos Gedankengang, bevor er zu Lauretta in's Zimmer trat.

Sie lag wie gewöhnlich auf dem Divan, las einen franzöſiſchen Roman mit halb ſchläfrigen Augen und verzehrte ſchmatzend getunkte Früchte dazu.

„Liebe Lauretta“ — begann der junge Menſch, indem er in ſeinem ſchleppenden Gang ſich ihr langſam näherte.

Sie blickte ein wenig auf. — „Du kommſt vom geſtrengen Herrn Papa? Er hat Dich abgekanzelt?“

„Ich ſoll nach Scharfenſtein — in acht Tagen.“

„Und ich?“

„Ich ſoll dort arbeiten, Feldbau lernen“ — fuhr Guido fort, ohne zu antworten.

„Ohne mich? Verſtehe.“

Sie erhob ſich vom Divan. „Und Du haſt Alles acceptirt?“

„Hand gegeben. Cavalierſparole.“

„Dein Alter iſt krank?“

„Huſtet.“

„Sonſt nichts? — Gut. Adieu alſo. Ich packe meine Siebenſachen zuſammen, ziehe zu einer Freundin. Du biſt heute ſchon frei.“

„In acht Tagen erſt, Lori!“

„Wozu ein Zögern, wenns zu Ende ſein ſoll? Und kannſt Du ohne mich leben, kann ich's ohne Dich. — Adieu!“

„Du biſt immer gleich ſo oben aus! — Ich ſoll Dich fragen — Du wirſt vielleicht Geld brauchen.“

„Ich brauche nichts als mich ſelbſt!“

„Lori, ſo muß es denn ſein?“ Die Limphe wirkte ſchon wieder. Es kamen ihm die Thränen, die er von ihrer Seite befürchtet hatte.

„Du biſt ein guter Junge!“ ſagte Lauretta und tätſchte ihm die Wangen. „Mi abraccia! — So. — Und nun wollen wir verſuchen, wie lang wir's getrennt von einander aushalten.“

Neuntes Capitel.

Vater und Tochter.

Sie hatte eine passive Energie.
Gräfin Hahn-Hahn.

„Ich ziehe zu einer Freundin!“ hatte Lauretta ihrem Verehrer angekündigt. Diese Freundin war — unsere Brigitte Brennberger. Gemeinsamer Radicalismus hatte die beiden Damen im Jahre des Durcheinander auf einer Barrikade zusammengeführt, die ehrsame Bräumeisterswittwe der ehemaligen Kunstreiterin die schwesterliche Accolade ertheilt. Zu dieser Auszeichnung trug vielleicht der Umstand nicht wenig bei, daß sich Lauretta als die Freundin eines zeitweisen Ex-Grafen (doch immer Grafen) darstellte, welcher der demokratischen Bürgerfrau alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwies.

„Dein Graf hat Dich also verlassen?“ fragte Brigitte ohne Umstände.

„Oder ich ihn!“ verſetzte die Schöne trocken. „Im Grunde bin ich des Zigeunerlebens ſatt und möcht' es zum Unterſchied einmal mit der Solidität verſuchen. Wenn Du mich alſo aufnehmen willſt“ —

„Mit Vergnügen. Ich habe nur einen einzigen Zimmerherrn, Du weißt, und die Leute ſchwatzen! Du kannſt mir als garde de dame dienen.“

Lauretta war ein weiblicher Alcibiades. Sie fügte ſich in jede Situation. Kaum bei der Freundin einquartiert, gab ſie ihre Naſchhaftigkeit auf, lobte die bürgerliche Küche, die einfachen Sitten des Hauſes, den „ſoliden“ Zimmerherrn. Ein wenig im Hauſe warm geworden, äußerte ſie gegen Brigitte in einer vertraulichen Stunde ihre Verwunderung, weshalb ſie nicht daran denke, den ehrlichen Sachſen zu ihrem Lebensgefährten zu wählen.

„Wählt ſich was!“ erwiderte die Wittwe aus gepreßtem Herzen. „Soll ich mich ihm antragen? Er will fort, will für immer nach Leipzig zurück, läßt ſich nicht länger halten.“

„Das wollen wir ſehen!“ rief die energiſche Schöne. „Ein Mann hat keinen Willen. Wenn Du Ernſt machen willſt, ich nehm's auf mich.“

„Wirklich? Aber man müßte mit aller Zartheit verfahren“ —

„Will ich mit der Thür in's Haus fallen? — Aber so viel ich von der Sache verstehe, ist der gute Mensch in Dich verliebt und wagt sich nur nicht recht mit der Sprache heraus.“

„Hat er das Ursache? Warum sollte er“ — ?

„Weiß ich's? Die Männer haben ihre Mucken. Vielleicht weil Du eine wohlhabende Frau bist und er ein armer Schlucker.“

„Nicht so ganz und gar! Er hat ein paar tausend Thaler im Sächsischen anliegen.“

„Dann ist ja kein Hinderniß! Für jedes Tausend des Mannes darf die Frau Zehntausend haben. Das ist das rechte Verhältniß. — Kurz, laß mich nur machen. Nächste Woche sollt Ihr Brautleute sein — oder marsch aus dem Hause mit ihm!“

Brigitte, nur von außen polternd, im Innern weich und zaghaft, bewunderte die Entschiedenheit der Freundin.

„Was willst Du?“ sagte diese lachend — „wenn

ich noch seine Gräfin werden will — sobald sich der Alte zu Tode gehustet!"

Diese freundliche Hoffnung der Schwiegertochter in spe ging zwar nicht so bald in Erfüllung, doch ließ sich kaum wegläugnen, daß die Schwäche und Gebrechlichkeit des Obersten von Monat zu Monat zunahm. Er war mit dem Titel eines General wieder völlig in's Privatleben zurückgetreten und sah im Civilkleide weit zerfallener aus als im Militairrock, der seinen Mann zusammenhält, ihn auch zwingt, sich zusammen zu nehmen. Justine schwebte in beständiger Angst um den geliebten Vater. Die Briefe Günters, voll freudiger Hoffnung, die ihr aus Hamburg, zuletzt aus Liverpool, kurz vor seinem letzten Einschiffen zukamen, las sie mit getheilter Empfindung. Sie schrieb ihm zurück: „Wenn ich den Vater verlieren sollte, so hab' ich mich und Dich verloren! Ohne seinen Segen kann ich nicht Dein Weib werden." —

Justine war die Pflegerin, wie auch die Vorleserin des Vaters. Die Wintercampagne, Schnee und Stürme hatten seinen, von Natur schwachen und seit lange kranken Augen hart zugesetzt. Der Staar war im An-

zug. „Wenn ich blind werde," — ſagte er, — „wirſt Du mein Auge ſein, wie Du meine Seele biſt."

Auch eine Art Gicht hatte ſich zu den andern Uebeln geſellt. Der General kam wenig mehr aus dem Rollſtuhl. „Nun bin ich der alte Invalide, wie er in den Komödien vorkommt!" bemerkte er mit guter Laune. Ihn darin zu erhalten, wurde Juſtine treulich von Baron Felix und Molli unterſtützt. Beinahe jeden Abend brachten ſie mit ihr bei dem Kranken zu, dem die immer heitere Molli zum wahren Labſal diente.

„So eine Frau möchte man ſich wünſchen!" rief er gelegentlich aus.

„Wer weiß, General!" erwiderte ihm das Mädchen. „Ich bin vielleicht nur ſo munter, weil ich keinen Mann habe, keinen nöthig habe."

„Machen Sie uns und ſich ſelbſt nichts weiß, mein hübſches Kind! Ihr Alle lechzt nach der Waare."

„Mein Mühmchen iſt eine Ausnahme," bemerkte der Baron. „Eine ausgeſprochene Männerfeindin, gelt?"

„Wer ſagt Ihnen das, mein ſchöner Herr?" Molli warf das Näschen auf.

„Oho! Du biſt alſo plötzlich weich geworden? Du? Sonſt voll Stacheln und Dornen?“

„Hab' ich Dich jemals geſtochen?“ ſagte ſie ernſthaft.

Der Baron ſah ihr in's Auge. „Mich? Nein. Aber Du biſt wohl gar verliebt?“

„Trauſt Du mir's nicht zu?

„Ernſthaft verliebt, liebes Kind?“

„Bin ich denn gar ſo luſtig? So leichtfertig, oberflächlich?“ ſagte ſie, etwas pikirt.

„Vergieb! Ich wollte Dir nicht wehe thun, auch zweifle ich nicht, daß Du ein Herz haſt.“

„Sehr gütig! — Ein Herz! — Ach, wenn mich Einer von Herzen gern haben wollte, wie wollt' ich's ihm vergelten, ihn auf den Händen tragen!“

„Wirklich, Kind?“

„Aber wo iſt der Mann mit dem warmen Gefühl, der unſer kleines Herz zu würdigen weiß? Wo iſt ſo Einer zu finden, General?“ Sie wendete ſich zu ihm, der im Schatten des Lampenſchirmes ſaß und lachend ſagte: „Le voilà! Da iſt Einer.“ — Er wies auf den Baron.

Molli erwiderte kein Wort und neigte das Köpfchen tiefer abwärts. Daß ihr eine Thräne im Auge ſtand, hatte nur Juſtine gewahrt.

Der Baron begab ſich bald darauf auf ſein Gut, wo er die Sommermonate zubringen wollte. Der Kranke wurde nach der Villa in Meidling gebracht. Auch dort hatte ſich die Gräfin des fleißigen Beſuches Don Aranda's zu erfreuen.

An einem Abend ſaßen Vater und Tochter allein zuſammen, während der Jeſuit die Mama haranguirte. Der General lenkte das Geſpräch abermals auf die Kolonie. „Günter hat Dir ja aus New-York geſchrieben?“ fragte er. „Aus Texas noch nicht?“

„Sie müſſen erſt ſeit kurzem dort angekommen, ein Brief kann vielleicht unterwegs ſein,“ antwortete ſie.

„Ich bin begierig auf den Gang der Unternehmung. Sie haben die Sache groß angelegt. Daß Du Aktien haſt, weißt Du. Das kann ſich freilich erſt ſpät rentiren. Aber Du biſt jung! Du kannſt warten, kannſt noch ein weiblicher Nabob werden.“

„Du weißt, Papa, daß mir weder um Reichthum, noch um Glanz und vornehmes Weſen zu thun iſt.“

„Du biſt nicht Deine Schweſter, freilich! Aber aufrichtig! — Wir ſind nicht reich, mein Kind. Der ungariſche Proceß und die neue Freiheit haben mich ſtark derangirt. Meine Söhne ſind meine Nachfolger in dem Güterbeſitz, der freilich keinen glänzenden Ertrag abwirft. Lothar wird das Seine zuſammenhalten, mit Guido wollen wir's verſuchen. Deine Schweſter hat bei der Heirath ihren Antheil voraus bekommen, obwohl ſie's nicht nöthig hätte, denn die Sulkowski's beſitzen mehr, als wir Alle mit einander, jedenfalls weit mehr als ſie brauchen — ſelbſt in Paris, wo ſich unſere Bella, ich weiß nicht, was für Wunder erwartet! — Du aber biſt am kärglichſten bedacht, wie die Cordelia in König Lear.“

„Die ihres Vaters Liebe hatte!“ unterbrach ihn Juſtine.

„Ihres närriſchen Vaters, ja!“ Er huſtete.

„Du ſtrengſt Dich an, Du ſprichſt heute zu viel.“

„Weil ich mich beſonders wohl fühle, bis auf das bischen Stechen im linken Fuß. — Von mir haſt Du

alſo nur Mäßiges zu erwarten. Bleibt freilich noch das Vermögen Deiner Mutter, das aber unter vier Theile kommt — oder gar fünf — falls etwa die Kirche gleichfalls ihren Antheil anſprechen ſollte!“

„Du wirſt ironiſch, lieber Papa!“

„Nein. Ich bin nur ärgerlich über das Pfaffenweſen, in das Deine Mutter ſich hinein hetzt!“

„Auch ich war einſt ſo fromm.“

„Fromm iſt gut und jeſuitiſch iſt nicht fromm! Fromm biſt Du noch! Die beſte Tochter! Mehr braucht's nicht.“ — Er küßte ſie. „Dereinſt die beſte Frau, gelt?“ Sie ſchwieg. „Nun, mit dem Baron iſt's wohl nichts?“ fuhr der General nach der Pauſe fort. „Deine Schweſter meinte zwar auch die Mama.“

Juſtine bedachte ſich. „Ich will Dir's erklären, mit wenig Worten. — Baron Felix war mein Freund. Es kam ein Moment, wo er mir mehr ſein wollte. Wir ſprachen uns aus und der beſte Mann kam zur Einſicht“ — ſie ſtockte.

„Alſo nichts? Ich dacht's ja gleich! Er wär' auch zu alt für Dich, zu geſetzt.“

„Es iſt nicht das! Ich hatte nicht ſo recht das

Gemüth, das Gefühl für ihn — aber wir ſind noch immer die beſten Freunde."

„Es giebt noch Andere! Wie alt biſt Du? Einundzwanzig. Siehſt aus wie achtzehn. — Ich ſprach Dir von Deinem Erbe. Nicht ohne Grund. Sieh, ich bin kränklich, Deine Mutter war's von jeher — und wenn Du uns vielleicht plötzlich verlieren ſollteſt" —

„Vater!" Sie umklammerte ſeinen Hals.

„Kindiſches Mädchen! Warum ſoll man nicht davon ſprechen? Vom Reden ſtirbt ja auch Niemand. — Eins aber, mein Kind! Eine Arme von Adel iſt doppelt arm. Sieh Dir die Molli! Wär's ein Bürgermädchen, ſie hätte längſt einen Mann. Aber ſo! — Oder ſoll ſie einen Handwerker nehmen? Nun wird ſie vertrocknen, verſauern, trotz ihrer Späße und Witze. — Und Du! Sollſt Du ſpäter von Deinen Brüdern abhängen? Oder von der Schweſter in Paris? Dafür biſt Du zu ſelbſtſtändig. Wohl gar Stiftsdame werden? Mit ekelts vor dem Gedanken! — Könnt' ich die Freude, das Glück erleben, Dich verheirathet zu ſehen!"

„Das wirſt Du nicht, lieber Vater," ſagte Juſtine, in ſich gekehrt.

„Nicht? Nicht? — Und warum nicht?“

„Weil ich Dich nun und nimmer verlaſſen will!“ rief das Mädchen mit Leidenſchaft und warf ſich auf's Neue an ſeinen Hals.

„Du biſt ein Närrchen!“ ſagte der General, indem er ſie liebkoſte. „Und wenn Du Dich einmal verliebſt? So recht von Grund Deines Herzens verliebſt? Wenn der rechte Mann kommt? Wo bleibt da der alte Papa?“

Juſtine machte ſich langſam los. „Ich bleibe bei Dir,“ ſagte ſie und fuhr mit der Hand über die Augen.

Der halb Blinde ſah die Pantomime nicht, doch war etwas im Ton ihrer Stimme bei den letzten Worten, das ihm auffallen mochte. — „Du bleibſt bei mir? Du ſagſt das ſo betrübt! Oder ſo ergeben. Iſt's Dir ein Opfer?“

„Nein, nein, nein!“ rief das Mädchen, — „aber ich darf, ich kann nicht länger ſchweigen! Du ſollſt Alles wiſſen!“

„Alles? Was denn Alles?“

Sie kniete auf dem Schemel vor dem Lehnſtuhl

des Generals nieder und flüsterte, das Antlitz in seine Hände gepreßt: „Vater, ich liebe!“

„Du liebst?“ rief der Vater lebhaft, wie erfreut. „Das ist ja gut! Ist ja mein Wunsch, mein Herzenswunsch!“ — Er hob ihr Gesicht empor und zog es seinen Augen näher. — „Wer ist's denn, mein Kind?“

Sie blickte ihn fest an. „Carl Günter,“ sagte sie tonlos.

Der General schien betroffen. — „Carl Günter, Carl Günter!“ nannte er den Namen wiederholt, als ob er ihn sich einprägen wollte. — „Daß nur Deine Mutter nichts davon erfährt!“ brachte er nach einer Pause mühsam hervor.

„Du bist dagegen? Ich wußt' es wohl!“ sagte das Mädchen dumpf und stand vom Schemel auf.

„Wie lange liebst Du ihn?“ fragte der Vater.

„Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr.“

„Da warst Du ein halbes Kind!“

„Und eine Frömmlerin, ein adelsstolzes Wesen! Ich bin's nicht mehr. Und bin ich besser, bin ich gut geworden, so ist's durch ihn!“

„Und was wird aus ihm? In Jahren wird sich's

zeigen! — Genug davon! — Verſchweig' es der Mutter. Gute Nacht, mein Kind."

„Du zürnſt mir, Vater?"

„Nein. Aber ich bedaure Dich. Ich kenne Deinen Sinn, der feſt hält, was er einmal ergriffen hat. Seit Jahren haſt Du Dich hinein gelebt — dieſe Liebe wird Dein Unglück ſein."

„Sie iſt es ſchon, da Du ſie nicht billigſt, Vater!"

„Du willſt ihn nicht aufgeben?"

„Kann ich's? Ich bin nur durch ihn. Aber ich bin halb. Soll er mich nicht ergänzen, ſo mag's d'rum ſein. Ich werde nicht gegen Deinen Willen handeln, Vater! Jeder Gewaltſchritt liegt mir fern — doch zum Dulden und Leiden fühl' ich in mir den Muth und die Kraft."

Juſtine küßte des Vaters Hand und ging langſam aus dem Zimmer.

„Carl Günter!" wiederholte der General. „Meine Schuld! Ich hab' ſie zu ihm nach Scharfenſtein gebracht."

Zehntes Capitel.

Ein Zeitungsartikel.

Amerika ist kein Vorurtheil.
Anti-Sternberger.

Der Namen „Günter“ war seit dem letzten Gespräche zwischen Vater und Tochter nicht wieder genannt worden. Sie waren wieder in der Stadt. Im Hause das alte, stille Leben. Die Wochen, die Monate schlichen dahin. Justine war eifrig in ihrer Krankenpflege, der General dankbar für jeden ihrer kleinen Liebesdienste. Sie las ihm jeden Morgen die Zeitungen vor. Heute stockte sie ein wenig. „Ein Artikel von dem berühmten Reisenden Gerstäcker,“ — sagte sie, die Augen auf das Blatt geheftet. „Es ist überschrieben: „Aus der Wildniß.“

„Gewiß interessant! Wie Alles von dem Manne.“ Der General setzte sich auf seinem Rollsessel zurecht.

„Es ist aus Texas, Papa,“ erklärte die Comtesse leise, ohne aufzublicken.

„So? — Nun, lies nur.“

Juſtine las:

„Texas, Colonie Günter-Thompſon, Günter-Houſe. — Hier ſitze ich unter lauter Deutſchen und Engländern, kaum daß ſich ein ſpaniſches Idiom vernehmen läßt. Schon im Jahre 1836 hatte ſich Texas von Mexico losgeriſſen, ſeit 1845 iſt es der Union einverleibt. Zu ihrem Glück braucht ſich die befreite Republik in die endloſen mexikaniſchen Katzbalgereien nicht weiter einzumiſchen. — Auf dem welligen und fruchtbaren Hügel- und Prairieland, in einem lachenden und wohlbewäſſerten Thal, von Eichen-, Fichten- und Cedernwaldungen umgeben, breitet die vorzugsweiſe deutſche Colonie ſich aus. Ihr Beſtand iſt ſeit länger als zwanzig Jahren. Im Laufe der letzten zwei Jahre ſind einige hundert Familien zugewandert, die meiſten im Laufe dieſes Jahres. Einer jeden ward ein Fleck Landes, ein Stück Waldes zugewieſen. Und nun iſt ein Bauen, Zimmern, Hobeln und Sägen! Man glaubt ſich in eine große Werkſtätte gerathen. Der Haupteigner des Bodens iſt Carl Günter aus Wien, ein junger Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahren. Er und ſein Compagnon, der in ganz America

rühmlichst bekannte Mr. Thompson, leiten den kleinen Freistaat, sind überall am Fleck, rathen, helfen, scheuen sich nicht, selbst mit Hand anzulegen, wenn es sich darum handelt, dem werdenden Blockhaus auf die Beine (Pfähle) zu helfen, den dichten Wald mit der Axt ein wenig zu lichten. Auch an größeren Thatlichkeiten für das Allgemeine fehlt es nicht. Der katholische wie der protestantische Gottesdienst wurde bisher in hölzernen Nothbauten abgehalten; nun erheben sich bereits die Grundrisse zweier Kirchen. Das Gemeindehaus und das neue Schulhaus stehen fertig. Ich sah den Oberschulmeister, einen eben so riesigen als grundgelehrten Holsteiner, an der Spitze einer Schaar Kinder so wie halb erwachsener junger Leute gravitätisch der Bildungsstätte zuschreiten."

„Unser Chalybeus!" unterbrach der General die Vorleserin.

„Er ist nicht zu verkennen!" erwiderte Justine und setzte die Lectüre begierig fort:

„Es wird Einem wohl und behaglich, mitten in der Wildniß unter gebildete Umgebung zu kommen. Zu-

gleich so liebenswürdige Männer und gastfrei, wie sich hier von selbst versteht. Herr Günter, eine offene, auch enthusiastische Natur, mit welcher man sich bald befreundet fühlt, führte mich in der ganzen Colonie herum. Wie sehr er allenthalben beliebt ist, konnte man leicht abnehmen. Die Männer zogen von Weitem die Hüte vor ihm, die Weiber knixten, die Kinder liefen ihm entgegen. Unsere Wanderung währte hübsch lange, da dieser und jener Colonist ein Anliegen an den Grundherrn hatte, oder sich Rath und Aufklärung erbat. Auch an kleinen Streitigkeiten fehlte es nicht, welche Freund Günter meist im kurzen mündlichen Wege und zur Zufriedenheit der Parteien entschied. — „Wir haben hier zwar ein paar Advocaten," — sagte er mir lächelnd, — „aber ich lege ihnen bisweilen nicht ungern das Handwerk."

„Seine alte juristische Marotte!" warf der General dazwischen.

Justine fuhr fort:

„In später Mittagsstunde brachte mich Günter in das ihm gehörige, von den drei Colonistenhäuptlingen gemeinschaftlich bewohnte Haus — denn auch der Schul-

lehrer ist so eine von den Spitzen im Lande. Weder Küche, noch Keller meiner Wirthe waren zu verachten und die treffliche Mahlzeit mundete nach den Entbehrungen der Herreise um so besser. Daß wir beim Glase Wein alle europäischen und nordamerikanischen Verhältnisse besprachen, ist begreiflich. Auch die Sklavenfrage kam auf's Tapet, worüber sich Günter besonders lebhaft äußerte."

„Seine Freiheit! Nun ja! Marotte Nummer zwei," brummte der General.

„Du wirst doch nicht Sklaven halten wollen, Papa?" sagte Justine scherzend. „Ich fahre fort."

„Diese Schmach für die Union wird und muß aufhören!" rief Günter. — „Das wird auch!" versetzte Mr. Thompson bedächtig, indem er ein volles Glas hinunter goß. „Aber vor der Hand giebt es noch Sklaven — folglich muß man sie benutzen, sie nur auch gut behandeln." — „Nein, nein, und wieder nein!" fiel ihm der Andere hastig in's Wort. „In unserer Colonie wenigstens wird jeder Schwarze schon durch den Eintritt frei" — wendete er sich zu mir — „und ich hatte eine derlei Freilassung noch niemals zu beklagen.

Es ſind unſere beſten Arbeiter. Mr. Thompſon wird das beſtätigen." — Der Engländer nickte wie zuſtimmend, ſchien aber nicht völlig überzeugt. — Nach dem Eſſen wurden die Herren abberufen und überließen mich dem gelehrten Schulmanne, Namens Chalybeus, der mich auf die bewaldeten Hügel und zuletzt durch Dickicht und Schlingpflanzen in eine Art Urwald führte. Nun wär's beiläufig genug! dachte ich bei mir, ließ mich aber weiter ſchleppen. Ein gewaltiges Rauſchen und Toſen ließ ſich vernehmen. Ich ſah meinen Begleiter fragend an. Er legte den Finger an den Mund. Das Rauſchen wurde ſtärker und wir gingen noch einige hundert Schritte, als wir plötzlich an eine ausgehauene Lichtung kamen. Das Rauſchen war bald erklärt. Ein gewaltiger Waſſerfall ſtürzte von den hohen Felſen herab. Eine reizende Oaſe bot ſich zugleich meinen Blicken dar; das kunſtreich geſchaffene kleine Thal war mit jungen Bäumchen bepflanzt und von buntfarbigen Blumenbeeten durchzogen, die zu einem niedlichen Schweizerhäuschen führten, mit der Aufſchrift" —

„Warum ſtockſt Du?" unterbrach der General die Vorleſerin.

„Mit der Aufschrift: „Justinenruhe" — las Justine ungewiß.

„Ja so! — Nun weiter!"

„Ich mußte mich damit begnügen, zu erfahren, daß diese artige kleine Schöpfung mitten im Urwalde dem Andenken einer ausgezeichneten Wiener Dame gewidmet sei."

„Wir werden noch Alle mit einander in die Zeitung kommen!" sagte der General ärgerlich.

„Mein Familienname ist ja genannt, lieber Vater," wendete Justine ein.

„Das fehlte noch! — Ist das Ding bald zu Ende?"

„Nur etwa noch ein paar Dutzend Zeilen, Papa." — Sie las:

„Günter-House ist zugleich eine werdende Handelscolonie, welcher man eine bedeutende Zukunft voraus sagen kann. Die Leute sind eifrig damit beschäftigt, große Straßen zu bauen, auch Kanäle sind angelegt, die in Kurzem bis zum Red-River führen werden. Dieser mächtige Strom soll dann die Producte des Landes, wie Mais, Baumwolle, Tabak und Reis, in Dampfschiffen aufnehmen und sie verwerthen machen. Der Boden ist

fruchtbar, das Klima vortrefflich, die Thätigkeit der Coloniſten und Eingebornen, wie ihre Freude und Luſt an der Arbeit ſind gleich groß. Wer zufriedene Menſchen ſehen will, komme in dieſes kleine texaniſche Normalgebiet. Ein Staat im Entſtehen iſt immer kraftvoll, ſelbſtſtändig, naturfriſch und jedenfalls anziehender, als unſere altersſchwachen deutſchen Herzog- und Fürſtenthümer, die ſich langſam ausleben, um ſchließlich von einem der Großſtaaten verſchlungen zu werden. — Carl Günter iſt nicht der erſte Gründer der Colonie, wohl aber ihr zweiter Schöpfer, Führer und Leiter, der Moſes dieſer anmuthigen Wildniß. Ich danke ihm acht der genußreichſten Tage meines Lebens und drücke ihm aus der Ferne herzlich die Hand. — Friedrich Gerſtäcker."

„Das klingt ja merkwürdig! Wie märchenhaft!" ſagte der General nach einer Pauſe. „Dieſe Herren Reiſenden übertreiben zwar immer ein wenig — viel. Nach dieſer Beſchreibung iſt ja unſer Charles Günter eine Art Clan-Häuptling oder kleiner democratiſcher Fürſt," ſetzte er halb humoriſtiſch hinzu.

„Jedenfalls ſieht man, daß er ſeine Sendung ernſthaft nimmt," — bemerkte Juſtine.

„Gut für ihn!“ meinte der General. „Und damit Lasta. Nichts mehr von der Sache! Es beunruhigt mich. Wie ich eigentlich darüber denke, sollst Du zu rechter Zeit erfahren. Und zu Deiner Mutter kein Wort! Dabei bleibt's.“

Baron Felix trat in's Zimmer. Er war erst den Abend vorher von seinen Besitzungen zurückgekehrt, um den Winter von 50 auf 51 in der Stadt zuzubringen. Gegenseitige Freude des Wiedersehens. Der General besprach mit dem Freunde die gegenwärtige politische Situation, die ihnen nichts weniger als erfreulich schien. „Der Krieg mit Preußen ist wohl nur aufgeschoben!“ meinte der General. „Und der alte Kübeck als Präsident des künftigen Reichsraths — lies Staatsrath — macht eben das politische Kraut nicht fett.“

„Noch wird sich damit unser Agio verringern!“ erwiderte der Baron und begab sich in's Boudoir mit Justinen, die ihm den Artikel aus Texas mittheilte. Ein Brief Günters wußte sie, war unterwegs.

„Wahrhaftig, unser junger Freund ist zu beneiden,“ sagte der Baron, — „und ich hätte große Lust, wenn auch nicht, mich bei ihm anzusiedeln, doch die

dortige Wirthschaft auf eine Weile mit anzusehen. Die neue Welt lockt mich seit lange."

„Sie haben den Reisetrieb wie die arme Molli," — bemerkte Justine — „nur daß Sie ihn nach Lust und Laune befriedigen dürfen."

„Mein Cousinchen! Was macht sie? Wie lebt sie denn?"

„Immer mit Tante Biri, Sie wissen ja! Und immer guter Laune. Ich bin ihre einzige Zuflucht. Doch was hat sie an mir?"

„Was wir Alle haben! Das schönste Vorbild echt weiblicher Vorzüge."

Justine schaute ihn verwundert an. „Der Freund wird galant!" bemerkte sie.

Der Baron zog sie auf die Causeuse, setzte sich an ihre Seite. „Wissen Sie, daß ich im nächsten Monat meine vollen Vierzig habe?" eröffnete er ihr munter.

„Schon?"

„Ja. Und ich zählte beinahe acht und dreißig, als mir von gewissen schönen Händen ein gar zierliches Körbchen dargereicht wurde."

„Ein Korb, lieber Felix? Ich hatte Ihnen nur

erklärt, daß ich einſtweilen unvermählt zu bleiben wünſchte."

„Einſtweilen? Das iſt's eben, was eine der Perſonen Shakeſpeare's den höflichen Beſcheid nennt."

„Das heißt" — wollte Juſtine erwidern.

Der Baron küßte ihr die Hand. „Nichts mehr über dieſen Punkt, Beſte!" ſagte er. „Kurz, ich habe mich blamirt. — Schlimm aber iſt's, daß ich binnen vier Wochen in den eigentlichen Hageſtolz übergehen ſoll" —

„Muß denn das?" ſagte Juſtine und rückte näher zu dem Freunde.

„Es muß juſt nicht! — Aber würden Sie mir rathen —?"

„Gewiß, gewiß!" unterbrach ihn die Freundin lebhaft. „Wenn ein Mann zur Ehe, zur Häuslichkeit geſchaffen iſt, ſo ſind Sie's!"

„Das ſchien ſonſt nicht eben Ihre Meinung" — wollte er ſcherzen.

„Ich ſpreche im Ernſte, Felix! Und gebe der Himmel, daß Sie an dem Gedanken feſt halten mögen!"

„An dem Heirathsgedanken, meinen Sie? — Hm! Im besten Falle wär's eine Art mariage de raison. Von meiner Seite wenigstens."

„Von der andern nicht!" fiel ihm Justine rasch in's Wort.

„Welche andere?"

„Und von der Ihrigen auch nicht!" fuhr sie fort.

„Was wissen Sie?" sagte er, etwas verwirrt.

„Ich weiß, daß Sie der edelste Mensch sind, daß Sie Herzensbedürfnisse haben, die man weder mit Politik, noch mit Landwirthschaft, oder mit Reisen und guten Kammerdienern ausfüllt."

„Sie schildern mein langjähriges Einsiedlerdasein! Daß ich einst liebte, wie ich liebte, auch das ist Ihnen nicht unbekannt. Aber nun bin ich alt. Usé! Mein Herz ist verknöchert."

„Sagen Sie das nicht! Sie fühlen warm, haben für mich gefühlt."

„Eben darum! Das waren so die derniers efforts!"

„Sie glauben nicht an Ihre eigenen Worte! Sollen, dürfen nicht daran glauben! — Noch einmal! Sie

haben mehr Liebe in ſich, als ein beſcheidenes Mädchen anſprechen darf."

Der Baron ſtand auf, ging ein paar Mal auf und ab, trat dann wieder zu ihr. „Eins ſag' ich Ihnen, Juſtine — und das iſt mein feſter Entſchluß! Wenn ich nicht binnen vier Wochen verheirathet bin, ſo ſterbe ich als ehrſamer Junggeſelle."

Sie fixirte ihn. — „Und warum ſagen Sie das mir?"

„Weil Sie mich ausgeſchlagen haben, mir folglich eine Entſchädigung ſchuldig ſind."

„Eine Stellvertreterin?"

„Welches Mädchen würde es wagen —?"

„Nur nicht wieder galant, mein Herr!" — Sie ſtand gleichfalls auf. „Wollen Sie eine Frau aus meiner Hand annehmen?"

„Nach Umſtänden. — Und wie, wenn ich bereits gewählt hätte?"

„Und wie, wenn unſer Beider Wahl zuſammen träfe?"

Der Baron ſchwieg. Sie ergriff ſeine Hand. „Ich kenne ein weibliches Weſen," — ſagte ſie — „welches

ſeit ſeinen erſten Mädchenjahren das Ideal eines Mannes vor Augen hatte —"

„Das habt Ihr ja Alle!"

„Ein Mädchen," — fuhr ſie fort, — „froh und heiter von Natur, das ſich aber einen gewiſſen raiſonnirenden Leichtſinn für die Welt mit Mühe angeeignet, — ein Mädchen, das immer ſcherzt und lacht und dem man es nicht anſieht, daß es im Verborgenen recht bittere Thränen vergießen kann."

„Thränen, Juſtine?"

„Genug!" ſagte ſie und ließ ſeine Hand los.

„Unter den Scherzen und Poſſen, auch gelegentlichen Witzworten und Satyren ſtak alſo geheime Neigung?" fragte der Baron nach einer kleinen Pauſe.

„Liebe, mein Freund! Wie der ſüße Kern in der Stachelnuß."

„Dann gäb' es alſo nur zwei Auswege," ſagte der Baron nachdenklich. „Entweder ich reiſe nach Texas" —

„Und bleibe Hageſtolz!" ergänzte Juſtine.

„Wahrhaftig, das Klügſte wär's! Wer mit vierzig Jahren heirathet, iſt ein Narr oder ein Gemarterter."

„Es fehlen ja noch vier Wochen!“ erinnerte ihn die Freundin.

Die Thüren gingen auf, Molli kam zu Beſuch. „Liebe Stine — — ah, der Couſin!“ — Sie wurde purpurroth, blieb an der Schwelle ſtehen.

Der Baron bedachte ſich einen Moment, ging ihr dann raſch entgegen, führte ſie Juſtinen zu. „Ich gebe die gute Molli in Ihre Hand!“ ſagte er. „Schalten Sie mit dem Mädchen nach Ihrem Gutdünken.“

Mit den Worten verließ er eilig das Boudoir, wie auf der Flucht.

„Was hat der Felix?“ rief Molli, wie erſchrocken. „Iſt er mir böſe? Was hab' ich angeſtellt?“

Juſtine umarmte die Freundin ſtürmiſch, überdeckte ſie mit Küſſen.

„Komm'!“ ſagte ſie — „er iſt nicht weit.“

Molli ließ ſich fortziehen, wußte nicht, was ihr geſchah. Sie erfuhr es bald darauf.

Nach vier Wochen war ſie Baronin Felix*** und im nächſten Frühjahr auf der längſt erſehnten Reiſe nach Frankreich und Italien.

Elftes Capitel.

Der Jesuit.

— ni homme, ni femme — prêtre.
Victor Hugo.

Es giebt keinen größeren Schmerz, als den: ein geliebtes Wesen hülflos und rettungslos leiden zu sehen, sich langsam auflösen. Wenn der theure Kranke, den wir sorgsam pflegen, seinen unheilbaren Zustand verkennt und immer neue Hoffnung auf Genesung schöpft, da erhöht sich noch unsere Trauer, wenn wir uns auch zum Troste sagen dürfen: er wenigstens ahnt nicht, was ihm, was uns Allen bevorsteht."

Der General, immer in seinem Rollstuhl, war gegen Herbst 51 halb gelähmt, doch fühlte er bei täglich zunehmender Schwäche keinen eigentlichen Schmerz. Ein neuer Arzt hatte ihm Vertrauen eingeflößt. „Die Gasteiner Bäder werden mich im nächsten Sommer wieder herstellen," — versicherte er seiner Tochter wiederholt, und glaubte daran. Eine kleine Besserung schien

auch eingetreten, der Kranke ſpeiſte ein paar Mal mit Appetit. Er hatte ſich daran gewöhnt, auch die Nacht in ſeinem bequemen Rollwagen zuzubringen. Es iſt ein Aberglaube mancher Kranken: ſie ſcheuen das Bett, als die nächſte Station zum Sarge. Der Tod findet uns aber überall.

Der eigenſinnige Patient duldete auch keinen Krankenwärter, wollte die Nacht durchaus allein bleiben. Juſtine hatte ſich im Gemach nebenan gebettet, ſchlich, wie oft, in das Krankenzimmer. Schlief der Kranke, war's gut; fand ſie ihn aber wachend, ſo jagte er ſie gleich wieder davon. — An die Schweſter in Paris und an Bruder Lothar waren die ganze Zeit her Bulletins über die wechſelnden Krankheitsphaſen erlaſſen worden. „Ein chroniſches Uebel!“ ſagte Arabella zu ihrem Gemahl. „Das kann noch Jahre lang dauern! Der Papa hat eine geſunde Natur, er wird ſich wieder heraus klauben.“ — In dieſem Sinne ſchrieb ſie auch Troſtbriefe an die Mama, berichtete zugleich über die täglich anwachſende Hoffnung des Prinzpräſidenten auf den franzöſiſchen Thron. Ein Poſtſcript theilte immer die letzten Pariſer Moden mit. — Der diplomatiſche Lothar faßte ſich kürzer, ver-

ſprach dafür in jedem ſeiner Briefe, den Papa mit Nächſtem zu beſuchen, ſobald ihm der Geſandte, ſein Chef, Urlaub ertheilen würde. — Dagegen kam Guido mehrmals aus Scharfenſtein. Wir wiſſen, er liebte den Vater, hatte ſich auch nach deſſen Wunſche mit allem Fleiß auf die Landwirthſchaft gelegt, erzählte von Alpenwirthſchaft, ſchwärmte von Schweizerkühen, Muſterſchweinen aus der Walachei, Seidenhämmeln aus Spanien, erbat ſich ſchließlich vom Papa im Namen des Verwalters die Erlaubniß, eine Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Zuckerraffinerie auf der Herrſchaft anlegen zu dürfen.

„Gemach, Kinder!“ unterbrach der General den begeiſterten Oekonomen. „Ihr packt mir die Sache zu groß an. Das geht weit über meine Kräfte.“ — Im Stillen freute er ſich über die Thätigkeit des gebeſſerten Sohnes.

Beim Fortgehen ſagte Guido zur Schweſter: „Der Papa war heute guter Laune. Man muß ihn darin zu erhalten ſuchen, muß das Eiſen ſchmieden —“

„Was für Eiſen?“

„Du könnteſt ein gutes Wort für mich einlegen, Schweſterchen. Du weißt, daß ich heirathen will —“

„Noch immer dieſe Marotte, lieber Bruder? Ich dachte, Du wärſt geheilt, Ihr wärt getrennt.“

„Wie Ihr! Du und Dein Abenteurer in Amerika. Du hoffſt doch noch auf ihn, wie ich auf die Lauretta.“

„Was für ein Vergleich! Und wer ſagt Dir —?“

„Still! Man weiß, was man weiß. Uebrigens — Liebe iſt Liebe. Ich kann nun einmal die Lori nicht laſſen und hoffe unſern Alten noch 'rum zu kriegen. Um die Mama iſt mir nicht bang.“

Juſtine war ärgerlich über die brüderliche Ungenirtheit, ja Rohheit. Jede Anſpielung auf ihr Verhältniß zu Günter aus ſolchem Munde war ihr in innerſter Seele zuwider.

Eines Tages hatte der Kranke wieder mit Appetit gegeſſen, war dann ein wenig eingeſchlummert. Juſtine laß ihm ſpäter die Abendblätter vor. „Du wirſt ſehen, die Conſtitution wird ſiſtirt — das iſt das Ende vom Liede!“ bemerkte er ihr. „Vielleicht gut. Das Volk iſt noch nicht reif.“

Das waren die letzten Worte, die ſie aus ſeinem Munde vernehmen ſollte. Sie lag immer halb angekleidet auf dem Ruhebett und hatte einen leiſen Schlaf. Eben aus einem wirren Traum halb erwacht, lauſchte ſie einem Geräuſche im Krankenzimmer, ſprang auf und eilte hinein. Der Vater lag unbeweglich und mit offenen Augen im Rollſtuhl, ein verſiegeltes Blatt in der Hand, das ihm aus den Fingern gleitend zu Boden fiel. Juſtine wollte es aufheben — da athmete der Kranke tief auf, ſeine unſichern Blicke ſuchten die Tochter, die verſagenden Finger wollten ſich rühren, ſein letzter Blick deutete auf das Blatt — dann ſchloſſen ſich die Augen halb, der Kopf ſank nach der Bruſt. Der Kranke lag unbeweglich. Seine Miene war von einem milden Lächeln wie verklärt.

Der Kranke? Nein, der Todte! Wo blieben die Angehörigen des Familienvaters? Die jüngſte Tochter ſchloß ihm die Augen zu.

„Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear!“

Guido kam nur noch zum Leichenbegängniß des Vaters zurecht. Der Schmerz ſprach ſich in der wilden Natur ſo übermäßig aus, daß er mit dem Kopfe an

die Wand ſtieß, und Juſtine, innerlich zerriſſen, alle Mühe hatte, den halb Wahnſinnigen von einer Gewaltthat abzuhalten. Die Fürſtin und Lothar begnügten ſich mit Beileidſchreiben, welche tiefe Rührung an den Tag legten.

Gräfin Helene war in einer eigenen Gemüthsverfaſſung. Wir wiſſen, wie hoch ſie ihren eher Antoine von jeher gehalten; ſeit ihrer letzten Frömmigkeitsphaſe war jedoch eine kleine Erkältung zwiſchen den Gatten eingetreten. Und nun war der ihr noch immer Theure ohne die Tröſtungen der Religion hinüber gegangen! Darüber trauerte ſie noch mehr, als über ſeinen Verluſt. Sie ließ für's Erſte einige hundert Seelenmeſſen leſen und übergab ſich in der Folge ganz und gar der Leitung ihres Beichtvaters, welcher den frommen General gleichfalls wieder in's Haus brachte. Dieſes pietiſtiſche Kleeblatt bildete nun eine Art Ableger der ecclesia militans, und die Mutter wie ihre Seelenfreunde überboten ſich in vergeblichen Bekehrungsverſuchen, der verſtockt-ketzeriſchen Tochter gegenüber. Als man dieſer gar zu hart zuſetzte und ihr zuletzt ſogar zumuthete, ſich den gemeinſchaftlichen Bet- und Buß-

übungen anzuſchließen, um den General aus dem „Fegefeuer“ los zu beten, in welchem er nach der Verſicherung Don Aranda's entſchieden ſitzen müſſe — da ward's der Armen zu viel.

„Quält mich nicht länger!“ rief Juſtine aus. „Ich leide genug. Laßt mich den beſten Vater in meiner Art betrauern. Wenn es einen Himmel giebt, ſo gehört er hinein! Wer aber vorausſetzt, der edle Mann habe an irgend einem Straforte abzubüßen, der begeht eine wahre Blasphemie.“

Mutter und Tochter empörten ſich gegenſeitig, die frommen Freunde ſchürten, und Juſtine ſtand allein. Zum Glück, daß die Neuvermählten, Baron Felix und Molli, ihre Hochzeitsreiſe abkürzten und zu Juſtinens Beiſtand herbei eilten. Von da an war das Haus völlig in zwei Parteien geſchieden. Die Erbitterung der Gräfin gegen ihre Tochter ſteigerte ſich zuletzt ſo ſehr, daß ſie ihr geradezu aus dem Wege ging und ſogar auf ihrem Zimmer ſpeiſte — und zwar in Geſellſchaft des Jeſuiten und des Generals. Dieſe frommen Mahlzeiten, bei denen Don Aranda vorher und nachher das Tiſchgebet ſprach, waren auch ziemlich luxuriös. Die

Gräfin aß wenig und war von jeher ohne eigentliche Eßluſt; die beiden Gäſte dagegen, wahre Leckermäuler und auch den edlen Weinen durchaus nicht abgeneigt, ließen ſich das Beſte auftiſchen. Der Jeſuit mußte täglich Eis zum Nachtiſch haben. Es befördere die Verdauung, behauptete er. Die verlangte Speiſe wurde ihm in Geſtalt eines Heiligen von Himbeer und eines Biſchofs von Vanille vorgeſetzt. Ein gleichfalls frommer Diener der Gräfin mußte Sr. Hochwürden täglich das Menu des nächſtfolgenden Tages zur Beurtheilung vorlegen.

Don Aranda war kein unbedeutender Diener der Kirche. Er hatte Zutritt in allen vornehmen Häuſern, wurde auch von den Erzherzogen empfangen und ſtand in unmittelbarer Verbindung mit Rom. Der Mann hatte auch ſonſt überall ſeine Fäden gezogen, und keine der politiſch-religiöſen Phaſen konnte ihm entgehen, noch ließ er irgend eine unbenützt. Seinem Beichtkinde, der Gräfin, hatte er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut, daß man in gewiſſen Kreiſen Alles vorbereite, um den jungen Kaiſer zu bewegen, ein Concordat mit Rom abzuſchließen. Die frommen Mi-

niſter Bach und Thun wurden als o[illegible]zeichnet, auf welche die Kirche alle ihre Hoffnung ſetze; ihnen ſei es aufbehalten, das große „Rettungswerk für Oeſterreich“ zu vollbringen. Die Gräfin faltete frommdemüthig die Hände, blickte zum Himmel empor und betete von nun an täglich ſechs Vater Unſer für Bach, zwölf Ave Maria für Thun. Ihre Gebete wurden in der Folge leider erhört!

Don Aranda ſaß eines Abends in ſeiner Studirſtube, um ſeinen Monatsbericht an den Jeſuiten-General in Rom abzufaſſen. Eine Dame wurde gemeldet. Das war dem Manne nichts Seltenes. Gar oft ſtellten alte und junge Beichtkinder ſich ein, mit Gewiſſensbeklemmungen und Herzensanfragen, auch hochadelige Damen, jesuites de robe, fehlten nicht, welche beſondere Mittheilungen brachten.

Die Angemeldete trat ein. Eine ſtattliche Geſtalt, ſchwarz gekleidet, in einer ſittſamen robe montante, das Antlitz mit einem dichten Voile verhüllt. Don Aranda warf einen ſcharfen Blick auf die ihm völlig Unbekannte, lud artig zum Sitzen ein.

„Kaum wag' ich es,“ begann die Beſucherin

nach den Eingangsworten, „mich Ihnen zu nähern, hochwürdigſter Herr!“

Die friſche und metallreiche Altſtimme ſchlug angenehm an das Ohr des geiſtlichen Hörers. Er rückte näher. „Was ſteht zu Dienſten, meine Dame? Mit wem hab' ich —?“

„Sie ſehen ein verirrtes Schaf vor ſich“, wurde die Anfrage demüthig beantwortet.

„Und wie nennt ſich das Schäflein?“ fragte Aranda mit einem prüfenden Blick.

Die Fremde zog den Voile vom Geſicht.

„Sie kennen mich nicht mehr?“

Er betrachtete die großen feurigen, nur etwas ſtieren Augen, die üppigen Wangen, den ſinnlichen Mund; auch die vielverſprechende, wenn gleich bis an's Kinn verhüllte Büſte war nicht zu überſehen.

„Darf ich mich nennen? — Lauretta“ — hauchte ſie, mit zu Boden geſenkten Blicken. „Graf Guido's Lori.“

„Ah!“ machte der Jeſuit. „Die etwas lebhafte Schöne von damals! Und was verſchafft mir die Ehre?“

„Ich hatte mich ſchlecht gegen Sie benommen, Hochwürden,“ erklärte ſie demüthig — „und will das

nach Kräften wieder gut machen, Ihnen auch zeigen, daß ich einen neuen Menschen angezogen. — Darf ich mich darüber näher erklären?"

„Sprechen Sie, meine Tochter!" sagte Don Aranda salbungsvoll und rückte noch ein wenig näher. „Sie wissen, im Himmel wird mehr Freude sein über Einen reuigen Sünder, als über neun und neunzig Gerechte."

Lauretta verwunderte sich im Stillen über den geringen Werth, welchen der Himmel auf eine solche Masse Gerechter zu legen scheine und weshalb es ihm gar so sehr um die gebesserten Spitzbuben zu thun sei, ließ aber nichts dergleichen vermerken, sondern schlug die Augen zur Zimmerdecke empor und seufzte aus hoch wallender Brust, die ihre Seidenflorbande fast zu zersprengen drohte.

Sie eröffnete nun dem geistlichen Herrn (den eine gewisse Unruhe zu überkommen schien), wie sie nach der Trennung von ihrem Guido plötzlich wie durch Erleuchtung von Oben zur Erkenntniß ihres sündhaften Lebenswandels gelangt sei, wie die Reue sie ergriffen habe, und wie sie nun an nichts anderes mehr denke, als an ihr eigenes Seelenheil und an das des

jungen Grafen, des Theilnehmers ihrer früheren Verirrungen.

Der Jesuit nickte beifällig mit dem Kopf. — „Sie haben also den Gedanken, seine Frau zu werden, für immer aufgegeben, mein Kind?“ fragte er. „Sie wissen, daß der — Gott gebe, selige Herr Graf durchaus dagegen war? Und auch die Gräfin Mutter“ —

„Ich weiß Alles, Hochwürden!“ fiel ihm die bußfertige Sünderin in's Wort — „und darum kam ich eben zu Ihnen. Die edle und fromme Dame zürnt ihrem Sohn, der sonst ihr Liebling war — zürnt ihm meinetwegen! Das ist's, was mir so schwer auf der Seele lastet!“

Sie zog ein battistenes Sacktuch hervor und schien sich die Augen zu trocknen. Aranda suchte die Verirrte durch tröstenden Zuspruch aufzurichten. Wenn sie auf den jungen Grafen verzichte, dann sei Alles geschehen, was man von ihr verlangen könne, versicherte er ihr.

„Wenn's nur nicht zu spät ist!“ meinte sie. „Wenn ich dem armen Guido nicht im Vorhinein bereits geschadet habe.“

„Wie denn das, mein Kind?“

„Die Frau Gräfin kränkelt, nicht wahr?“

„Der Himmel prüft diejenigen, die er liebt. Die fromme Dulderin hat selten mehr eine gute Stunde.“

„Mein Gott! Dann wär's wohl hohe Zeit ihr Teſtament zu machen“ — brachte Lauretta in einem ſo wehmuthsvollen Tone hervor, daß Aranda bereits auf neue Tröſtungen bedacht war, wozu ſie es aber nicht kommen ließ, ſondern mit einem Seufzer ausrief: „Sie wird ihren Sohn enterben! Und meinetwegen!“

„Beruhigen Sie ſich, liebe Tochter!“ beſchwichtigte ſie der Jeſuit. „Der Pflichttheil kann dem Herrn Grafen in keinem Fall entzogen werden. Ueberdies beſitzt er dermalen die hübſche Herrſchaft Scharfenſtein, bis auf den Antheil, welcher der Mutter als Wittwenſitz verſichert iſt. Es ſind freilich auch noch ziemlich ſtarke andere Poſten darauf intabulirt, und bei der Art und Weiſe, wie der junge Mann dort herum wirthſchaftet, läßt ſich wohl kaum erwarten, daß er die Schulden ſo bald abſtoßen werde. Der Ertrag iſt ohnehin gering.“

„Dieſes verzogene Gräflein hat weder Kopf noch Hand!“ bemerkte Lauretta ärgerlich und in ihrem gewöhnlichen natürlichen Ton. „Man ſollte den Menſchen

unter Kuratel ſetzen. Geben Sie Acht, Hochwürden! Wir erlebey's noch, daß ſein väterliches Erbe verſteigert wird."

„Unſer Orden wäre bereit, es ihm unter günſtigen Bedingungen abzukaufen, allein der Feind der Kirche will nichts davon hören."

„Wenn ich noch an ſeiner Seite wäre" — ſagte Lauretta wie zu ſich ſelbſt.

Der Jeſuit ſpitzte die Ohren. „Sie kommen nicht mehr mit ihm zuſammen, mein Kind?" fragte er hingeworfen.

„Seit dem Verbot des Grafen Papa. Ueber Jahr und Tag nicht mehr."

„Sie glauben aber, noch einigen Einfluß auf den jungen Grafen ausüben zu können?"

„Sobald ich's will! Ich brauchte nur zu winken und er liefe mir nach wie mein kleines Bologneſerhündchen. Schreibt er mir doch ſeit dem Ableben des Alten Brief über Brief! Aber ich zerreiße ſeine Kratzfüße. Zwiſchen uns iſt's aus. Wozu brauch' ich ſein Geſchmiere? Hab' ich nicht Recht, geiſtlicher Herr?"

„Vollkommen Recht, meine Tochter. Da Sie es aber doch gut mit dem jungen Mann meinen" —

„Von Herzen gut! Aber was hilft's? Aus ist aus."

„Da es sich nur um eine Geschäftssache handelt," fuhr Aranda fort — „um einen guten Rath etwa von Ihrer Seite, seiner Herrschaft wegen —"

„Er soll sie an die Herren Patres verkaufen? Und ich soll ihn dazu bewegen? Verstehe."

„Und Sie wären dazu geneigt, liebes Kind?" fragte der Jesuit und ergriff ihre beiden Hände, die er fest hielt.

Lauretta besann sich. „Ich müßte mir's erst überlegen," sagte sie, machte sich los und stand auf, wie auch der Jesuit.

„Sie wollen also der Kirche keinen Dienst erweisen?" fragte er, etwas bestürzt.

„Ihnen, Hochwürden, steh' ich völlig zu Gebote!" sagte die Schöne, nicht ohne ein kleines Augenspiel. „Aber ich mache mir ein Gewissen, mit dem Sohn hinter dem Rücken der Gräfin Mutter zu verkehren."

„Ich absolvire Sie im Vorhinein!"

„Und der arme Mensch wird nicht enterbt?"

„Er ſoll über den Pflichttheil bekommen — falls die Frau Gräfin mich bei ihrem letzten Willen zu Rathe ziehen ſollte.“

„Hat ſie das nicht bereits gethan?“ fragte Lauretta mit Naivetät.

Bevor eine Antwort erfolgen konnte, trat der Kammerdiener eilig ein und wisperte ſeinem Herrn in's Ohr.

„Im Augenblick zu hohem Befehl! Holen Sie gleich einen Fiaker. — Man gehört ſich keine Stunde an,“ ſagte er nach der Entfernung des Dieners. „Eben werde ich zu Seiner kaiſerlichen Hoheit Erzherzog Franz Carl berufen. Wir Beide haben aber noch eine Menge zu bereden. Ein ander Mal alſo, mein Töchterchen!“

„Ich darf wieder vorſprechen?“ rief die Schöne freudig aus. „Allein Hochwürden ſind ſo überbeſchäftigt.“

„Und hier immer geſtört, Sie ſehen —“

„Wenn ich mir erlauben dürfte — wenn ich der hohen Gnade würdig wäre —“

„Ich darf Sie beſuchen?“ fragte er raſch.

„In meiner Klauſe? Zu Ihrer Magd? Ein ſolcher Herr! Welche Herablaſſung!“

„Wo wohnen Sie?"

Sie neſtelte an ihrem Oberkleide, zog eine Karte aus dem Buſen, überreichte ſie demüthig, beugte ſich, um dem Geiſtlichen die Hand zu küſſen. Das Kleid hatte ſich ziemlich verſchoben. „Hier meine Adreſſe" — liſpelte ſie, und die Unordnung ihres Anzuges gewahrend, wollte ſie die Störung mit eiliger Hand verbeſſern.

Don Aranda hielt ſie ab. „Man braucht nicht Alles zu verhüllen, was der gütige Schöpfer geſchaffen hat," ſagte er ſalbungsvoll mit einem neugierigen Blick und tappte ihr väterlich auf die Wangen, entließ ſie mit ſeinem Segen.

Zwölftes Capitel.

Schwester Benigna.

Dieu s'est fait homme; soit.
Le diable s'est fait femme.
Ruy Blas.

Gräfin Helene hatte inzwiſchen ihre ſtrengen Bußübungen ohne Aufhören fortgeſetzt, dabei den lukulliſchen Gaſtmählern ihrer geiſtlichen Freunde immer unthätiger zugeſehen. Nicht ſelten lag ſie mit Herzbeklemmungen auf dem lit de repos, während die Herren ihr zur Seite wacker ſchmauſten und zechten. Sie ſelbſt, mit geiſtlicher Speiſe vollgepfropft, nahm von leiblicher Nahrung nothdürftig ein paar Löffel Suppe zu ſich, etwa einen Hühnerflügel und etwas Compot. Ihr Lebelang gewohnt zu mediciniren, konnten ihr die Aerzte nicht genug Pulver, Pillen und Latwergen verſchreiben. Beim geringſten Schnupfen hütete ſie das Bett Tage lang, verſchloß ſich durch Wochen, im Winter durch Monate in ihrem Boudoir, welches von dem Dufte

aller möglichen Kräuter und Odeurs durchzogen war und was man „Bewegung machen“ nennt, war ihr seit Jahren unbekannt. Ihre einzige Freude und Erholung, den Besuch der (ach, nicht mehr italienischen) Oper, den ihr selbst Don Aranda erlaubt hatte, versagte sie sich aus Gewissenhaftigkeit und um sich zu mortificiren. Sie war nahe daran, sich insgeheim zu geißeln.

Justine konnte das nicht länger ruhig mit ansehen. Sie rief Baron Felix und seine muntere Frau zu Hülfe und man drang mit vereinten Kräften in die fromme Kranke, beschwor sie, ihre verkehrte Lebensweise zu ändern.

„Etwas weniger beten, liebe Gräfin, und etwas mehr essen!“ sagte ihr Molli gutmüthig. „Auch ein bischen spazieren fahren, selbst gehen schadet nicht und die neue Oper von Verdi soll prächtig sein.“

Die Gräfin langte in alter Gewohnheit nach der Herzseite und sagte ganz erbittert:

„Bin ich verkehrt, so wär's hohe Zeit, daß Ihr Euch Alle bekehrtet! Mein Fräulein Tochter zu allererst. — Und Ihren Weltfreuden, meine liebe Baronin, hab' ich längst Adieu gesagt. Suchet zuerst das Reich

Gottes! Aber da predigt man tauben Ohren. — Eins kann ich Euch sagen. Meine Tochter, die Fürstin, lebt in Paris, das für die Stadt des Taumels und der Uebertäubung gilt. Allein sie und der vornehme Kreis, in welchem sie sich bewegt, sie Alle hören täglich die Messe und eine Predigt und suchen dem Himmel im Stillen verirrte Seelen zuzuführen. Daran nehmt Euch ein Beispiel! Ich und meine geistlichen Freunde sagen uns los von Euch, bis Ihr Euch gebessert habt; indessen werde ich, vor wie nach, in christlicher Liebe und Demuth für das Heil Eurer Seelen beten."

Damit zog sie ab und verschloß sich in ihr Kräutergemach.

„Man könnte sich Alles gefallen lassen" meinte Molli, „wenn Deine fromme Mama nur essen wollte. L'appétit vient en mangeant. Sie ist gar nicht krank, aber sie wird verhungern."

Auch Guido wurde mehrmals herbeigeholt. Der frühere Liebling war aber bei der Mutter stark im Preise gesunken. Erst, nachdem er Don Aranda die Hand geküßt und ihm seine Unarten von damals abgebeten, wurde er beiläufig wieder in Gnaden aufgenommen,

war jedoch nicht im Stande, die Mama zu einem Beſuche ſeiner Scharfenſteiner Wirthſchaft zu bewegen.

Die ascetiſch-unſinnige Lebensweiſe der Gräfin mußte endlich zu einer Kriſe führen. Die arme Frau erkrankte nicht unbedeutend, ward wirklich bettlägerig. Bei allem Widerwillen der Patientin gegen ihre Tochter ließ ſie ſich doch Juſtinens ſorgſame Pflege gefallen. Es kam wieder zu einem erträglichen Verhältniß zwiſchen den Beiden. Die Tochter benahm ſich ſo liebevoll, ſo herzensinnig und das Gemüth der Mutter war wohl verhärtet, aber es brach doch zuweilen hervor. — Plötzlich war aber wieder Alles anders. Juſtine trat in's Krankenzimmer, fand den geiſtlichen Rath am Bette ſitzen, konnte noch vernehmen, wie er mit aufgehobenem Zeigefinger die Textworte citirte:

„So Dich Dein Auge ärgert, reiße es aus!“

Die Gräfin ſchien aufgeregt. „Laß uns!“ rief ſie Juſtinen von Weitem zu. „Ich habe mit Sr. Hochwürden zu ſprechen.“

Es ſteht zu vermuthen, Don Aranda habe der ſchwachen Frau wieder einmal tüchtig in's Gewiſſen geſprochen. Die edle Juſtine galt ihm für eine Gottes-

läugnerin. „Sie iſt unverbeſſerlich!“ hieß es. — Die Gräfin ſeufzte. „Es iſt doch meine Tochter!“

„Sie iſt Fleiſch von Ihrem Fleiſche, nicht Geiſt von Ihrem Geiſte!“ wurde erwidert. „Allein Fleiſch iſt Heu.“

Ein Wort von „Erbſchleicherei“ wurde hingeworfen. Die Gräfin, von Natur argwöhniſch, faßte es begierig auf. „Darum thut ſie ſo zärtlich!“ rief ſie empört.

„Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!“ verſetzte Don Aranda mit Sanftmuth. „Doch wär' es jedenfalls gerathen, die Comteſſe nach und nach ſeltener bei ſich zu ſehen, liebe Gräfin. Sie ſchwört auf das entſetzliche „Leben Jeſu“ dieſes erzketzeriſchen Strauß. Der Umgang mit der Rationaliſtin wirkt aufregend, ja verderblich auf meine fromme Freundin.“

„Das iſt's eben! Wenn das nicht wäre!“

„Es iſt aber. Und wenn Dich Dein Auge ärgert“ — — Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Die Comteſſe meint es vielleicht gut, ſie mag auch ohne Eigennutz handeln, ohne Hintergedanken. Wer ſieht in die Herzen als der Eine? Jedenfalls thut ſie über ihre Kräfte. Das zarte Weſen ſollte ſich ſchonen. Auch bedarf das

chriſtliche Krankenwarten beſonderer Eigenſchaften. Wenn Sie mir erlaubten, Ihnen eine fromme Perſon in's Haus zu bringen, die ſich auf die Pflege des Leibes wie der Seele verſteht —"

„Das wäre ja herrlich!" rief die Gräfin. -

„Schweſter Benigna war früher eine Art Weltkind. Seit ihrer Umkehr iſt die eifrigſte Dienerin der Kirche aus ihr geworden. Dabei ein Weſen voll natürlichen Verſtandes, auch von genügend guten Formen."

„Bringen Sie ſie heute noch!" unterbrach ihn die Gräfin. „Ich bin es ſatt, nichts als Ketzer um mich zu haben! Dieſer Baron Felix, dieſe Molli! Dieſe — — fort mit ihnen Allen! Fort!"

Lauretta, in „Schweſter Benigna" proviſoriſch umgetauft, hatte ihren geheimen Zweck erreicht. Noch an demſelben Abend wurde die ehemalige Kunſtreiterin als soeur grise bei der frommen Gräfin inſtallirt. — Sie war ohne Richtung, ohne Bildung, doch ein begabtes Weſen, kräftig, willensſtark. So beherrſchte ſie jederzeit ihre häufig wechſelnde Umgebung, ohne darauf auszugehen, ja oft ohne es ſelber zu wiſſen. Eigentlich ſpielte ſie mit dem Leben und liebte den Wechſel, die

Veränderung. So ſtrichen ihre jungen Jahre ohne Plan, ohne Zweck dahin, ohne Gedanken an die Zukunft, auch ohne Sorge dafür. Jetzt aber, reif geworden — ſie war über dreißig — ſchien es ihr hohe Zeit, ſich ein „sort“ zu machen. Ihre letzten Spargulden waren verzehrt. Da kam ihr der Gedanke, ſich an den Jeſuiten zu wenden, der bald lichterloh für die dralle Schönheit entbrannte. Sie war aber liſtig genug, ihm die kürzlich vorgenommene Frömmigkeitsmaske entgegen zu halten und ihn weit mehr hoffen zu laſſen als zu gewähren. Auf dieſe Weiſe hielt ſie ihn immer im Schach und brachte ihn dahin, auf alle ihre Wünſche einzugehen, in der Ausſicht, daß ſeine Sehnſucht endlich geſtillt werde. Sie nannte ihn bisher immer nur ihren „geiſtlichen Vater“ und geſtattete auf's Höchſte einige kleine fromme Liebkoſungen. Das war dem wohlgenährten Fünfziger zu wenig, doch faßte er ſich in Geduld und kam einſtweilen allen ihren Forderungen entgegen. Sie ſelbſt bekam durch den Verkehr mit ihm einen gewiſſen Einblick in den Jeſuitismus, den ſie in ihrer Weiſe raſch, wenn auch flüchtig auffaßte und gleich praktiſch benützte. „Die Sache iſt ja ſo einfach!“ äußerte ſie

ſich zu einer Kameradin. „Man hält zuſammen, ſchmeichelt den Schwächen der Menſchen und leutet ſie gemeinſchaftlich aus.“

Das graue Kleid und die fromm-chriſtliche Miene Lauretta's waren bald der Mittelpunkt des gräflichen Hauſes. Die demüthig und leiſe auftretende Schöne reichte der Gräfin ihre Pulver und Latwergen, betete den Roſenkranz mit ihr, lag in der Nacht auf der Matratze zu ihren Füßen. Die ehemalige Geliebte ihres Söhnleins! Davon hatte die Mutter keine Ahnung. Da wurde eines Tages Guido's Beſuch angemeldet.

„Darf ich mich entfernen, gnädige Gräfin?“ fragte Benigna unterwürfing.

„Warum, liebes Kind?“

„Ein junger Mann!“ ſeufzte die Heuchlerin. „Wenn man mit Nächſtem dem Himmel angehören ſoll —“

„Sie wollen ſich wirklich einkleiden laſſen?“

„Das iſt mein feſter Entſchluß. — Ich gehe in's kleine Kabinet nebenbei — bis die Frau Gräfin klingeln, bis der Herr Graf fort iſt, leſe in der „Nachahmung Chriſti.“ — Sie küßte die abgemagerte Hand der Kranken, ſchien tief bewegt.

„Was haben Sie, mein Kind?“ fragte die Gräfin beſorgt. „Ich glaube gar Thränen in den Augen?“

Benigna drückte das Sacktuch auf ihr Geſicht. „Zähren der Buße!“ brachte ſie mühſam hervor und entfernte ſich raſch.

„Sie muß viel verbrochen haben!“ dachte die Dame bei ſich ſelbſt. „Aber wer ſo bereut — —“

Guido wurde eingelaſſen. Er fand guten Empfang.

„Ich höre, daß Du fleißig arbeiteſt, mein Sohn,“ — lobte ihn die Mutter, — „das iſt recht. Dabei ſchwinden auch alle böſen Gedanken.“

„Nicht alle, Mama!“ meinte der Sohn. „Ich denke ſonſt noch Allerlei. Es fragt ſich zwar, ob es böſe iſt.“

Die Mutter ſah ihn ſtrenge an. „Wie lautet das? Woran denkſt Du? Doch nicht an jenes abſcheuliche Weibsbild?“

„Abſcheulich? Muß bitten! Ich werde meine Lauretta nie vergeſſen!“ verkündete er trotzig.

„Deine Lauretta? Du verkehrſt noch immer mit ihr?“

„Leider längſt nicht mehr! Sie will's nicht.

Läßt auch alle meine Briefe ohne Antwort. Ich wollte ſie neulich bei einer Freundin beſuchen, bei der ſie letzter Zeit wohnte. Ich fand die Wittwe Brennberger auf's Neue verheirathet. Lori war von ihr weggezogen. Die Frau wußte nicht, wohin, oder wollt' es nicht ſagen. Durft' es vielleicht nicht! Kurz, es ſcheint, Lauretta will nichts mehr von mir wiſſen."

„Die Perſon iſt vernünftiger als Du!" ſagte die Mutter ärgerlich.

„Ich hatte ihr das Heirathen verſprochen, Ihr wolltet's nicht zugeben und nun trotzt ſie. Aber wer weiß, was noch geſchieht, ich bin längſt majorenn" — drohte er im Weggehen.

Die Gräfin war wie gewöhnlich über ihre Kinder empört, die Fürſtin ausgenommen. Denn auch ihrem Aelteſten, dem Grafen Lothar, hatte ſie's auf der Nadel, daß er mit dem Gedanken umging, eine Proteſtantin heim zu führen. Das Fräulein war vornehm und reich, konnte ihn „pouſſiren", und um Religion überhaupt fragte er wenig.

„Dafür ſetzt man Kinder in die Welt!" rief die Mutter erbittert aus. „Aber es ſoll ihnen heimkommen!"

Sie klingelte. Ein, zwei, dreimal. Keine Benigna. Die Kammerfrau erſchien.

„Sehen Sie nach, wo die Schweſter bleibt!“ Die Frau ging in's Kabinet, fand die fromme Schweſter in halber Ohnmacht, doch raffte die ſich auf, ſchleppte ſich zur Gräfin hinein.

Natürlich hatte Lauretta das Geſpräch zwiſchen Mutter und Sohn belauſcht. Sie fand darin neue Anhaltspunkte zur endlichen Ausführung eines lange gehegten Planes und beſchloß, die Umſtände zu benutzen, ihr Benehmen darnach einzurichten.

Die Gräfin gewahrte die Todtenbläſſe der Schweſter Benigna, welche weiße Schminke aufgelegt hatte und an Händen und Beinen kunſtvoll zitterte. Die gute Frau erſchrak. „Sind Sie krank? So plötzlich? Was iſt Ihnen zugeſtoßen?“

Benigna warf ſich vor dem Krankenbette auf die Knie. „Erlauben Sie mir, das Haus zu verlaſſen, Frau Gräfin!“ hauchte ſie mit halb erſtickter Stimme.

„Ja, was iſt denn? Hat man Sie beleidigt?“

„Ich bin eine größere Sünderin, als Sie ſich's vorſtellen können!“ brachte die ſchlaue Teufelin im Ton

der Zerknirschung hervor und erhob sich langsam vom Boden. „Entlassen Sie mich, jagen Sie mich aus dem Hause — ich verdiene kein besseres Loos!“

Die Kranke sah ihre Pflegerin verwundert an, wollte eine Frage thun, da trat Don Aranda in das Gemach und zwar rascher als gewöhnlich.

„Graf Guido war hier?“ sagte er mit einem Seitenblick auf Lauretta-Benigna.

„Soeben!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer. „Und denken Sie, mein Freund! Er will von der Person nicht lassen, will sie durchaus heirathen.“

Ein lang gezogenes: „So!“ des Jesuiten, wieder mit einem Blick auf die fromme Schwester, welche im Winkel stand, das Gesicht mit beiden Händen verhüllt hatte. — Aranda, mit allen ihren Listen wohlbekannt, hatte gleich weg, daß es sich um eine neue Komödie handeln dürfte, wobei ihm vielleicht wieder eine Rolle zugedacht war. Er schien nicht besonders erfreut darüber.

„Der Graf war also hier?“ wiederholte er seine Frage. „In Gegenwart der Schwester doch nicht?“

„Beileibe! Das fromme Kind scheute ahnungsvoll

die Nähe des Böſewichts. — Doch nichts mehr von ihm! Fragen Sie, was der Aermſten fehlt."

Aranda trat näher zu Benigna. „Sie ſcheinen betrübt, meine Tochter?"

Sie zog die Hände vom Geſicht. „Sie wiſſen, wie es um mich ſteht, Hochwürden. Sagen Sie der gnädigen Gräfin Alles," ſagte ſie entſchloſſen.

„Alles, mein Kind?" fragte er zweifelnd, beinahe erſchrocken.

„Alles! Ich bitte." Sie küßte ihm die Hand und flüſterte ihm dabei in ihrem herriſchen Tone zu: „Ich will's!" — hierauf näherte ſie ſich der Kranken. „Nach dem, was Ihnen Seine Hochwürden eröffnen werden, darf ich nicht mehr wagen, vor den gütigen Augen meiner angebeteten Gräfin zu erſcheinen. Ich gehe und ſchnüre mein Bündel."

Mit den Worten ſchlich ſie langſam zur Thür hinaus. — Don Aranda hatte begriffen, daß er ihr gelegen kam, um den ſchwerſten Theil ihrer angenommenen Rolle ihm zu übertragen. Ihre letzte Abſicht dabei war ihm ſelber nicht völlig klar. „Die Spitzbübin!"

dachte er — „ſie will doch nicht wirklich Gräfin werden?“

„Sie ſchweigen, Don Aranda?“ ſagte die Kranke. „Was haben Sie mir eigentlich mitzutheilen?“

Der Geiſtliche näherte ſich langſam, ſetzte ſich an's Bett. „Ja, das iſt eine eigene Geſchichte, liebe Gräfin,“ ſagte er gedehnt und wie nach einem Eingang ſuchend. „Eine Seelen- und Bekehrungsgeſchichte. Nehmen wir an, unſere Benigna hätte geliebt —“

„Verſtehe. Der Menſch hat ſie verlaſſen?“

„Im Gegentheil! Er liebt ſie noch immer, mehr als je —“

„Was iſt alſo für Hinderniß?“

„Der Edelmuth der Geliebten. Er ſteht zu hoch für ſie, obwohl er entſchloſſen iſt, ihr ſeine Hand zu reichen, ſie aber will der vornehmen Familie die Schande nicht anthun.“

„Das ſieht dem braven Weſen ähnlich! Und darum will ſie in's Kloſter?“

„Was erübrigt ihr ſonſt? Der junge Mann verfolgt ſie unabläſſig. — Mir hatte ſie ſich anvertraut. Wiſſen Sie, was ich ihr zur beſonderen Buße auferlegte?“

„Nun? Ich bin begierig!“

„Ich muß vorausſchicken, daß ſie eine wirklich Sünderin war, daß ſie dem ſtürmiſchen jungen Mann nicht gehörig Widerſtand geleiſtet, wie ſie mir mit Zerknirſchung eingeſtand“ —

„Die Mädchen ſind ſchwach, die Männer ſind ſchlecht! Wie mein Herr Sohn. — Nun, und die Buße?“

Der Jeſuit ergriff die Hand ſeines Beichtkindes. „Ich trug ihr auf, im Hauſe der ſchwer beleidigten Mutter zu dienen!“ ſagte er mit Betonung.

Die Gräfin wurde aufmerkſam.

„Der Mutter des Menſchen?“

„Als Magd. Zur Strafe. Unter fremdem Namen. Sie ſollte zu der ausgezeichneten Dame demüthig hinauf blicken, an den Vorzügen der Gräfin ihre eigene Niedrigkeit um ſo mehr erkennen. Doch die Sühnung war zu hart. Die Aermſte erliegt unter der Aufgabe. Die Nähe des Verführers, dem ſie über Jahr und Tag aus dem Wege gegangen, brachte die Büßende außer ſich — in dieſem Augenblick ſchnürt ſie ihr Bündel“ — er ſprach laut und nach der Thür gewendet — „doch da iſt ſie!“

Er ſprang vom Seſſel auf, wie erfreut, ſeine Lection

los geworden zu ſein, der heimlich Verbündeten den Reſt und die Entwicklung überlaſſend.

Lauretta erſchien an der Schwelle, einige zuſammengeraffte Kleidungsſtücke in den Händen. Aranda winkte ihr, näher zu treten.

„Die Frau Gräfin weiß um Alles!“ erklärte er ihr.

Lauretta ſtand ſtumm, geſenkten Hauptes.

„Benigna! Sie alſo?“ ſagte die Gräfin mild, ohne Vorwurf. „Er hat Sie verführt?“ ſetzte ſie wie entſchuldigend bei.

Die gute Schauſpielerin warf ſich auf den Boden. „Verdammen Sie mich nicht!“ brachte ſie kaum hörbar hervor. „Ich leide furchtbar —“

„Nehmen Sie ſich des Mädchens an!“ wendete ſich die Gräfin nach einer Pauſe zu Aranda. „Ich will, daß ſie vorläufig im Hauſe bleibe.“

Man hörte Benigna laut ſchluchzen.

Der Jeſuit half der ſchlauen Sünderin vom Boden auf und ſagte ſalbungsvoll:

„Multum amavit — multum illae condonabitur!“

Dreizehntes Capitel.

Das Teſtament.

In majorem Dei gloriam!

Das unlängst eröffnete neue Vorstadt-Kaffeehaus war in den ersten Tagen des Januar 1852 überfüllt. Ein etwas gemischtes Publikum, worunter viele Blousenmänner, besprach sich eifrig über die eben aufgehobene März-Constitution. Daß die Freiheit auf's höchste gefährdet sei, darüber war man einig, und der kleine Kaffeewirth mit dem großen Backenbart, der als eine politische Autorität zu gelten schien, bewies seinen Gästen auf das Eindringlichste, daß man nun mehr als je zusammenhalten, den Kampf gegen die Camarilla fortsetzen, die früheren Errungenschaften auf's Aeußerste vertheidigen müsse.

„Mein Mann hat Recht!" rief die korpulente Kaffeewirthin vom Schanktisch herüber. „Man muß der Re-

action, dieſer giftigen Schlange, auf den Kopf treten! — Jean, haben Sie keine Ohren?“ herrſchte ſie dem Garçon zu, der mit offenem Munde der Weisheit ſeines Brodherrn zugehorcht hatte. „Der Herr dort am Fenſter hat einen kleinen Schwarzen verlangt.“

„Meine Herren!“ fuhr der Wirth fort — „ich bin ſtolz darauf, jetzt Ihnen anzugehören. Durch die Verbindung mit meiner lieben Frau und durch die Uebernahme des Geſchäftes bin ich, ein geborener Sachſe, öſterreichiſcher Staatsbürger geworden.“

„Ja, ſo iſt's!“ unterbrach die ehemalige Wittwe Brennberger (denn ſie war die Wirthin) ihren Peterlein. „Ich hatte die Conceſſion auf meinen Namen in Händen, ließ ſie auf ihn übertragen. Eine Freundin war uns dabei behilflich. — Zwei Punſch und ein Zuckerwaſſer!“ commandirte und notirte ſie zugleich. — „Die gute Lauretta hatte uns auch ſonſt einander zu nähern gewußt. Gelt, Männchen?“

„Wir hätten uns wohl auch ohne ſie zuſammen gefunden, liebes Weibchen!“ erwiderte Peterlein zärtlich. — „Ich bin alſo ein Oeſterreicher, meine Herren!“ wendete er ſich wieder zu ſeinem Publikum — „kenne aber

auch die übrige Welt der Erscheinungen, habe mich tüchtig umgesehen."

„Ja, und er hat auch studirt!" versicherte die Dame, nicht ohne Stolz. „Er ist ein halber Gelehrter, ein Philosoph. — Ein halber Harlekin,*) ein ganzes Himbeer!"

„Wenn ich das Geschäft übernommen habe," — erklärte sich der philosophische Kaffeewirth des Näheren, — „so war es in der Aussicht, daß man auch in diesem bescheidenen Wirkungskreise sein Scherflein zum Ganzen, zum Allgemeinen beitragen könne. Unser Haus ist ein öffentliches Haus. Einem Jeden steht der Eintritt frei er mag etwas verzehren oder nicht, ohne alle Rücksicht auf das mehr oder minder des Genießens —"

„Ja, wir zwingen und nöthigen Niemanden!" warf Frau Peterlein dazwischen. „Obschon es Herren genug giebt, die sich mit einer gestopften Pfeife oder wohl gar nur mit einem Glas Wasser genügen lassen."

„Ich schätze Jeden meiner Herren Gäste" — fuhr Peterlein fort, — „daß sich aber in unserem bescheidenen

*) Mehrfarbiges Eis.

Lokale nur lauter tüchtige und gesinnungsvolle Männer zusammengefunden, das rechnen wir, meine liebe Frau und ich, uns zur besonderen Ehre."

(Beifallsgemurmel unter den Gästen.)

„Und so ist dieses Haus kein gewöhnliches Kaffeehaus, es ist eine Art Gemeinde-, ja, Familienhaus. Einer kennt den Andern, Alle halten zusammen — keiner, der nicht den Fortschritt und die Freiheit liebte, der nicht bereit wäre, als Wähler oder Gewählter, für die künftige Verfassung einzustehen, welche schließlich eine Wahrheit werden wird, werden muß!" (Zustimmung.) „Diese trüben Zeiten des Bach'schen Regiments werden vorübergehen, wenn wir nur ausharren. Ungarn und sein passiver Widerstand bürgen uns dafür. Oesterreich hat eine Zukunft. Daran halten wir fest und bewegen uns einstweilen in den Schranken der Mäßigung. Wir sind unter uns! Das sei unser Trost. Kein Fremder, kein Andersdenkender unter allen den Billard- oder Whist- und Tarokspielern —"

„Wir können auch die Schnüffler, die Spione nicht unter uns dulden!" erklärte sich Frau Peterlein mit Betonung und warf einen scharfen Blick auf den Zeitungs-

leſer in der Ecke, welcher, den Hut auf dem Kopf, in ſeine Lektüre vergraben ſchien, und die bebrillte Naſe tief in das Blatt ſteckte.

„Genug, meine Herren!“ ſchloß Peterlein. „Wir ſind Freunde und Genoſſen. Ihre Hand, Herr Müller! Ihre Hand, Herr Meyer, Herr Schmidt! Ein Glas Punſch! Auf eine beſſere Zukunft! Es lebe die Freiheit!“

Große Bewegung. Alle Gäſte drängten ſich herbei, dem freiſinnigen Wirthe die Hand zu ſchütteln. Der Familienpunſch dampfte. Peterlein nahm durchaus keine Bezahlung dafür. Nicht zum Schaden des Inſtituts! Der Punſch war nun an der Tagesordnung und wurde natürlich in der Folge bezahlt.

Der Zeitungsleſer in der Ecke hatte im Stillen die Zeche für ſeinen „Schwarzen“ berichtigt und ſich leiſe davon geſchlichen. Hofrath Wenzel Rucicka (er war der Leſer) ging zu ſeinem Privatvergnügen bisweilen in Gaſt- und Kaffeehäuſer, um der öffentlichen Stimme zu horchen. Was er da, beſonders in den Vorſtädten, vernahm, ließ ihn nicht ohne Bedenken.

„Das Wiener Volk hat von dem Baum der Erkenntniß genaſcht,“ — äußerte er ſich zu ſeinem Käthchen,

— „das hat ſeinen Appetit gereizt. Bald werden ſich die Leute an der verbotenen Frucht völlig ſatt und dick freſſen wollen. Bis dahin iſt wohl noch weit! Aber es wird kommen.“

„Mein Gott! Doch nicht wieder eine Revolution?“ rief Käthchen erſchrocken.

„Du denkſt an Deinen quondam verwundeten Jugendfreund, den Freiheitskämpfer?“ ſchielte der Hofrath durch die Brille. „Sei ohne Sorge! Nichts wiederholt ſich in der Welt. So eine gemüthliche Märzbewegung am allerwenigſten. — Wie ſagte der gute Doblhoff? „Der Weltgeiſt macht die Politik.“ — Er wird ſie auch machen, aber langſam, nach ſeiner Gewohnheit. — Dieſer Carl Günter iſt dermalen in Amerika. Wer weiß, in zehn oder zwanzig Jahren kommt er zurück, und wird noch hier Verfaſſungsminiſter. — Aber wir können's abwarten. Vorläufig haben wir noch das Heft in der Hand! Wir, die Männer der Ordnung.“ —

So war es auch. Beſonders nach dem gelungenen Pariſer Staatsſtreich.

Am Erinnerungs- und Krönungstage des erſten Napoleon fielen von den Ordnungsmachern, wie bekannt,

nur sechsundzwanzig Mann und ein Offizier; bei dreitausend Civilisten wurden niedergemetzelt, die Assemblée aufgelöst, die Deputirten verhaftet, Tausende von Bürgern in der Folge nach Cayenne geschickt. Ein Spieler, Herr von Morny vom Jokeiklub, regierte nun Frankreich, der Prinz-Präsident bekam über sechs Millionen Louis, mit der Anwartschaft auf den Kaiserthron. Dem Fürsten Sulkowski bezahlte er nun die alte Geldschuld, wie Arabella vorausgesehen hatte, mit Zinsen.

In Wien ging es minder blutig her. Nur Juden und Literaten wurden ausgewiesen, Gensdarmen sollten die Börse reguliren, und verschiedene vermuthliche Mörder des Grafen Latour wurden nachträglich aufgehenkt. Unser Peterlein aber bekam für seine patriotische Kaffeehausrede vierzehn Tage Arrest; bei Wiederholung eines derlei speech wurde er mit Entziehung der Concession bedroht. Seitdem wurde bei ihm weit mehr Punsch getrunken und Tarok gespielt als Politik gesprochen. Nur Frau Peterlein konnte ihre Zunge nicht völlig bemeistern.

Die Lebenskräfte der Gräfin Helene hatten sich im Laufe des Winters 1852 beinahe vollkommen aufgezehrt. Weder die sorgsamste Pflege von Seiten der Büßerin Benigna, noch die geistlichen Zusprüche Don Aranda's waren im Stande, die Katastrophe aufzuhalten, deren Eintreten im Frühling sowohl der Hausdoctor als die Consiliarärzte vorausgesagt hatten. † Im März kam ein Brief des Grafen Lothar, welcher seine vollzogene Vermählung mit der protestantischen Dame einfach anzeigte. — Die Mutter gerieth darüber außer sich, wollte keines ihrer Kinder mehr sehen. Nur nach der ältesten Tochter sehnte sie sich ✶ leider vergebens! Fürstin Arabella war ganz und gar in die Napoleon'schen Kreise gerathen und konnte den Moment nicht erwarten, in welchem sich Prinz Louis die Krone seines Oheims auf das so lange Zeit schmucklose Haupt setzen würde. Wie durfte sie jetzt Paris verlassen? —

„Die Mama kränkelt seit zwanzig und mehr Jahren," — sagte sie zu ihrem Gemahl ✶ „und jammert eben so lange. Auch scheint die Sache nicht gar so gefährlich. Hier der letzte Brief Don Aranda's. Er giebt noch alle Hoffnung. — Kann ich jetzt abreisen? Frage Morny.

Sage selbst. Aber sobald der Prinz Kaiser geworden ist — Tags darauf, wenn es muß, nur früher nicht! Bereite Alles vor!"

Die Gräfin zu einem Testamente zu bewegen, war bisher vergebene Mühe. Jetzt, im Aerger über ihre Familie, ließ sie sich dazu herbei, unter dem Beistande des Jesuiten und des frommen Generals. Auch Lauretta-Benigna sollte dem feierlichen Acte beiwohnen.

Die Gräfin überlebte den März nicht völlig. Ihre Schwäche hatte von Tag zu Tag zugenommen, sie schlief endlich ruhig ein und für immer.

Das Testament wurde eröffnet. Ihren Antheil an der Herrschaft Scharfenstein hatte die Erblasserin dem Jesuitenorden vermacht und ihrem jüngsten Sohne, dem Grafen Guido, eine bedeutende Leibrente zugewiesen, unter der Bedingung, daß er auf seinen Herrschaftsantheil zu Gunsten der hochwürdigen Patres verzichte. Ihre übrigen Kinder wurden auf den Pflichttheil gesetzt. Aranda und Schwester Benigna waren reichlich bedacht; der General bekam einen silbernen Rosenkranz, als Andenken. Im Uebrigen Seelenmessen u. s. w.

Der Pflichttheil fiel ziemlich mager aus. Entweder war das Vermögen der Gräfin nicht so groß, als allgemein die Meinung war, oder — die Testamentsbeisitzer hatten dafür gesorgt, gewisse Werthpapiere zu rechter Zeit bei Seite zu schaffen. Man wird in dieser Meinung bestärkt, wenn man erfährt, daß dem Testamentszeugen, dem frommen General, welchem sein silbernes Andenken durchaus nicht zu genügen schien, von Seite der Haupt-Erben eine nicht unbedeutende Summe als freies Geschenk eingehändigt wurde.

Justine verließ bald nach dem Verluste der Mutter das Trauerhaus. Baron Felix ließ sich zu ihrem Vormund ernennen und nahm sie zu sich und seiner Molli auf sein Schloß.

Zwischen Aranda, Guido und Benigna kam das „Geschäft" bald in Ordnung. Die Herrschaft Scharfenstein wurde dem Orden überantwortet, das Schloß zu einer Art Weltkloster für vornehme junge und fromme Damen umgestaltet. Benigna wurde noch im Laufe des Jahres von Guido heimgeführt, und ein Zichy gewann seine Heirathswette gegen einen Lichtenstein. Die neue Gräfin, zur Oberin der Anstalt ernannt, wirkte von nun

an mit wahrer Leidenschaft nur für jesuitische Zwecke und beherrschte ihren Gemahl vollständig, der in dem frommen Hause nicht mucksen durfte, sich der von Don Aranda eingeführten Hausordnung fügen und die Fasttage und Betstunden, gleich den jungen Damen, strenge halten mußte.

Das von Günter erbaute weltliche und poetische Chalet wurde vergrößert, ein Theil zu einer Kapelle umgewandelt; ein paar Zimmer mit Kruzifixen und frommen Bildern verziert, behielt sich die Châtelaine bevor. Sie brachte täglich mehrere Stunden in diesen heiligen Räumen zu. „Ich war ein Weltkind," hieß es — „hier will ich mich sammeln." — Ihr Gemahl durfte die Gemächer nie betreten. Nur Don Aranda hatte den Zutritt. Er las auch bisweilen in der Kapelle die Messe, welcher nur die ausgezeichnetsten weiblichen Zöglinge beiwohnen durften. Ein, zwei Mal die Woche, wohl auch öfter, wenn es wichtige, geheime Geschäfte gab, arbeitete der Jesuit mit der Oberin in den innersten Gemächern.

Das „Sammlungshaus" trug die Aufschrift in glänzend polirten Lettern: In majorem Dei gloriam!

Vierzehntes Capitel.

Das entsiegelte Blatt.

Soll ich den Kelch nicht trinken,
den mir mein Vater gegeben hat?
Evangelium Johannis.

Juſtine war nun doppelt verwaiſt und nichts weniger als reich. Der Vater konnte die jüngſte Tochter nur ſpärlich bedenken, die Mutter hätte das ketzeriſche Kind am liebſten völlig enterbt. Die Tochter betrauerte den Verluſt der armen Frau, von der ſie weder als Kind, noch als Mädchen je eigentlich verſtanden worden. Perſonen, die ſich phyſiſch, wie moraliſch, gar zu ſehr mit dem eigenen Ich beſchäftigen — und unter dieſe nervöſen Naturen gehörte die Gräfin Mutter — ſind am wenigſten geeignet, auf andere Individualitäten einzugehen. — Juſtine hatte zumeiſt an dem Vater gehangen. Das verſiegelte Blatt, welches der Hand des Scheidenden entfallen war und das ſie aufgerafft hatte, enthielt die Aufſchrift: „Meiner lieben Tochter Juſtine. Am Tage ihres vier und zwanzigſten Geburtsfeſtes zu eröffnen.“ — Bis dahin ſind noch nahe

an drei Jahre! dachte ſie damals und berichtete darüber nach Texas.

Carl Günter vermaß ſich nicht, die Geliebte über den großen Verluſt tröſten zu wollen, doch ſchrieb er ihr den herzlichſten Brief.

„Dein Vater," — hieß es darin, — „hat Dich wahrhaft geliebt und es auch mit mir ſtets gut gemeint. Ich will mich nicht rühmen, allein ich wollte doch, er hätte mein Wirken hier mit anſehen können — ich weiß, er wäre mit mir zufrieden geweſen, er hätte mich vielleicht Deiner für würdig gehalten. Und ſollte das geheimnißvolle Blatt, das er Dir hinterließ, uns für immer trennen wollen? Ich kann das nicht glauben. Ich weiß, Du hältſt an mir, und die Hoffnung, Dich zu beſitzen, ich will und kann ſie nicht aufgeben. Seit lange hab' ich es mir zugerufen: Meine Exiſtenz iſt verfehlt ohne Dich!"

Chalybeus ergänzte in ſeinen Briefen die flüchtigen Notizen, welche der Reiſende Gerſtäcker ſeiner Zeit über die Kolonie gebracht, über deren Wachsthum und Gedeihen nunmehr der, im Ganzen mäßige, ja etwas trockene Menſch in völlige Dithyramben ausbrach.

„Es ist was Eigenes" — schrieb er unter Anderem — „um einen jungen, frischen Boden, um frische, freie Menschen. Und stellen Sie sich ja nicht vor, daß wir unter Wilden oder Halbwilden leben. Die Eingebornen sind Naturkinder, die sich bei guter und verständiger Behandlung bald zu einer geregelten Arbeit bequemen und daran Freude haben. Sie sind auch gelehrig und bildungsfähig. Ich, der Oberschulmeister, zähle unter meinen Schülern junge Leute von fünfzehn bis achtzehn Jahren, die ich in sechs Monaten weiter bringe und zu einer höheren Stufe emporhebe, als vermuthlich Ihr Herr Bruder, Graf Guido, während seiner ganzen Gymnasialzeit je zu erklimmen vermochte. Die jungen Leute arbeiten auf dem Felde, roden Wälder aus, helfen beim Straßenbau, dann werfen sie ihre Werkzeuge bei Seite und eilen mit wahrer Heißbegierde in die Schulstunden, fassen schnell und lebendig auf, lernen auch in den Mußestunden, überhören sich einander, suchen es Einer dem Andern zuvor zu thun. Mein Liebling ist ein junger feuriger Mexikaner, mit dem ich bereits anfange, leichtere römische Autoren zu lesen. — Sie werden lächeln. Ueber den Schulfuchsen! Man streut Samen aus. Ich weiß

eben nichts Beſſeres. — Unſer Günter leiſtet freilich mehr. So raſt- und ruhelos hab' ich noch keinen Menſchen arbeiten ſehen. Selbſt der zähe Engländer Dr. Thompſon ſtaunt über ihn. Ihr Carl — ich darf ihn doch ſo nennen? Ihr Carl iſt der Erſte auf den Beinen und der Letzte zu Bett. Er iſt überall zu finden, beim Feldbau wie bei den Neu- und Flußbauten, lenkt und leitet, ſchlichtet Zwiſtigkeiten, ſpricht Recht, fehlt aber doch bei keiner meiner Wochenprüfungen, ſchreibt muſtergültige Berichte an den Gouverneur von Texas und an den Congreß-Präſidenten in New-York. Man ſpricht bereits ſtark davon, ihn mit Nächſtem in das Repräſentantenhaus zu wählen. So ein Mann darf nicht klagen: Diem perdidi! (Sie haben doch Ihr Latein nicht vergeſſen?) — Kurz, er iſt die Seele unſerer Kolonie. In Europa würde man ſagen: der König. Leider dermalen noch immer ohne Königin. Darum leidet er auch ein wenig an Heimweh. Aber was fände er daheim? Ein Volk, halb freigelaſſen, dann wieder auf's Neue geknechtet, das nicht verſteht, ſich frei zu machen, weder nach Innen noch nach Außen — dazu das Bach'ſche Regiment und ein drohendes Concordat

mit dem Stellvertreter des Himmels und dem Erbfeinde der Welt und Menschheit. — Wie bedauere ich Sie, liebste theuerste Comteſſe, daß Sie in dieſem dumpfen Schwaden leben — nein, vegetiren müſſen! O wären Sie bei uns, mit uns, mitten in der wahren menſchlichen Freiheit! — Aber auch uns fehlt noch immer das Beſte — Sie! — Kein Glück, ſcheint es, ſoll vollkommen ſein. Wenn wir aber erreichen, wonach wir ſo ſehnlich verlangen, dann wird es zwei — und mich mitgezählt — drei glückliche Menſchen geben, wie dieſe miſerable Erde keine ähnlichen aufzuweiſen hat!“

Juſtine las dieſe und ähnliche Ergüſſe mit pochender Bruſt und fühlte nicht ſelten den Drang, das verſiegelte Blatt noch vor dem Termine zu eröffnen. Doch der letzte Wille eines Vaters iſt heilig! —

Ein glücklicheres Ehepaar als Baron Felix und ſeine Molli ließ ſich kaum denken. Er ein Vierziger, ſie bereits dreißig. Aber ſeit Jahren und Jahren hatte das junge Mädchen den Couſin im Stillen verehrt und geliebt. Das geſtand ſie ihm erſt auf der Hochzeitsreiſe. Und er! Ein nicht mehr junger Mann, in welchem ein ſo blühendes, lachendes, glückſeliges Geſchöpf ſeine

Welt, sein Alles findet — ein ernster Mann, der sich in den Wust der politischen Geschäfte gestürzt, um sein Herz zu betäuben, das er längst erstorben wähnte — er begegnet nun einem Wesen, einem kindlichen, ewig jugendlichen Wesen, das wie zu einem Mahadöh zu ihm aufblickt, ihn vergöttert, anbetet! Eine Leidenschaft erfaßt ihn, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten, die ganze Kraft einer aufgesparten Jugend macht ihn auf's Neue wieder jung. Die Gatten lebten auf dem Schloß wie ein Geßner'sches Schäferpaar. Da kam der ersehnte Moment — Molli glaubte sich Mutter zu fühlen. Allein sie erbleichte, erkrankte, mußte zu Bette. Die Hoffnung war getäuscht. Ein Wermuthstropfen in den Kelch der Freuden!

Felix war tief betrübt, suchte sein Weibchen zu trösten, zu zerstreuen. Er wollte Gäste laden, eine Reise mit ihr machen, sie in die Stadt bringen, in Gesellschaften, Theater, Concerte.

Molli sah ihn lächelnd an, fiel ihm dann um den Hals. „Ich habe Dich!“ rief sie aus. „Was will ich mehr? Was will ich noch? Nicht jeder heiße Wunsch kann sich erfüllen!“ — Ein Thränchen wurde

dabei doch aus dem Auge gedrückt. — In wenig Wochen war Molli wieder frisch. „Jünger und schöner als je!“ meinte ihr Gemahl.

Juſtine ſah dem Glücke der Beiden neidlos zu. Sie hatte ihr eigenes: Die Hoffnung, das Vertrauen auf ihren Carl, auf ſich ſelbſt. Freundſchaft und Beſchäftigung thaten das Uebrige. Sie vernachläſſigte weder die Lektüre, noch die Muſik, oder ihr Zeichnen und Malen. Das Landleben hatte große Reize für ſie wie für Molli. Sie machten Spazierritte mit Felix, ſchwammen im Schloßteich. Das Erntefeſt, die Weinleſe wurden mit allen Dorfbewohnern gemeinſchaftlich gefeiert. Zu Wintersanfang ergab man ſich ſo eifrig dem Schlittſchuhlaufen, daß Felix wiederholt erinnern mußte, wie man ſich ja doch vorgenommen, ein paar Wintermonate in Wien zuzubringen. Die Reiſe ward aber lange nach Weihnachten angetreten, nachdem ſich das Schloß gegenſeitig beſchenkt hatte, wobei das Dorf nichts weniger als vergeſſen blieb.

In Wien kamen ſich die drei Freunde wie Fremde vor. Der Aufenthalt wurde bedeutend abgekürzt. Zu

Anfang März 1853 waren sie bereits wieder in ihrer geliebten Landeinsamkeit.

Justine erhielt einen Brief von ihrer Schwester, der Fürstin, in Paris.

„Das ist jetzt das Herz der Welt," schrieb die Weltdame. „Das neue Kaiserreich wird ganz Europa mit seinem Glanze erfüllen, Louis Napoleon ist ein moderner Louis XIV. Und die Gräfin Montijo, unsere holdselige Kaiserin! Eine Schönheit, eine Hoheit, wie Du sie nicht ahnen kannst! Dabei ist sie fromm und gläubig, wie auch ich es bin — Du leider nicht! Ich bin selig, in der Nähe der hohen Frau weilen zu dürfen, die so gnädig ist, mich auszuzeichnen und auch Sympathieen für unser armes Polen an den Tag legt. Dabei ist sie, um die einheimische Industrie zu heben, auch die Göttin der Mode geworden. Alles richtet sich nach der Kaiserin Eugenie. Du solltest die Mäntel sehen, in denen wir uns bei Hofe präsentiren, oder die Kirchentoiletten für die „Madeleine." Wir hören dort einen Prediger — ein wunderbar schöner Mann! Und eine Suada, eine Salbung! Man zerfließt in Thränen dabei. — Doch was erzähl' ich das Dir! Der Schülerin eines Atheisten!

Im Ernſt geſprochen, Schweſter! Ich hoffe, Du haſt Deinen demokratiſchen Vagabunden endlich aufgegeben. Du zählſt nun volle dreiundzwanzig Jahre und unvermählt wirſt Du doch nicht bleiben wollen? Wir ſprechen darüber. Beſuche mich bald. In meinen Salons findeſt Du alle die Männer, welche die neue Zeit mit haben ſchaffen helfen, ſo die wackern Generäle; die Vertheidiger der Ordnung und die geiſtreichen Staatsmänner, einen Morny, einen Walewski, die der regierenden Familie ſo nahe ſtehen. — Kommſt Du recht bald, ſo kannſt Du mich Komödie ſpielen ſehen — zu einem frommen Zwecke, natürlich. Die angebetete Eugenie wird bei dieſer Gelegenheit mein Hôtel mit ihrem Beſuche begnaden. Beeile Dich alſo!

Was macht denn Felix mit ſeiner albernen Molli? Du hatteſt Recht, ſeine Hand auszuſchlagen. Wer ſich mit ſo Geringem begnügt, wie er, hatte nie einen Anſpruch auf Beſſeres, Höheres. — Hier ſind andere Männer! — Schreibe mir umgehend, ob ich Dir meine Kammerfrau ſchicken ſoll, um Dich abzuholen. — Mein Mann grüßt. Deine Bella.

P. S. Ich habe Herrn von Morny Deine

Photographie gezeigt. Er iſt entzückt von Dir, von Allem, was ich ihm von Dir erzählt. Er iſt aber ein Vogel, den alle Mädchen gern einfangen möchten. Avis au lecteur. — Sende mir eine zweite Photographie. Rathe, für wen!"

Juſtine war empört über die Frivolität der Schweſter, beantwortete den Brief kurz und ablehnend.

Molli trat — nein, ſprang zu ihr in's Zimmer, mit glühend rothen Wangen, die blitzenden Augen hell funkelnd vor Freude. „Weißt Du was Neues?" rief ſie ihr von Weitem entgegen. „Mein allerliebſter Felix will mich im nächſten Frühjahr auf eine große Reiſe mitnehmen."

„Wohin denn?"

„Nach Amerika. Denke Dir. Nach New-York."

Juſtine erröthete. „Nicht möglich!"

„Felix kennt meine Reiſeluſt. Und er iſt ſo gut, erfüllt jeden meiner Wünſche. Er rechnet aber darauf, daß Du uns begleiteſt."

„Ich?" Das Mädchen ſtand raſch auf.

„Ja, Du! Und wenn unſere jungen Freunde von Texas herüberkommen, wenn wir Alle in New-York zuſammentreffen — was für Freude, was für Entzücken!"

„Wenn das anginge“ — sagte Justine gedehnt.

„Warum sollt' es nicht? Ist's vielleicht unschicklich?“ brachte die muntere Frau mit einer komisch prüden Miene hervor. „Dein gestrenger Herr Vormund hat das so angeordnet und mein Felix weiß genau, was sich ziemt. Ich lasse Dir Zeit, darüber nachzudenken. Felix erwartet mich. Wir wollen den Reiseplan völlig in's Reine bringen.“ — Damit stürzte sie zum Zimmer hinaus.

Bald darauf hatte Justine eine geheime Conferenz mit ihrem Vormund. Die Reise wurde abgelehnt. „Sie müsse ihr vierundzwanzigstes Geburtsfest abwarten,“ erklärte sie ihm.

„Das ist am achtzehnten April, nicht wahr?“

„1854. Im nächsten Jahr. Da entscheidet sich mein Schicksal.“

„Gut. Wir treten die Reise am neunzehnten an.“

„Oder gar nicht! Ich wenigstens,“ sagte das Mädchen aufgeregt.

Felix ergriff ihre beiden Hände: „Ruhig, liebes Kind!“ mahnte er. „Ich setze alle Hoffnung auf Ihren guten und verständigen Vater. Wird er zwei Herzen

trennen wollen? Zwei Seelen, wie die Eurigen? Wenn aber doch — gerade heraus! Was soll ein Veto aus dem Grabe? Darf Euch das abhalten, glücklich zu werden?"

„Oder unglücklich, mein Freund! — Nein, nicht ohne meines Vaters Segen! Daran halt' ich fest."

Den ganzen nächsten Winter blieben die Drei auf dem Lande. Felix las jeden Abend Reisebeschreibungen vor oder erzählte von Reisen. Molli war ganz Ohr, ihre Erwartung auf's Höchste gespannt. Eine Weltfahrt über den Ocean! Und an ihres Felix Seite! Sie konnte das Glück kaum fassen. — Justine blieb in sich gekehrt. Jeder Tag, der sie ihrem Geburtsfeste näher brachte, erfüllte sie mit frischer Hoffnung, wie mit neuen Zweifeln. Am siebzehnten April war sie einer Ohnmacht nahe, langte hundertmal nach dem verhängnißvollen Blatt, las unaufhörlich die Ueberschrift: „Meiner lieben Tochter Justine."

„Nein, er kann mich nicht unglücklich machen wollen! Der beste Vater! Er kann nicht!" rief sie schmerzvoll aus. „Aber sein Wille geschehe!" fügte sie ergeben hinzu.

Felix trat raſch, aber leiſen Schrittes in's Zimmer. „Sie ſind unruhig, liebe Juſtine?“ ſagte er freundlich.

„Nun, morgen iſt's ja vorüber — ſo oder ſo!“ bemerkte ſie und zwang ſich zu einem Lächeln, drückte dem Freunde die Hand.

Felix betrachtete ſie aufmerkſam. „Sie ſind blaß und aufgeregt, Ihre Hand iſt eiskalt.“

„Morgen iſt Alles anders!“ ſagte ſie tonlos.

„Vielleicht heute ſchon!“ meinte der Freund lächelnd.

„Heute?“ — Sie erhob die Augen, ſah ihn an.

„Ich wollte Sie vorbereiten — auf eine große Ueberraſchung, eine Freude —“

„Er iſt hier?“ rief ſie plötzlich im Ton des Entzückens.

„Ja, die Freunde ſind angekommen!“

Die Thüren ſprangen auf. Günter und Chalybeus ſtürzten herein, Molli folgte.

„Juſtine!“ Günter warf ſich ihr zu Füßen. Sie ſchloß ihn feſt in ihre Arme, nahm ihn beim Kopf, ſchluchzte, lachte, war wie außer ſich. Der Freund nicht minder. Chalybeus ſtand im Winkel und heulte. Molli zog ihn hervor. „Da iſt noch Einer!“ ſagte ſie. Juſtine

schloß beide Freunde heftig an sich. „Jetzt möchte ich sterben!“ rief sie aus.

Jeder Tag vergeht und so auch dieser. Die Freunde saßen noch um Mitternacht zusammen.

„Um Ein Uhr des Morgens bin ich zur Welt gekommen,“ verkündete Justine. Man wartete den Schlag der Stunde ab. Das versiegelte Blatt lag auf dem Tisch. Justine zitterte heftig. Günter umschlang sie. „Sei stark, mein standhaftes Mädchen!“

Sie langte nach dem Blatt, hielt inne. „Erbrechen Sie's!“ sagte sie zu Felix. „Verkünden Sie mir mein Schicksal.“

Felix löste das Siegel, warf einen Blick in die Schrift. „Sie hatten einen edlen Vater!“ sagte er bedächtig. „Hören Sie, was er schreibt.“ Er las:

„Liebstes Kind! Ich bin dem Scheiden zu nahe, um noch einen freien, unbefangenen Blick in das frische, volle Leben werfen zu können. Nun gar in ein junges Leben, wie das Deine. Du hast mir im vorigen Winter Deine Liebe zu dem jungen Günter eingestanden. Es hatte mich überrascht, Du weißt — mich innerlich beschäftigt, wohl auch gequält. Ich habe seitdem viele

Tage, viele ſchlafloſe Nächte über Deiner Eröffnung nachgegrübelt!“

Juſtine verhüllte ihr Haupt, Molli flüſterte ihr zu, Günter ſaß in ſich gekehrt.

Chalybeus ärgerte ſich im Stillen über den todten Grafen, der ſeine Tochter noch nachträglich quälte.

„Faſſen Sie Muth, liebe Juſtine!“ ſagte Baron Felix, der inzwiſchen für ſich weiter geleſen. „Noch einmal! Ihr Vater war der edelſte Mann!“ — Er fuhr im Vorleſen fort:

„Du biſt kein gewöhnliches Mädchen, verliebte Launen beherrſchen Dich nicht. Eine Heirath iſt aber auch nicht blos Sache des Herzens, beſonders in Deinen Verhältniſſen. Denke an Deine Mutter, Deine Schweſter — denke an die Welt. Du biſt nun einmal eine Gräfin Weißenſtein und müßteſt als Frau Günter wohl für immer aus Oeſterreich ſcheiden.“

(„Was wär' das für ein Unglück?“ dachte Chalybeus bei ſich ſelbſt.)

„Glaube mir, mein Kind, man giebt nicht ſo leicht Vaterland, Familie, Freunde auf, Alles auf, womit wir

ſo enge verknüpft, verwebt, mit den innigſten Lebensfäden umſponnen ſind.

Meine Schwäche nimmt zu. Ich ſchreibe an den letzten wenigen Zeilen in Abſätzen, ſeit drei Tagen. Ich ſchließe heute — ſonſt wird es wohl zu ſpät."

(Juſtine konnte ihr Schluchzen nicht länger unterdrücken.)

„Wenn Du dies lieſeſt, ſind Jahre über Dein Geſtändniß dahin gegangen. Du zählſt dann volle vierundzwanzig. Dein Verſtand iſt längſt reif. Iſt Deine Neigung zu ihm auch heute noch ſo tief, wie Du mir damals betheuert? Erforſche Dein Herz. Ich kann Dir nicht rathen. Ich werde dann längſt nicht mehr ſein. Sprich mit unſerm Freunde Felix. Was er Dir räth, was er billigt — — Die Hand verſagt mir. Die Gedanken.

Mein Segen über Dich! Ueber Euch Alle. Ueber Dich! Du warſt mein liebſtes Gut.

Dein Vater

Anton Graf von L...ſtein.

Wien, im Oktober 1851."

Nicht bald waren fünf zuſammengehörige Menſchen in gleicher Bewegung und Rührung vereinigt. Dieſe Nacht blieb ihnen Allen unvergeſſen.

Am nächſten Morgen ſtand Felix mit ſeiner Molli am offenen Fenſter, das nach dem Schloßpark ging. Sie lächelten einander wie im Einverſtändniſſe zu, als ſie Günter und Juſtinen erblickten. Das Paar ſchritt Arm in Arm langſam und in innigem Geſpräch in der bereits zart belaubten Baumallee auf und ab.

Chalybeus ſaß ziemlich ferne von ihnen, im Strauchwerk halb verborgen, ſeinen Horaz in der Hand. Er las lächelnd für ſich und mit einem ſeelenvollen Blick auf die Beiden.

Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem.

Fünfzehntes Capitel.

Epilog.

Nach tausend Jahren kehrt die Welle
Wiederum zu ihrer Quelle!
Alter Spruch.

Wer auf eine lange Reihe seiner Lebensjahre zurückblickt, welche Phasen, welche inneren Wandlungen stellen sich ihm dar! Bin ich derselbe? Bin ich denn noch ich? möchte man sich fragen. Und doch ist und bleibt es derselbe Lebenskeim und Kern, der sich seiner Natur gemäß mehr oder minder farbig und kräftig entwickelt. Und so auch die Völker, die Staaten. Was war Oesterreich vor dem März 48? Was nachher? Das lange unterdrückte österreichische Ich erwachte aus seinem Schlummer, erhob sich zu einer Art Selbstbewußtsein; es tobte und schäumte im Vollgefühl seiner jungen Kräfte und Säfte, übernahm sich wohl auch — da ward ihm der Dämpfer aufgesetzt. Das Ich hatte gegen sich selber gewüthet, die verschiedenen nationalen Separat-Ich's schlugen in tollem Kampfe gegen einander los,

und ein Jedes wollte für das Gesammt-Ich gelten. Es scheint, die Entzweiung mußte voran gehen, doch war die höhere Einheit noch lange nicht gefunden.

Im Jahre 1854 hatten sich unsere Reisenden nach New-York und Texas begeben. Baron Felix und Molli kehrten im nächsten Jahre nach Oesterreich und Wien zurück. Die anderen drei verblieben in der friedlichen Kolonie.

Welche Wandlungen in unserem Vaterlande im Laufe der nächsten zwanzig Jahre! Ein unseliger Vertrag wollte uns als geistige Heloten der Priesterherrschaft überliefern und damit das Mittelalter auf's Neue herauf beschwören, dessen scholastische Phantome das übrige kultivirte Europa im Bunde mit der Wissenschaft längst in ihr wesenloses Nichts gebannt hatte, und für immer! — Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Welt, zumeist durch die österreichische. An dem gesunden Sinne des Volkes mußte, wie voraus zu sehen, jener päpstlich-ministerielle Anachronismus scheitern. — Daß wir später Provinzen verloren, will wenig bedeuten; sie hingen nur lose an uns und zur Noth, waren nie Fleisch von unserem Fleische, wären das nie geworden. Schlimmer der Bruderkampf, der uns aus Deutschland

drängte — doch nöthigte er uns, zuſammen zu halten, uns zuſammen zu nehmen, nach und nach auf eigenen Füßen zu ſtehen, und allen Experimenten feudaltrotziger Nationalen und unkluger Staatsweiſen hartnäckigſten Widerſtand zu leiſten. Die Idee, welche am 13. März leuchtend aufgetaucht, mußte ſchließlich zur Wahrheit werden. Das Verfaſſungsleben hat begonnen, und die ſcheinbare, wohl vorübergehende „Zweitheilung“ wird das Reich nicht hindern, einig und ſtark zu werden und ſich in der Folge die beſſere Form der Exiſtenz zu geben, die noch nicht gefunden iſt.

* * *

Die Kolonie in Texas betrachtete alle die wechſelnden, die ſchlimmen wie die guten Phaſen mit Aufmerkſamkeit und Antheil, mit Angſt, Schmerz und Freude. Weder Günter noch Juſtine konnten ihr Vaterland vergeſſen; Chalybeus war mehr Weltbürger und ſonſt nur Pädagog und Anhängſel der Günter'ſchen Familie, welche ſich im Laufe der Jahre auf drei Knaben und zwei Mädchen angewachſen hatte. Der älteſte Junge hieß

Hans wie der Freund, und sprach bereits mit zwölf Jahren römisch und altgriechisch wie deutsch und englisch.

Die Handelskolonie blühte von Jahr zu Jahr mehr auf, Günter war reich geworden. Mit ein und fünfzig Jahren, (denn so viele zählte er im Jahre 1874 und sein Haar begann zu bleichen) liebte er seine Justine noch eben so zärtlich wie als junger Mann von zwei und zwanzig. Das Alter der Frau Günter möge die geneigte Leserin aus früheren Angaben gefälligst selber nachrechnen. Wer Justine sah, mußte fehl rathen, ihr nicht viel über dreißig geben. Sie war nun freilich die zarte und schlanke junge Nymphe nicht mehr, hatte die behaglich-angenehme Fülle, wie sie der Mutter und Hausfrau ziemt; aber die frischen Wangen, Augen und Mund waren jung wie die wohlgeformten weißen Hände. Auch war sie beweglich geworden, schuf emsig im Hause, nicht minder in der Kinderstube —

„Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben."

Das Letztere war besonders nöthig, denn die zwei jüngsten männlichen Sprossen, elf- und neunjährig, waren Teufelsrangen. Der Aelteste, der nun beinahe

achtzehnjährige Hans, kräftig, tüchtig, ernsthaft, ein Abbild des Vaters, den er auf's Höchste verehrte. Sonst ahmte er, nicht immer zu seinem Vortheile, die steifen Manieren seines geliebten Lehrers Chalybeus nach. Die Mutter mußte lächeln, besonders wenn Hans gar zu häufig latein oder griechisch citirte; sie wollte aber nichts dagegen sagen — es konnte den Freund beleidigen.

Das ältere Mädchen von sieben Jahren glich auffallend der Mutter, das jüngere, vierjährige, dem Vater.

Eine glückliche Familie! Und doch lief bisweilen ein Schatten über Justinens dunkle Augen, und auch Günter hatte seine Momente ernsten Nachdenkens. Zufällig citirte sein Hans die Verse:

„Nescio qua natale solum dulcedine captos
Ducit, et immemores non sinit esse sui. —"

„Ueberſetze das in's Griechiſche, Junge!" gebot Chalybeus, mit einem Seitenblick auf den Vater.

„Statim! Iſtico! Parautika — ſagte Hans und ſchritt zur Thüre hinaus. —

Chalybeus trat zu Günter, der unthätig am Fenſter ſtand, auf die Scheiben trommelte. Er ergriff die Hand des Freundes.

„Worüber ſinnſt Du? — Quid melius Roma? — Sag's nur! Du denkſt an Wien."

„Meine liebe Frau noch weit mehr als ich!" verſetzte Günter. „Wir haben auch viel und lange darüber geſprochen und verhandelt. Du weißt, ich habe mein öſterreichiſches Staatsbürgerrecht beibehalten, mich darum auch nicht in's Repräſentantenhaus wählen laſſen."

„Schade darum!" meinte Chalybeus.

„Warum? Auch in Oeſterreich giebt es dermalen einen Reichsrath, ein parlamentariſches Miniſterium."

Chalybeus ſchüttelte den Kopf.

„Ich traue dort dem Landfrieden nicht!" ſagte er bedenklich. „Bei Euch iſt keine Conſequenz. Heute weiß, morgen ſchwarz. Ein salto mortale auf dem Andern! Auch ſind die Pfaffen noch immer am Brett. — Aber Du haſt das Heimweh?"

„Wir Beide. Meine Frau und ich. — Ich habe hier tüchtig gearbeitet, durch volle zwanzig Jahre, es geht mir auch wohl, uns Allen, aber —"

„Hm! Dich lockt's nach der Heimath?"

„Auch die Kinder möchten für ihr Leben gern Europa kennen lernen —" fuhr Günter fort. „Die

Reiſe iſt halb und halb beſchloſſen. Ob wir dort bleiben, eine andere Frage. — Felix und Molli würden uns jedenfalls mit offenen Armen empfangen. Zudem — Juſtine findet dort das Grab ihres Vaters, auch hat ſie noch Verwandte —"

„Ihre Brüder, nun ja! Par nobile fratrum! Und die fürſtliche Frau Schweſter, die ſich nach dem Sturz des Napoléon le petit in eine Art Jeſuitenkloſter zurückgezogen haben ſoll —"

„Gleichviel! Die arme Frau ſehnt ſich nun einmal nach der Heimath."

„Wenn das iſt — was biſt Du für ein Gatte, wenn Du uns nicht noch heute alle mit einander einſchiffſt?" rief Chalybeus eifernd. „Unſere Juſtine will's? Que femme veut, Dieu veut! Nun gar ſo ein Muſterweib!"

Man ſieht, der treffliche Menſch hatte ſeinen Reſpekt vor der ehemaligen Comteſſe noch immer beibehalten; ja, ſeine Theilnahme für ſie hatte ſich noch erhöht, ſeit dem ſie zum erſten Mal Mutter geworden.

Die Reiſe nach Europa wurde bald darauf beſchloſſen und brachte unter den Kindern, den größeren,

wie den kleinen, die ungeheuerſte Aufregung und den höchſten Jubel hervor. Sogar die vierjährige Molli klatſchte in die Hände und fragte die Mama, ob es denn in Wien auch gerade ſo Menſchen gäbe wie hier.

Im Auguſt 1874 durchſchiffte die glückliche Familie munter und wohlgemuth die Wogen des Oceans.

* * *

Baron Felix und ſeine Molli lebten die ganze Zeit her auf dem Gute, machten inzwiſchen größere oder kleinere Reiſen. Molli hatte ihren Gatten nach einer kleinen Pauſe von einigen Jahren mit einem Töchterlein beſchenkt. Die nun bald fünfzehnjährige Juſtine war hochblond wie die Mutter und dem Vater wie ſie an's Herz gewachſen. Der ehemalige „geheime Hofrath" war auch längſt wieder politiſch thätig und ſaß bereits ſeit drei Jahren im Herrenhaus, wo er natürlich jederzeit mit der liberalen Partei ſtimmte. Der noch friſche Sechziger war nur etwas ſchlanker geworden; dagegen hatte Molli an Embonpoint bedeutend zugenommen und an Munterkeit nichts verloren. Die bereits fünfzigjährige Frau war noch immer angenehm, konnte auch

noch für hübſch gelten. Die blonde Tochter war reizend, heiter und gutmüthig wie die Mama.

Unſere Europareiſenden waren durch eine Laune des Zufalls beinahe gleichzeitig mit den Nordpolfahrern in Wien eingetroffen und mußten ſich ſagen, daß der öſterreichiſche Jubellärm dem amerikaniſchen wenig nachſtehe.

„Immer beſſer wie damals!“ meinte Chalybeus — „als ſie dem zweideutigen Jellachich den Fackelzug brachten. Ich wenigſtens ziehe die Payer's und Weyprecht's vor. Cedant arma togae! Nur dieſe „Inſeln“ und „Caps“ mit Philiſter- und Banquiersnamen kann ich nicht eben billigen und daß das eiskalte „Franz-Joſephsland“ durchaus nicht als Aequivalent für die verlorene Lombardei gelten kann, das liegt auf der Hand!“

Wie ſehr die Freunde ſich gegenſeitig des Wiederſehens nach ſo langer Trennung freuten, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Die Kinderphalanx, welche Juſtine vorführte, erregte Frau Molli's Erſtaunen. Die beiden Knaben, junge Rieſen, waren bald wie zu Hauſe.

Juſtine die Jüngere ſetzte ihnen Früchte und Backwerk vor, worüber ſie ſich ohne Umſtände hermachten, der zarten Spenderin aber mit ſo derben Liebkoſungen zuſetzten, daß ſich der ältere Bruder Hans ſchützend vor das zarte Fräulein ſtellen mußte. „Quos ego!“ drohte er den Jungens, die ſich mit Bocksprüngen davon machten. — Hans aber wendete ſich galant zu der blonden Schönheit, entſchuldigte die unartigen Brüder, ſagte ihr verbindliche Worte, welche das Mädchen freundlich und nicht ohne Erröthen erwiderte. Die beiden Mütter und Freundinnen lächelten ſich einander zu und ſchienen nicht unzufrieden mit dieſer erſten Annäherung der jungen Leute, in denen ſie vielleicht bereits im Geiſte ein künftiges Paar erblickten.

Juſtine fragte nach ihren Geſchwiſtern. Graf Lothar war durch die Bemühungen ſeiner proteſtantiſchen Gemahlin ſeit Jahren Geſandter in Rio Janeiro und ſeit dem Tode der Eltern außer allem Verbande mit der Familie. Fürſtin Arabella, welche vor zwei Jahren Wittwe geworden, hatte ſich merkwürdiger Weiſe mit ihrer Schwägerin Lauretta (Benigna) eng verbunden und beförderte mit ihr die Zwecke des Ordens. In der Gering-

ſchätzung ihres Bruders Guido wetteiferte ſie mit ſeiner gräflichen Gemahlin. Der vernachläſſigte Gatte ergab ſich im Stillen dem Trunke. — Die Fürſtin hielt auch zu einer gewiſſen Hofpartei, welche noch immer insgeheim gegen die Verfaſſung und das Miniſterium intriguirte, mit wenig Ausſicht auf Erfolg — vor der Hand.

Juſtine gedachte die Schweſter mit einem Beſuche in Scharfenſtein zu überraſchen.

„Weißt Du auch, daß unſer Chalet in eine Art Bet- oder Sammlungshaus umgewandelt iſt?“ eröffnete ihr Günter. „Schreibe ihr erſt. Wer weiß, ob Du ihr dort gelegen kommſt!“

Der Brief wurde ziemlich ausweichend beantwortet. „Wir ſind hier eine Espèce von Büßerinnen,“ — ſchrieb die noch immer reizende Fürſtin, — „und geben uns mit weltlichen Dingen nur in ſo fern ab, als das Heil der Kirche damit in Verbindung ſteht. Glaube darum nicht, daß wir uns kaſteien oder allen Freuden des Lebens gleich den Trappiſten entſagen. Wir ſind geiſtige Weltmenſchen, müſſen mit der Welt leben, da wir auf ſie einwirken wollen. Sieh Dir unſer Treiben mit an. Ich zweifle aber, daß es Dir beſonders zuſagen

werde. Du biſt und bleibſt eine Idealiſtin — wir ſind praktiſch fromm. — Den Verluſt meines Mannes hab' ich Dir nach Texas gemeldet. Mein Jagello iſt ſeit den Folgen des unſeligen „Sedan" in Chiſlehurſt, als Spiel- und Studiengenoſſe des künftigen Kaiſers der Franzoſen. Die demokratiſche Tante verzeihe ihm ſeine monarchiſche Richtung. — Der Himmel ſchütze Dich!

P. S. Grüße Deinen Mann. Du haſt vier oder fünf Kinder? Sind das auch lauter „Völklinge" und Nationaliſten? Ich mahne und warne wohl vergebens! Mais travailler à la conversion des pécheurs et des pécheresses, voilà mon metier à moi.

Arabella-Gräfin Weißenſtein,
verwittwete Fürſtin Sulkowski."

Wer wird eine Schweſter beſuchen wollen, die in dieſer Weiſe ſchreibt? — Der Stil der immerhin geiſtreichen Fürſtin hatte übrigens an Frivolität ſeit Paris zugenommen. Daran mag, wie wir vermuthen, der franzöſiſche und imperialiſtiſch geſinnte, von den Deutſchen auf's Haupt geſchlagene galante General ſeinen Antheil haben, welcher die ſchöne Wittwe nach Scharfenſtein be-

gleitet hatte, ſich dort in der Nähe des Schloſſes anſiedelte, und welchem man die petites entrées in das mehr erwähnte „Sammlungshaus“ um ſo weniger verweigern durfte, als er dazu beſtimmt war, die Verbindung zwiſchen der Exkaiſerin und der jeſuitiſchen Fürſtin aufrecht zu erhalten. — Arabella war ihrem Manne phyſiſch treu geblieben — allein ihre Phantaſie war unter dem Kaiſerreich verderbt worden und es bedurfte kaum der Lehren und des Beiſpiels der viel erfahrenen Lauretta, um in der ohnehin gemüthloſen Fürſtin den letzten Reſt von Sitte und Scham zu erſticken. —

Juſtine fühlte ſich ſchmerzlich berührt durch die abweiſende Kälte der Schweſter, der Jugendgeſpielin, nach deren Anblick ſie ſich nach ſo langer Trennung geſehnt hatte. Allein die Jugend verraucht eben bald oder verhärtet ſich. Nur wahrhaft gute Menſchen bleiben jung. Auch iſt nichts gefährlicher, als ſich zu trennen, und nichts unwahrſcheinlicher, als ſich wieder zu finden.

Die Männer fanden ſich weniger getäuſcht. Denn als Günter und Chalybeus ihren weiland Studien-

kollegen Peterlein in deſſen nunmehr „verfaſſungstreuem“ Kaffeehauſe aufſuchten, kam ihnen die alte treue Seele unverändert entgegen. Der wackere Kaffewirth und ſeine inzwiſchen übermäßig dick gewordene Ehehälfte vergoſſen Thränen des Entzückens und wurden nicht müde, die Freunde zu umarmen.

„Sie haben ſich nur wenig verändert, Herr Günter,“ — bemerkte Frau Brigitte, — „und gleichen noch immer dem ſeligen Ludwig Löwe.“

„Da iſt aber noch ein Freund, oder er iſt es geworden!“ rief Peterlein und wies auf einen neuen Stammgaſt, der von ſeinem gewohnten Platze aufgeſtanden war und ſich, die Augengläſer hin- und herſchiebend, langſam näherte.

Hofrath Wenzel Rucicka, bereits unter dem Bürgerminiſterium penſionirt, hatte ſein Käthchen an den Folgen einer Fehlgeburt längſt verloren, dagegen ſeine einzige Tochter, das Ebenbild der Mutter, an eine induſtrielle Celebrität vor kurzem höchſt vortheilhaft verheirathet. Der ehemalige Poliziſt war nun der Obmann eines liberalen Wahlcomité's! So lebte der Mann cum otio dignitate, wie Chalybeus bemerkte,

und zu Günter gewendet halb ſcherzhaft hinzu fügte: „Die Freigelaſſenen ſind zuletzt doch wirklich frei geworden! Hunc ego consiliarium aulicum liberum esse ajo.“

Auf dem weitläufigen Schloſſe des Baron Felix war die Familie Günter bequem einquartiert worden. Einſtweilen proviſoriſch. Sollten ſie in dem erneuten Oeſterreich bleiben? Man ſchien noch unſchlüſſig.

„Ich meines Theils lebte lieber hier, als in dem verpreußten Deutſchland!“ äußerte ſich Chalybeus. „Und ich bin doch ein Deutſcher. Aber eben weil ich's bin, es mit dem Herzen bin! Die preußiſche Tapferkeit in Ehren, die Rührigkeit dort, das Wiſſen, der Verſtand! Aber man hat kein Gemüth zu den Leuten. Wien iſt im Grunde deutſcher als Berlin!“

„Es war deutſch!“ ſagte Günter ernſthaft.

„Hm! Es kann's wieder werden. Nur ja nicht boruſſiſch! Dafür bin ich zu ſehr Holſteiner.“

„Begnügt Euch, daß wir wiederum ein Oeſterreich haben,“ — bemerkte Felix. — „Du erinnerſt Dich unſeres alten Streites, lieber Günter? Nun, Dein Ideal iſt nicht erreicht, doch wir haben dermalen etwas, womit wir Beide zufrieden ſein können.“

„Wenn's nur anhält!“ brummte Chalybeus in ſich hinein.

„Dich hat es hierher zurück gezogen?“ ſagte Günter und ergriff die Hand ſeiner Frau.

„Hier ſtand meine Wiege,“ — ſagte Juſtine ſanft, — „hier ſchlummert mein Vater, hier möchte ich einſchlafen!“

Die Kinder ſtürmten herbei, denn es ging auf Mittag. Hans Günter führte die blonde Schöne mit etwas ſteifer Galanterie am Arm.

„Juſtine, wir bleiben!“ Günter drückte ſeiner Frau die Hand. — „Sieh, da iſt unſer junges Oeſterreich, Felix!“ — Er wies auf den Nachwuchs.

„Oder das junge Deutſchland!“ rief der unverbeſſerliche Chalybeus. „Das Meer zieht die Flüſſe an. Von wannen wir ausgingen, dahin gelangen wir wieder. Das wahre Deutſchland iſt noch nicht, aber es muß werden, und die Welle, Deutſch-Oeſterreich, muß zur Urquelle zurück ſtrömen. Und wenn es erſt heißt: Initium Germaniae —“

„Sie drohen mit Finis Austriae, mein Freund?“ unterbrach ihn Felix lächelnd. „Dahin iſt wohl noch

weit. Doch freilich, kein Reich währt ewig! Wie Babel, Ninive und Rom bezeugen. Das Staatengebilde, wie das Menſchenbild, bringt im Entſtehen den Keim des Untergangs mit ſich, und an den Fehlern und Irrthümern, die uns eine eiſerne Nothwendigkeit zu begehen zwingt, ſiechen wir dahin und vergehen wir."

„Wir Alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde."

Ende.

Druck von Otto Janke in Berlin.